



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

UC-NRLF



B 2 874 074



CU LCM) 79

Wille und Macht

Herorgan der nationalsozialistischen Jugend



V. 10: 7-12
Jul - Dec 1942
new

HERAUSGEBER: BALDUR VON SCHIRACH

Inhalt:

Spanien im Krieg

Serrano Suñer über die Politik seines Landes
Die Tovar | *Spanien als Reserve* — Heinz Barth, Madrid | *Iberische Spannungen*
Dieterich, Madrid | *Die Generation 98* — Gertrud Richert | *Charaktere*
spanischer Kunst — Walter Bastian, Madrid | *Vortrupp und Nachhut*
„Santa“ — *Aus dem Bordbuch des Christoph Kolumbus und Gracians Har*
Kunstdruckbeilage | *Alte und neue spanische Malerei*

Zeitschrift / Heft 7

Berlin, Juli 1942

Preis 30 Pf.

INHALT

- Ramon Serrano Suñer, Minister des Auswärtigen, Madrid:
Spanien und dieser Weltkrieg
Antonio Tovar: *Spanien als Reserve*
Heinz Barth, Madrid: *Iberische Spannungen*
Gertrud Richert: *Charakter und Ausdruck spanischer Kunst*
Murillo: *Himmelfahrt Mariae (Zeichnung)*
Anton Dieterich, Madrid: *Die Generation 1898*

AUSSENPOLITISCHE NOTIZEN

- Walter Bastian, Madrid: *Vortrupp und Nachhut*
Heinz Barth: „*Semana Santa*“

ERLESENE

- José Antonio Primo de Rivera
Aus dem Bordbuch des Christoph Kolumbus
Friedrich von Schiller: Kolumbus
Gracians „Kunst der Weltklugheit“

KUNSTDRUCKBEILAGE

- Manuel Benedito Vives: Rückkehr von der Jagd
(Farbaufnahme Zander, Berlin)
Murillo: Ausschnitt aus „Quellwunder des Moses“
Goya: Selbstbildnis
Enrique Ricart Nin: Der Fischfang (kolor. Holzschnitt)
Farbaufnahme: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, Berlin

Photos: Anderson, Rom (2); Rompel, Hamburgische Kunsthalle (1)

Die Hefte unserer Zeitschrift erscheinen am 20. jedes Monats

Wille und Macht

Führerorgan der nationalsozialistischen Jugend

HERAUSGEBER: BALDUR VON SCHIRACH

Jahrgang 10

Berlin, Juli 1942

Heft 7

Ramon Serrano Suñer:

Spanien und dieser Weltkrieg

DD 253
AIWS
v.10.7-12

Der gegenwärtige Krieg kennt keine müßigen Zuschauer. Es gibt kein Volk von historischer Persönlichkeit mehr, dem der Ausgang dieser Auseinandersetzung gleichgültig wäre. Taktische und strategische Erwägungen, niemals aber Gleichgültigkeit, entscheiden darüber, daß einige im Zustand der Nichtkriegführung verharren.

Dieser Krieg, dessen Hauptträger Deutschland ist, kann nicht als ein Krieg Deutschlands betrachtet werden. Es ist kein Kampf, der sich nur um das eigene Schicksal eines Landes bewegt. Es ist, als ob alle Völker um jenes Land herum wachgerüttelt seien, um, gemeinsam aufgerufen, an eine große Neuordnung heranzugehen, die am bevorstehenden Tag der Entscheidung ihre Erfüllung findet.

Wie dramatisch und erhaben auch das Schauspiel wirken mag, wenn ein Volk um sein Recht kämpft, so bliebe es dennoch unerklärlich, daß sich nur deshalb alle übrigen Länder gleichsam mitbetroffen fühlten. Es geht heute nicht um eine Revision des Versailler Vertrages. Es wird nicht mehr um irgend etwas gekämpft, sondern es geht ums Ganze. Die Macht, die bisher die Weltordnung bestimmte, geht in andere Hände über. Der heutige Krieg leitet eine neue Epoche ein: eine Neuordnung der Kultur, Wirtschaft und Politik, der geographischen Gegebenheiten und der Machtverhältnisse. Wer kann angesichts einer solchen Lage der Dinge beiseite stehen? Wer fühlt sich nicht unmittelbar angesprochen und berührt? Es gab Völker, die, im Vollbesitz ihrer Kraft, in der Lage waren, ihr Schicksal selbst zu bestimmen und auf Grund ihrer geschichtlichen Vergangenheit und angesichts des Gebots der Stunde zu handeln. Und es gab andere Länder, deren freier Entschluß durch mißliche politische Traditionen gehemmt war und die sich in innere Widersprüche verwickelt sahen, die aber trotzdem nicht umhin konnten, eine entsprechende Haltung einzunehmen.

Kurz bevor für Deutschland der Krieg begann, war es Spanien gelungen, seine Freiheit und Unabhängigkeit zu erlangen. Damit hatte es seine Entscheidung bereits vorweggenommen. Der ganze europäische Konflikt war vorher in

Spanien ausgetragen worden. In unserem Bürgerkrieg — wenn auch viele in ihrer Kurzsichtigkeit anderer Meinung sind — handelte es sich nicht um rein innerpolitische Fragen, sondern gerade darum, die grundsätzliche Einstellung eines Volkes im Kampfe um zwei gegensätzliche Weltanschauungen festzulegen. Man halte sich die politischen Tatsachen vor Augen: Spaniens Machtposition war durch Frankreich und England vernichtet worden, die bei verschiedenen Gelegenheiten unseren territorialen Besitz schmälerten, innere Zwistigkeiten begünstigten und — bei der geltenden technischen und militärischen Entwaffnung — unserer moralischen Zersetzung so sehr Vorschub leisteten, daß man uns politisch und wirtschaftlich geradezu als Kolonie betrachtete. Das letzte Werk der französisch-englischen Einmischung war die Ausrufung der Republik, in die bald die kommunistische Gefahr hineinverpflanzt wurde. Wenn damals der Weltkrieg ausgebrochen wäre, so hätte sich Spanien entweder mit den Demokratien verbündet oder es wäre der Richtblock gewesen, auf dem das sowjetrussische Beil Europa den Todesstreich versetzt hätte.

Man bedenke, was es für den Verlauf des Feldzuges im Westen bedeutet hätte, wenn auf einem zerklüfteten und äußerst schwierigen Kriegsschauplatz gekämpft worden wäre, wenn die Frontlinie ohne Unterbrechung bis an die Sahara herangereicht hätte und drei Millionen Spanier die schwach gewordenen Überreste der „grande armée“ verstärkt haben würden. Man bedenke ferner, wie ganz anders der Machtfaktor Rußland gewirkt hätte, wenn es Spanien als willfähiges Instrument am Westrand Europas hätte verwenden können. Die nationale Erhebung und der von ihr errungene Sieg befreiten Spanien von diesen Fesseln und verhinderten die Ausbreitung jener asiatischen Macht; gleichzeitig aber war damit unsere Haltung für die gegenwärtige Auseinandersetzung klar vorgezeichnet.

Wäre der gegenwärtige Krieg einige Jahre später ausgebrochen, ist sehr leicht vorauszusagen, welche Haltung das von jenen Mächten befreite Spanien eingenommen hätte.

Man darf jedoch die Gründe unserer moralischen Aufmarschstellung bei diesem Kampfe nicht nur in den Gefühlen der Zuneigung und Dankbarkeit suchen, die wir für diejenigen empfinden, die uns als Freunde in den Stunden der Not zur Seite standen, und nicht nur in der klaren und folgerichtigen Entwicklung unseres Anspruches auf Recht und Freiheit anderen gegenüber; sie beruhen vielmehr auch auf unserem Bekenntnis zu einem neuen politischen Prinzip und auf der Überzeugung, daß wir nur uns eigene Werte besitzen, die die Neuordnung Europas wesentlich bereichern können.

Ideologisch stehen wir als Eigenpersönlichkeit im Block der nationalen revolutionären Bewegungen (Sozialisten oder Syndikalisten) im Gegensatz zu Demokratie und Kommunismus. Historisch betrachtet gehören wir dem Block jener Völker an, die ihr Recht fordern gegenüber Unrecht und Ausplünderung.

Wir stehen aus innerer Notwendigkeit heraus im Block derer, die für das Neue kämpfen und für eine bessere Zukunft, im Gegensatz zu der veralteten und schwachen Welt.

Dies gilt für den ersten Abschnitt dieses Krieges — für dessen intereuropäische und westliche Etappe —, für die wir bereits im voraus eine Million Toter geopfert hatten.

An der zweiten Phase des Krieges — gegen Rußland — nimmt Spanien militärisch teil mit einer repräsentativen und heldenmütigen Auslese seiner Jugend. Jetzt geht es nicht mehr um Rechte und Behauptungswillen einzelner in ihrer

innereuropäischen Polemik, sondern um den Fortbestand Europas selbst als Gemeinschaft freilebender Menschen angesichts seiner Bedrohung durch die Diktatur eines wesensfremden brutalen Untermenschentums.

Spanien ist sich in jedem Augenblick bewußt, welcher Platz ihm in Europa zukommt, während nun unser Kontinent seine einheitliche Verschmelzung sucht und auf dem gemeinsamen Schicksalswege kraftvoll der Herrschaftsanspruch der Besten zum Durchbruch kommt, nämlich derer, die noch etwas zu sagen haben.

Antonio Serrano Suñer

Antonio Tovar:

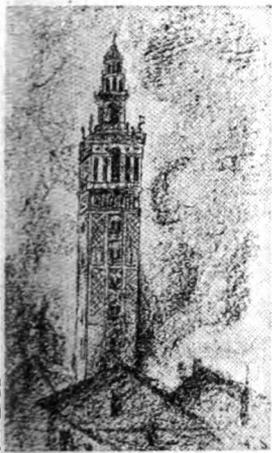
Spanien als Reserve

Der Verfasser des nachstehenden Aufsatzes, Antonio Tovar, ist ein typischer Vertreter der jungen Generation Spaniens, jener Generation, die in dem Begründer der Falange-Partei, José Antonio Primo de Rivera, ihren Schrittmacher sieht und darum in einem natürlichen Gegensatz zu der „Generation 98“ steht. Tovar, anfangs der dreißiger Jahre, hat in Deutschland studiert, war einige Zeit Staatssekretär für Presse und Propaganda, später Begleiter von Außenminister Serrano Suñer auf seinen Deutschlandreisen, und gilt als hervorragender Philologe, der kürzlich an der Universität von Salamanca eine Professur für Griechisch angetreten hat.

Daß Spanien eine „Reserve“ darstelle, wird schon seit Jahren von jedermann gesagt. Die Begründung dafür zu geben, ist das Ziel der vorliegenden Arbeit, da dieses Thema uns ein Problem scheint, das zu untersuchen sich lohnt.

Unter Reserve verstehen wir eine Ansammlung von Lebenskraft, einen Vorrat menschlicher Energie, der aufbewahrt wird für jenen günstigen Augenblick, in dem er von der Geschichte aktiv gebraucht werden kann. Eine solche Reserve bildet sich in den Zeiten der Ruhe und Zurückgezogenheit, in dunklen, primitiven, traurigen Zeitspannen.

Daß nun Spanien immer noch über angehäufte Energien und wunderbarerweise unversehrte menschliche Kräfte verfügt, erklärt sich aus der Art des spanischen Lebens in den Jahrhunderten, in denen es gezwungen war, am Rande der großen Ereignisse zu verbleiben mit einer politischen Macht, die weder seiner Geschichte noch seiner Bedeutung entsprach. Spanien wurde mit Gewalt aus seiner Führerstellung in der Geschichte vertrieben und ist seitdem in steigendem Maße von der Leitung der Welt ferngeblieben unter ständiger feindlicher Überwachung, die ihm keinen Ehrgeiz erlaubte. Als Leitspruch könnten die ins Schwarze treffenden Worte des heroischen Falange-Begründers José Antonio Ledesma in seiner „Rede an die spanische Jugend“ (1935) dienen:



Sevilla, Die Giralda
(Zeichnung Andres Segovia)

„Es ist ebensowenig das Schlagwort Dekadenz, das der Stunde des spanischen Abstiegs entspricht. Wenn man von einem Volk sagt, es sei dekadent, scheint man anzeigen zu wollen, daß dies eine Folge innerer Gründe, die aus ihm selbst hervorgehen, und wie eine gewissermaßen natürliche Alterserscheinung ist. Gegen dieses Urteil gilt es in seiner Anwendung auf das, was man die Dekadenz Spaniens genannt, Stellung zu nehmen. Unser Vaterland wurde besiegt. Fern der Meinung, dies müsse verborgen gehalten werden, halte ich es im Gegenteil für nötig, häufig daran zu erinnern. In der Geschichte Spaniens, seit dem 17. Jahrhundert bis heute, gibt es weder etwas Seltsames noch etwas Schwieriges zu verstehen: Spanien wurde von rivalisierenden Imperien geschlagen und besiegt.“

In der neueren Zeit, im 17., 18. und 19. Jahrhundert, in der die Welt sich so gestaltete wie wir sie heute nach Religion, Denken, Wirtschaft und Technik kennen, bleibt Spanien isoliert, in sich selber versponnen; seine hauptsächlichsten Beziehungen zur Außenwelt sind die Erschütterungen durch die europäischen Kriege, die öfters die Halbinsel zum Schauplatz nahmen und zu spanischen Bürgerkriegen wurden: 1702—1713, 1808—1814, 1936—1939 sind solche Zeiten, in denen Spaniens zeitgeschichtliche Rolle darin besteht, daß es auf den großen Schlachtfeldern der Welt sein Blut vergießt — im Spanischen Erbfolgekrieg, im Kampf gegen Napoleon, in unserem Bürgerkrieg gegen den Kommunismus und die Demokratie.

Und außer diesen blutigen Beziehungen hat Spanien wenig Anteil an den Ereignissen der Welt genommen. In den Provinzen und auf den Dörfern Spaniens führt man ein einfaches, weltfernes Leben. Über die fast ewige Unveränderlichkeit dieses Provinzlebens gibt es eine Fülle spanischer Literatur. Azorin (einer der größten Schriftsteller der sogenannten „Generation 98“) hat diese Ewigkeit kühn und einfach wiedergegeben. In der „Celestina“, einem der umfassendsten Werke unserer Dichtung, endet das Liebespaar tragisch; Calisto stirbt beim Sprung über die Gartenmauer, als er wie so oft seine Braut besuchen will; Melibea bringt sich daraufhin um. Azorin nun nimmt an, daß die Dinge sich nicht so abspielten, er erzählt uns: Die Verliebten heiraten sich schließlich, haben eine Tochter, und eines Tages ereignet sich dasselbe wie früher und das gleiche, das immer wieder so vor sich gehen wird, ohne jede Tragödie, wie die süßeste aller Alltäglichkeiten — wieder kommt ein junger Jäger in den Garten, um wie früher den entflohenen Jagdfalken zu suchen, und findet dafür die Liebe von Calistos und Melibeas Tochter. Über all diesem ziehen die gleichen Wolken durch den Himmel, als immer sich wiederholender Hintergrund für einen immer sich wiederholenden Augenblick.

Immer wieder mußte Spanien, nachdem es in der Folge von politischen und kriegerischen Niederlagen seine Stellung als führendes Volk in der Geschichte verloren hatte, Zuflucht nehmen in dieses verborgene Leben, wie Melibea tut, die ein für allemal abenteuerlos in ihrem Garten eingesperrt ist und sich bescheidenen und unbedeutenden Handarbeiten widmet. Durch mehrere Jahrhunderte hindurch ist unsere Geschichte nicht anders als mit diesem Bild vergleichbar. Die ganze heftige Impulskraft der modernen Welt, des aufkommenden Kapitalismus, des sich entwickelnden naturwissenschaftlichen Denkens, der Antireligion, der aufstrebenden Bourgeoisie, stand gegen Spanien. Der Kampf war lang und hart. Spanien verteidigte einen Lebensstil in der Welt und in der Geschichte eine geschlossene Weltauffassung, eine eigene Art der Kultur, eine spanische Theologie, ein spanisches Recht und eine spanische Dichtung. Alle jene in der Gegenreformationszeit entwickelten Werte — von der Tridentinischen Theologie bis zur Barockkunst — waren Ausdrucksformen des spanischen Geistes. Und auch in Italien und in anderen Ländern waren die Werte



Manuel Benedito Vives: Rückkehr von der Jagd

Ausstellung Spanische Kunst der Gegenwart. Berlin 1942



Murillo (gest. 1682): Ausschnitt aus dem „Quellwunder des Moses“

jener Zeit spanisch bestimmt, soweit sie gegenreformatorisch und barock und mehr vom Angriffswillen als von der bloßen Verteidigung gekennzeichnet erschienen. Spanien machte damals eine gewaltige Anstrengung, um die alte Einheit der Welt zu bewahren und in Europa eine feste, in der Vorherrschaft der Reichsidee (des alten deutschen Kaisertums und seines Teilhabers Spanien) begründete Ordnung zu errichten, von Polen und Ungarn und den katholischen Gegenden im Süden des Reiches bis zu den Hochflächen der Anden und von den Philippinen bis zu den Schlachtfeldern von Rocroy oder Nördlingen reichend.

Es ist eine wenig beachtete Tatsache, daß Spanien mit seiner großen Politik des 16. und 17. Jahrhunderts sehr aktiv in Europa die Rolle übernommen hatte, die universalen Interessen des Deutschen Reiches zu schützen. Damals fehlte dem Reich die politische Bewegungsmöglichkeit, es war ein mittelalterlicher Organismus, zerrissen, ohne festgelegte Rechtsordnung, voller Privilegien und ohne Einheit. Wenn Karl V. damals nicht der spanischen Linie des Habsburger Hauses die meistgefährdeten Gebiete der kaiserlichen Krone (die Erbschaft des Hauses Burgund: Flandern, die Franche-Comté, das Artois) übergeben hätte, würde Frankreich sie sich schon viel früher einverleibt haben, weil es ein frühreifer, ein damals schon „moderner“ Staat war. Den Begehrlichkeiten eines solchen Staates konnte sich nur ein ähnlicher Staat entgegenstellen: und dies war nur das zentralisierte Spanien, das die Franzosen in weniger als 20 Jahren (von Karl VIII. bis Pavia) aus Italien vertrieb. Es wird heute wieder von der europäischen Ordnung gesprochen, man vergißt dabei aber oft den langen Kampf, den doch gerade Spanien besonders gegen England, Holland und Frankreich im Interesse der moralischen Einheit, der Geltung des Reiches durchgestanden hat.

Das Jahr 1648 besiegelt im Westfälischen Frieden die gemeinsame Niederlage Spaniens und des Reiches. Es ist auffällig genug, daß gerade in diesem Augenblick der Begriff des „Europäischen Gleichgewichts“ auftaucht, von Frankreich formuliert und von den Engländern ausgewertet, ein Begriff, dem keine Einheit des Raumes mehr entsprach und der auch keine lebensfähige hierarchische Ordnung darstellt, sondern der sich auf ein Europa bezog, in dem alles wankend, unbeständig, gefährdet und zufällig ist, und dadurch zum Vorteil der die Einheit ausnützenden Mächte dient und zur rücksichtslosen Aufteilung und Zersplitterung des Deutschen Reiches und zum Untergang und jahrhundertelanger Schwelgen Spaniens führte.

Bewirkte gerade die vollkommene Selbstentäußerung, die vollkommene Verleugung seiner Träume und seiner Männer an die Sache, daß Spanien für immer sich selbst liebte, für das es sich geopfert hatte. Über jede politische Konstellation hinweg durch harte und durch bequeme Zeiten hindurch, durch Zeiten der Not und der eintönigen Langeweile, hat das spanische Volk seinen Glauben an die alten Wahrheiten, mit denen zusammen es in den Untergang ging, bewahrt. Gerade die Tatsache, daß der spanische Verfall nicht die konsequente Fortsetzung eines in sich abgeschlossenen und beendeten Prozesses war, sondern ein neuer Einbruch eintrat und durch Katastrophen bewirkt wurde, verhütete, daß das spanische Volk sich weder in düsterer Verzweiflung noch in gefährlicher Selbstverzehrer verlor. Es blieb zwar ohne führende Köpfe, ohne ausreichende und wirksame regierende Gruppen, ohne politischen Ehrgeiz und Ausrichtung. Aber es bewahrte im Innern Lebenskräfte, eben weil es noch nicht am Ende seiner Möglichkeiten angelangt ist und darum noch nicht jene Erschöpfung erreicht hat, wie sie, biologisch gesprochen, den Abschluß eines Lebenszyklus bewirkt.

Spanien bewahrt das Leben jener dunklen Jahrhunderte des besiegt und in der Welt gedrückten Spaniens doch im Innern einen Reichtum und eine

Intensität und Lebhaftigkeit, die den Beobachter überraschen. Seit dem 17. Jahrhundert hat die Politik und die Kunst Spaniens nicht mehr den tiefsten Möglichkeiten des Landes entsprochen; aber das Volk in seinen tragenden Schichten hat trotz der jahrhundertelangen Armut — die durch die unglückliche politische Führung bis zur Armseligkeit ausartete — in Opfersinn, Heldentum, gesunder und ursprünglicher Stoßkraft und hoher Fruchtbarkeit außerordentliche Tugenden und Kräfte bewahrt.

Und auch heute noch wahrt unser Volk (soweit es nicht durch die liberalistische Politik oder den Marxismus verdorben wurde) seinen tiefen ethischen Sinn, und der Abscheu vor einem Fehlen von Ernst und Würde unter den regierenden Kreisen geht bis zur Ekstase. Auch heute noch opfert man in Spanien mit gelassener Überlegenheit das Leben hin, während andere Völker — alte, große Völker wie Frankreich beispielsweise — den Sinn für das soldatische Opfer weitgehend verloren haben. Auch heute noch sind unsere Geburtenziffern hoch (und die Verheerungen, die der Marxismus hier angerichtet hat, sind wieder gutzumachen) und sie erlauben es uns, bevölkerungspolitisch mit Vertrauen in die Zukunft zu schauen. Wir besitzen unabmeßbare und unerschöpfte Möglichkeiten an natürlichen und menschlichen Kräften. Auch heute noch hat unsere nationale Religion, der Katholizismus — der ja auch als universale Kirche zum Teil seinen Bestand und seine Wesensausprägung Spanien verdankt — tief verwurzelte, lebendige Glaubenskraft für uns, sie hat sich nicht in ein reines Werkzeug kalter internationaler Politik verwandelt, trotzdem vor allem in den Jahren 1931 bis 1936 eine starke politische Zentrumspartei (Gil Robles) existierte.

Können wir also nicht mit Recht davon sprechen, daß Spanien für die Welt eine Reserve bedeutet? Wenn die alten Feinde beseitigt sein werden, wenn die „moderne“ (bürgerliche, kapitalistische, unreligiöse) Welt ihren Lebenskreis beendet haben wird, wenn unser Bürgerkrieg uns selbst bewiesen haben wird, wie sehr die alten, kelto-iberischen Tugenden in unserem Volk noch lebendig sind und daß die Beschwörungsformel bereits gefunden ist, um sie neu fruchtbar und zum Werkzeug zu machen: dann, so glauben wir, geeint durch eine starke devotio (Ehrfurcht), durch eine unerschütterliche fides (Gläubigkeit), wird der Staudamm dreier Jahrhunderte brechen, das Abseitsstehen von der Geschichte und der beschämende Rückzug vor den Ansprüchen des Gegners beendet sein, und die neue Zeit im Lied der Gesamtgeschichte das bilden, was einer unserer Dichter „eine ganze spanische Strophe“ nannte.

Heinz Barth, Madrid:

Iberische Spannungen

Die Aufgabe, in wenigen Strichen ein Bild zu entwerfen, das in der Vorstellungswelt der kontinentalen Europäer das Wesen des spanischen Landes und seiner Menschen zu spiegeln vermag, gehört vielleicht zu den reizvollsten Unternehmungen, die sich heute der schildernden Feder darbieten. Sie kann kaum vollendet werden, ohne zunächst ein persönliches Bekenntnis zu dem Raum vorwegzunehmen, dessen Daseinsform ein sonderbares und einmaliges Schauspiel im Kreis des abendländischen Lebens ist. Wohl wird selbst ein flüchtiger Beobachter die Stärke der Spannungen empfinden, die hier die täglichen Beziehungen der Menschen untereinander, aber auch das allgemeine Verhältnis Iberiens zur Umwelt beherrschen. Gerade derjenige, der aus anderen Bereichen das Gepäck rationalistischer Ordnungen und Anschauungen mitbringt, wird oft genug mit manchen Erscheinungen des Landes in Konflikt geraten, das den an-

drängenden Strömungen des technischen Zeitalters bisher stets eine ebenso starrsinnige wie feindselige Abwehr entgegengesetzt hat. Doch liefern jene rein äußerlichen Phänomene, die sich in den augenscheinlichen Unzulänglichkeiten aller praktischen Dinge sogleich dem ersten, oberflächlichen Blick kundtun, noch nicht den Schlüssel zur Erkenntnis der spanischen Problematik. Nur wer selbst jeden Tag und jede Stunde mit den ewigen iberischen Gegensätzen schwingt, wird an sich jene heimliche Beglückung erfahren, mit der die echten Freunde dieses Bereiches, getragen von den fruchtbaren Kräften einer schicksalhaften Polarität, in verschwenderischem Reichtum beschenkt zu werden pflegen. So werden wohl manche, deren Erlebnisfähigkeit im modernen Lebenskampf abgeschliffen wurde, niemals ganz zu den tiefsten Geheimnissen Spaniens vorstoßen können, die sich den zweckmäßigen Tatsachenmenschen verschließen, um sich dafür jenen anderen darzubieten, denen das scheinbar verlorene Irrationale ein Teil des Daseins ist.

In einem Augenblick, da sich an einer neuen Zeitenwende die künftigen Formen der kontinentalen Gemeinschaft herausbilden wollen, vermittelt das Land, das als letztes in Europa — und mit China wohl als letztes in der Welt — den Primat des Irrationalen ungebrochen durch die Zeiten hindurch gegenüber der Ratio dieser technischen Epoche verkörpert hat, einen Anschauungsunterricht von besonderer Eindringlichkeit. Trotz aller revolutionären Reformversuche der jüngsten Vergangenheit behauptet Spanien auch heute noch unverrückbar das Wesentliche jener politischen und gesellschaftlichen Normen, die in diesem in sich abgeschlossenen geistigen und geographischen Raum im Lauf der Jahrhunderte längst zu unabänderlichen Gesetzen geworden sind. Man wird also seinen Inhalt niemals durch die Anwendung gegenwartsgebundener Maßstäbe ausschöpfen können. Doch kann das Abweichen des iberischen Landes von der allgemeinen Entwicklungsrichtung der Welt auf die Dauer nicht allein eine Demonstration für das intellektuelle Ergötzen der wenigen bleiben; da sich im jetzigen Stadium des europäischen Schicksalskampfes bereits die abendländische Vielgestaltigkeit als eine der wirksamsten Abwehrwaffen der Kultur erwiesen hat, wird die eigenwillige Lebensform der Pyrenäenhalbinsel nicht nur zu einem reizvollen Schauspiel, sondern auch zu einem unersetzlichen Beitrag, der das Bild des neuen Kontinents bereichert und ergänzt. Schon vor seinem goldenen Zeitalter lebte Spanien jenseits seiner Schranken der rassischen und geographischen Trennung in einem merklichen Abstand vom übrigen Europa, der sich in den anderthalb Jahrhunderten, die seit der Erfindung der Dampfmaschine vergangen sind, noch um so mehr vergrößern mußte, als der iberische Raum den allgemeinen Prozeß der Technisierung und Standardisierung nicht mitmachte. Es braucht kaum angemerkt zu werden, daß diese abweichende Entwicklung kein Zufallsergebnis war, sondern zahlreichen natürlichen Voraussetzungen entsprang. Neben der geographischen Isolierung der Halbinsel förderte auch die Unduldsamkeit des maurischen Blutes in religiösen und geistigen Dingen die Ablehnung des Modernisierungsprozesses. In den scharfen klimatischen Gegensätzen, schwankend zwischen der harten Luft der kastilischen Steppe und der subtropischen Atmosphäre der Mittelmeerküsten, kommt schließlich auch noch jene mangelnde Gleichmäßigkeit zum Ausdruck, die das spanische Bemühen um Regel und Systematik so oft als ein hoffnungsloses Unterfangen erscheinen läßt.

Doch wirken die Spannungen, die diesen kontrastgeladenen Bereich umringen, nicht nur in klimatischer Beziehung nach innen, sondern strahlen auch in geophysischer Hinsicht auf das Verhältnis zur Außenwelt zurück. An der Schwelle zweier Kontinente und auch an der Schwelle der beiden kulturträchtigsten Meere der Menschheitsgeschichte, zieht die Halbinsel gleich einem Magneten

alle Kräfte auf sich, die den Erdball umkreisen. Noch rollt durch die halbverfallenen Kreuzgänge der iberischen Klöster der Schatten der aus Stein gehauenen Sphärenkugeln, vorüberhuschende Erinnerung der großen Entdeckerzeit. Noch reiten sie, verbotene Symbole der Erkenntnis, vom entsühnenden Kreuz überragt, auf den Firsten der alten Paläste, durch deren Hallen einst der Schritt der Konquistadoren klirrte. Indem das Bündel der Sphärenbänder, Strauß aus kosmischen Energien, an einem Punkte zusammenläuft, erscheint es dem Betrachter als ein Gleichnis der geophysischen Strömungen, die sich im iberischen Raum ebenfalls überschneiden und ihn zum Zentrum eines ewigen Wirbels machen. So wirken denn hier selbst die unfaßlichsten aller Kräfte noch so stark, daß sie in Granit und Erz zur sichtbaren Materie geworden sind. Das All mit seinen ganzen Geheimnissen ist eingefangen im Brennspiegel der Halbinsel, die — weit und großzügig in ihrem Bau — doch in einem relativ engen Kreis die Gewalten und Widersprüche eines vollen Kontinents versammeln will. Man wird danach wohl verstehen, warum Spanien zu allen Zeiten so mühsam um das gültige Maß ringen mußte, das die Beziehungen der Einzelnen untereinander, aber auch die der Halbinsel zur Umwelt in ein vernünftiges und gerechtes Verhältnis setzt. Gerade auf diesem Gebiet wird der Angehörige eines fremden und methodischeren Lebenskreises, der zum erstenmal mit den iberischen Besonderheiten in Kontakt kommt, neue und tiefe Erlebnisse haben. Wenn seine innere Disposition dem spanischen Gesetz des ewigen Wechsels von Ebbe und Flut entspricht, wenn er den Strömungen dieses Bereiches empfindsam geöffnet ist, wird eine seltsam starke Erregung bald sein Weltbild erfassen und umformen. Eine neue Beziehung zu manchen Werten der Gegenwart wird ihm erstehen. An der polaren Stellung Spaniens zur Moderne wird sich seine persönliche Relation zum Zeitgeschehen, ausgerüstet mit einem bisher ungekannten Vergleichsmaßstab, um so schöner klären können. Denn dies ist das Land, wo die Hast des mechanisierten Daseins alle diejenigen degradiert, die sich von ihr ergreifen lassen. In den Augen eines solchen Volkes erscheint jede Maschine, auch dann, wenn man sich ihrer halb widerwillig bedient, im Geheimen noch immer als das Instrument einer seelenlosen Sklaverei. Der Gleichmut, mit dem die Bauern auf den sturmgepeitschten Landstraßen Aragoniens vom Rücken ihrer langsamen Esel den vorüberjagenden Autos nachsehen, grenzt nahe an Verachtung. Ihre harten Holzschnittgesichter sind der Spiegel eines archaischen Lebensgefühls, das keine Kraft — und sei es selbst die der Zeit — zu verändern vermag. Als Symbole einer ständigen Abwehr gegen alles, was von außen herkommt, reiten sie unter einem überwältigend großen Himmel durch die unendliche Weite des Landes, dessen Horizont außerhalb des von den Sinnen erfäßbaren Raums zu liegen scheint. Man errät, daß in einer solchen Welt die kleinlichen und winkeiligen Züge keine Daseinsberechtigung haben können; was zur Geltung kommen will, muß tief in der Perspektive, klar und edel in den Abmessungen, groß und einfach in den Formen sein. Das Weglassen alles Überflüssigen, der Verzicht auf schmeichlerische Schnörkel wird zum Geheimnis der kastilischen Vollkommenheit. Nüchtern und kahl wie das Land sind hier selbst die Kirchen; die wenigen unter ihnen, die sich an das entgegengesetzte Extrem des überschäumenden Entdeckerbarocks verloren haben, scheinen nur da zu sein, um erneut das Gesetz der iberischen Polarität zu bestätigen. Kein Wunder also, daß in diesem Bereich die einfachen und bäuerlichen Menschen der Steppe auch die besten, am stärksten in sich geschlossenen Vertreter der Art sind, denn ihre Schlichtheit allein steht in völligem Einklang mit den Gesetzen des Raums. Jene Hirten und Schäfer, die im Wechsel der Jahreszeiten mit ihren Herden staubaufwirbelnd zu neuen Weideplätzen süd-

wärts ziehen, jene stillen Frauen, die an langen Winterabenden um die offene Feuerstelle der dörflichen Steinhütte kauern, sind heute die eigentlichen Träger der guten spanischen Tradition. Durch die breit klaffenden Fugen der Häuser, die aus unbehauenen Felsstein mühevoll zusammengesetzt sind, pfeift der Wind. Sonne, Mond und Sterne schauen durch den steilen Schlund des Kamins auf die Flammen nieder, die knisternd das zähe Reisig der Ginsterbüsche verzehren. Regen und Schnee mag zischend hereinwirbeln, wie im Sommer auch der direkte Strahlengruß des Firmaments das Herdfeuer jener trifft, die noch sichtbar mit der Kargheit und Fülle dieser Erde leben. Nirgends wird dem Fremden das Ursprüngliche des menschlichen Daseins bewußter als hier, wo er an jedem Ding und an jeder Form noch immer die frühen Anfänge des Mühens um eine werdende Zivilisation zu erschauen vermag. Über allen schwebt der Hauch jenes köstlichen Morgens, der auf den ersten Schöpfungstag folgte.

Das Archaische wird zum Vollendeten, das Weglassen alles Überflüssigen zur formenden Tat. So sind denn die Menschen der Sierra und der Steppe die einzigen, die diesem Raum gemäß leben. Sie stehen herrscherlich fest in ihrem Bereich, sicherer als die Bewohner der großen Städte, die von der Moderne wohl gestreift, aber nicht ganz erfaßt worden sind. Denn draußen im Land hat die aufwühlende Auseinandersetzung mit der rationalistischen Umwelt noch kaum begonnen. Wenn dieser Prozeß erst das gesamte Volk erfaßt, wird Spanien in seinen Grundfesten erzittern. Hier treffen zwei Welten aufeinander, die sich so diametral gegenüberstehen, daß der Zusammenstoß die elementare Wucht entfesselter Naturereignisse annehmen mag. Der Bürgerkrieg hat davon schon eine Probe geliefert. Denn die Million seiner Toten ist nicht allein im Ringen um feindliche Staatsformen gefallen; mehr als um die politische Umwälzung ging es dabei um die Schaffung einer neuen Beziehung jedes Spaniers zu dem rationalistischen Zeitalter, in dem alle Völker rings um Iberien leben. Voraussetzung für die Revolutionierung des Systems war und ist also die Revolutionierung der Einzelnen, die ein Verhältnis zur Gegenwart bekommen sollen. Ohne die Verwirklichung dieses Zieles, das an die menschlichen Grundlagen der Gemeinschaft rührt, ist alles politische Mühen umsonst getan. Es ist ein gefährlicher Trugschluß, an diesen Bereich mit einer Einstellung heranzutreten, die bei anderen Erneuerungsbewegungen berechtigt sein mag. Jeder Versuch, fremde Erfahrungen schematisch auf den Pyrenäenraum zu projizieren, muß fehlschlagen, solange der Boden hier nicht für die kollektive Aktion vorbereitet ist. Erst wenn dies geschieht, wird Spanien die Bedeutung der modernen Revolutionen aus sich selbst heraus begreifen und den Sinn der jetzigen Massenbewegungen erfüllen können. Aber der Weg zur Gemeinschaft geht nur über das Individuum, das einer völligen Umformung seiner gesamten Existenz unterworfen werden muß.

Man wird hier die Frage zu stellen haben, ob ein solches Werk nicht über die Kräfte der Generation geht, die den Bürgerkrieg durchgemacht hat. Daß mit der politischen Reform allein noch nichts getan ist, scheint auch manchen Männern des neuen Regimes klar zu sein, denn man konnte erst vor kurzem aus dem Mund eines amtierenden Ministers die Erkenntnis hören: „Es ist sinnlos, von der Revolution zu sprechen, solange wir nicht bereit sind, uns selbst zu revolutionieren.“ Jeder Versuch, dieses Volk zu einer Systematik zu bekehren, ohne die im technischen Massenzeitalter keine Gemeinschaft auf die Dauer auskommen kann, ist hier immer noch an der Übermacht des Irrationalen zerschellt. „Es muß endlich aufhören“, erklärte die oben zitierte Persönlichkeit, „daß man von den Spaniern sagen kann, sie seien zwar fähig, für Spanien zu sterben, aber nicht, für es zu leben.“ Kaum jemals wird das wahrhaft tragische Dilemma einer Revolution klarer ausgedrückt werden

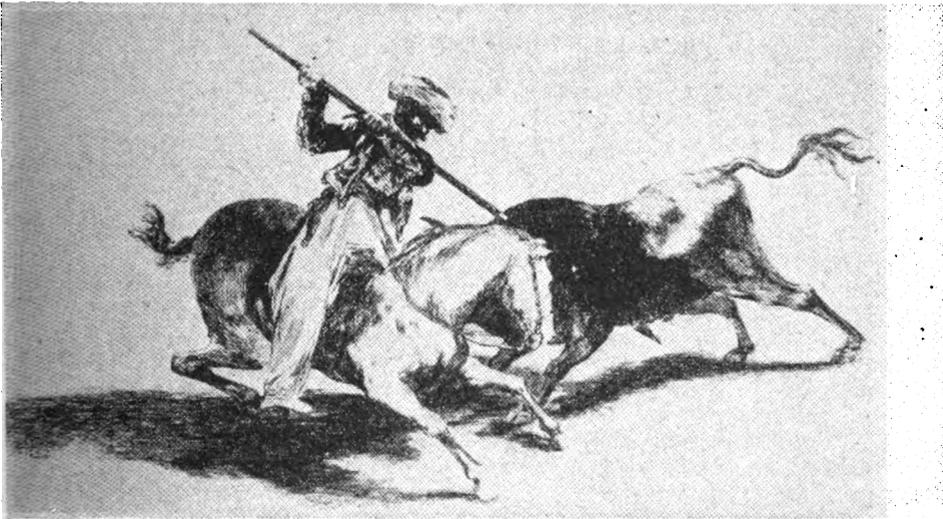
können. Diejenigen, die sich mit dem jubelnden Ruf: „Es lebe der Tod!“ in den Strudel des Bürgerkrieges warfen, haben heute unendliche Mühe, sich zur Disziplin in den kleinen Dingen des Alltags zu zwingen. Manche, die ihr Blut tapfer vergossen, scheitern an der Versuchung, sich im Schwarzhandel verschwindende materielle Vorteile zu verschaffen. Immer wieder will sich die Beobachtung bestätigen, daß in diesem weiten, leeren Land mit seinen grenzenlosen Perspektiven alle großen und schönen Gesten herrlich gelingen, aber alle kleinen und praktischen Dinge schmachlich versagen. Wo sich der Horizont über das sinnlich Erfassbare hinaus in unbekannte Fernen dehnt, versinkt das Detail in den Abgrund der Bedeutungslosigkeit. So ist denn gerade hier der mit Liebe getane Dienst am scheinbar Nebensächlichen die wichtigste Voraussetzung einer totalen Erneuerung. Niemals ist das Revolutionäre auf banalere Hindernisse gestoßen als im iberischen Bereich.

Doch verdient eine Revolution wohl erst dann ihren Namen, wenn sie die Widerstände des Raumes, in dem sie auswirken soll, in die Schranken fordert. Das rein Politische bleibt immer an der Oberfläche. Ohne das Ringen mit dem Zwang, der sich aus Deutschlands Mittelstellung ergibt, ist das Werk des Führers undenkbar. Ohne das Angehen gegen das „bequeme Leben“ der mediterranen Sphäre würde das Mühen Mussolinis seinen Sinn verlieren. Aber die feindlichen Kräfte, mit denen die spanische Erneuerung zu kämpfen hat, sind freilich noch tiefer in geographischen, klimatischen, rassischen und historischen Voraussetzungen verwurzelt als anderswo. Manchmal will es scheinen, als ob der junge Staat, der vor der überwältigenden Fülle solcher Widerstände steht, noch immer zweifelnd und unschlüssig am Scheideweg verharre. Ist es überhaupt möglich, das große Unterfangen zu verwirklichen? Mehr noch: Ist es überhaupt wünschenswert? Spanien ist heute in all seiner Not noch immer ein großartiges und hinreißendes Schauspiel. Inmitten einer von Technik und Vernunft regierten Zeit lebt es weiter als der letzte Raum des abendländischen Kulturkreises, wo das Unwägbarere noch stärker ist als die Ratio der harten Gegenwart. Wir gestehen gern, daß wir manchmal Augenblicke haben, in denen wir wünschen, es möge sich nie etwas an diesem Zustand ändern. Voll Gleichmut steht Iberien abseits und sieht dem Wettlauf der Zivilisation zu, der zwischen anderen Völkern entbrannt ist. Niemals wird es Schritt halten können, wo jene sich in Erfindungen übertrumpfen, die sich oft genug gegenseitig aufheben. Aber gerade dieses Abseitsstehen, das mit stiller Verachtung auf die Errungenschaften der Moderne blickt, ist Spaniens größte Stärke. Die Unabhängigkeit von den materiellen Dingen des Daseins wird zum kostbaren Besitz, der beseligender ist als jedes gegenständliche Besitzen. „Laßt sie nur erfinden!“ rief Unamuno seinen beunruhigten Landsleuten zu, die den nationalen Mangel an praktischem Sinn rügten und im Fehlen empirischer Neigungen ein bedenkliches Symptom zu erblicken glaubten. Man sieht: das Problem, ob Spanien sich bedingungslos „europäisieren“ soll oder nicht, stammt nicht erst aus dem Bürgerkrieg. Eine ganze Generation lang hat man sich um diese Frage gestritten. Heute will es scheinen, als ob mit Unamuno alle diejenigen recht behalten würden, die ein Kopieren der fremden Methoden verneinten.

Wie könnte dieses Land auch den Weg der schematischen Modernisierung einschlagen, da es noch heute ganz aus den Voraussetzungen des Vergangenen lebt? Die Tat des Ritters, der gegen die Windmühlen reitet, ist dem Gefühl dieses Volkes ebenso heilig wie das abenteuerlich glitzernde Wort jenes karlistischen Generals, der seinen schlecht ausgerüsteten Soldaten vor der Schlacht zurief: „Die Waffen der Tapferen sind beim Gegner!“ Ewiger Ruhm umgibt auch im

Andenken der Nation jene Kämpfer, die sich bei Recroy in verbissen fechtenden Karrees niedermachen ließen, obwohl ihr Tod nichts mehr an der Entscheidung ändern konnte. Ewiger Ruhm gilt auch jenen Seeleuten, die bei Santiago di Cuba einem sicheren Untergang entgegenfuhren, als ob sie noch einmal das Wort von Mendez Nuñez nachleben wollten: „Besser die Ehre ohne Schiffe, als die Schiffe ohne Ehre!“ Die Dichter, die Soldaten und die Seefahrer haben in diesem Lande immer die Tat, die schön, aber nutzlos und oftmals selbstzerstörend war, dem anderen Tun vorgezogen, das nur um des materiellen Erfolges willen geschah. Hier ist kein Platz für die kleinen Gefühle. Glück und Verdammnis müssen sich seltsam durchdringen. Rauh wie die Felsenklüfte der Sierra ist die seelische Landschaft der iberischen Stämme. Der Stier, heiliges Symbol der irdischen Kraft und der Fruchtbarkeit, wird auf festlichen Plätzen einer Idee geopfert, deren Sieg über die Materie sich Tag um Tag neu bestätigen soll. Kann und darf ein Volk sich jemals von solchen Strömungen befreien, die gleich groß im Guten wie im Bösen sind?

Diejenigen, die geglaubt haben, daß der Bürgerkrieg die Wende zur Aufgeschlossenheit des technischen Zeitalters bedeuten würde, haben inzwischen schon manche Anzeichen dafür sammeln können, daß sich Spanien niemals ganz von der Basis seines traditionalistischen Empfindens zu trennen vermag. In der Politik wie im Alltag wird der Beobachter nicht selten Symptomen begegnen, die auf eine entschlossene Rückkehr zu urkonservativen Normen hinweisen. Der neue Staat übertrifft damit häufig sogar die Anschauungen, die unter der Monarchie Geltung hatten. Man mag daraus entnehmen, daß das Revolutionäre hier weniger aus dem Politischen als aus den allgemeinen Spannungen des Raumes kommt. Viele widerstreitende Stimmen klingen zur iberischen Symphonie zusammen. Von den grünen Tälern des Baskenlandes bis zu den Olivenhainen Andalusiens, von den Fjorden Galiziens bis zur Steppe Kastiliens ist dieser Raum, an den Rand der Kontinente und ins Zwischenfeld der Geschichte gestellt, ein unvergleichliches Gefäß aller Landschaftsformen, die ein Erdteil besitzen mag. Kantig und kubisch in ihren Umrissen, durch Berg und Meer von



Goya, Radierung aus der Stierkampfsreihe („Tauromaquia“)

Zentraleuropa getrennt, gleich einem Block vom Schöpfer behauen, erscheint die Halbinsel dem Betrachter zuweilen wie ein kleiner Kosmos für sich. Aus dem spannungsreichen Spiel solcher Gegensätze mag einst die Energie entstanden sein, die Spaniens universalistisches Streben speiste. In der Bewegung, die zu den jenseitigen Ufern noch unbefahrener Meere griff, hat sich die spanische Feindschaft gegen den Materialismus für immer manifestiert. Denn die große Tat, die damals geschah, wurde nicht im Dienst der materiellen Interessen, sondern im Dienst der Idee vollbracht. Während England nur händlerische Niederlassungen und Faktoreien schuf, die in aller Welt dem Profit des Angelsachsentums nützten, hatte allein das spanische Imperium die große schöpferische Kraft, einundzwanzig noch heute lebensfähige Staaten ins Leben zu rufen. Es ist gut, sich gerade heute, da der Entscheidungskampf zwischen Idee und Materie entbrannt ist, des Beispiels zu erinnern, das Iberien schon einmal gegeben hat. Nie ward ein vollkommener Sieg erfochten; aber niemals ward auch das greifbare Resultat eines Sieges achtloser vergeudet. In der Selbstverschwendung atmet hier die Erfüllung, im körperlichen Tod die höchste innere Beglückung. Kein Wert besitzt einen festen Kurs in diesem Bereich der ewigen Gegensätze. Nur was jenseits des irdischen Daseins ist, steht fest in der Seele der Gemeinschaft geschrieben. Wer auf dem Boden Iberiens wandeln muß, wird, solange er lebt, das Einwirken gewaltig auf- und abwogender Raumkräfte empfinden. Jeder Tag steuert neue Beispiele dazu bei, wie plötzlich die Kurven der menschlichen Beziehungen hier steigen und fallen. Ein überspringender Funke von Herz zu Herz genügt, um aus der Gleichgültigkeit eine jähe Welle der Sympathie emporschlagen zu lassen. Ein winziger Anlaß wiederum mag ausreichen, um die soeben gefühlte Hochspannung zu neuem Erschlaffen zu bringen. Jeder Einzelne fühlt sich in solchen Augenblicken von den saugenden, drängenden, stoßenden Kräften des Raumes erfaßt und im Kreise gewirbelt. Fast scheint es dann, als ob es nicht mehr die Menschen selbst sind, die handeln, sondern als ob sie zu ohnmächtigen Objekten eines größeren Geschehens würden. Eine brutale Macht beugt jede individuelle Existenz unter ihr Joch; die Spannungen zerschlagen alle Ansätze, die Gesellschaft mit den Mitteln der Systematik zu leiten.

Unendlich schwer ist es, in einem solchen Bereich ein gültiges Maß festzusetzen. Maßlos ist alles — der Reichtum, die Armut, die Frömmigkeit und die Gottlosigkeit, maßlos ist die überschäumende Kraft der einen und maßlos auch das abstoßende Elend der anderen. Furchtbar ist in den Sommertagen der Steppe der tödliche Streich des kastilischen Lichtes. Peitschend ist der Schlag des eisigen Windes, der in dunklen Winternächten durch die kahlen Straßen heult. Im Mangel an jenem Maß, das anderen Räumen zum Gesetz wurde, liegt Spaniens Beglückung und Untergang umschlossen. Bewegend mag uns das Beispiel dieses unaufhörlichen Protestes gegen die Vernunft erscheinen, die so viele schöne Dinge zu nivellieren droht. Doch wird man sich andererseits nicht verbergen dürfen, daß höher als die ästhetische Freude an diesem Schauspiel das Wohl eines Volkes von 22 Millionen stehen muß.

An die Stelle der bisher gültigen Extreme soll also die Methodik, an die Stelle der regellosen Impulse die stille Beharrlichkeit treten. Nach Disziplin rufen ganze Generationen. Aber was ist Disziplin in einem Lande wie diesen? Disziplin ist der Ausdruck einer menschlichen Ordnung; doch die göttlichen Launen, die durch die Weiten Iberiens wogen, waren bisher immer noch stärker. Es heißt also, die Vorzeichen einer volkischen Gemeinschaft umzukehren und tapfer gegen den Strom zu schwimmen. Nicht Europäisierung ist das Ziel, sondern Schaffung einer trag-

fähigen Existenzbasis, auf der sich die Besonderheit des spanischen Wesens um so eindrucksvoller entfalten kann. Denn es ist ja nicht wahr, daß die Wege in die Zukunft versperrt sind. Aller Rationalismus dieser technischen Zeit kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß in ihr ein strenges und männliches Ideal keimt, das der besten spanischen Haltung entspricht. Die Epochen der Aufklärung, des Zweifels und des liberalistischen Fortschrittlertums waren nichts für ein Volk, das gerade aus der Mühsal seiner irdischen Existenz die Kraft zu Hoffnung und Glauben ableitet. Was ist überhaupt der Fortschritt im mediterranen Bereich, wo alle Formen unter der Klarheit des Lichts längst schon endgültig und unumstößlich geworden sind? Fortschritt: hohle, tönende Wortkulisse! Ein junger Spanier, den die Französische Revolution begeisterte, fuhr vor hundert Jahren klagend durch das leere, kastilische Land. Was sah Larra aus dem Fenster der Postkutsche? „Land der Hindernisse! Wer durch Spanien reist, fühlt sich wie die Taube Noahs, die aufgestiegen ist, um nach bewohnbarem Land zu suchen. Der Arche gleich schwankt der Wagen durch die ungeheuerliche Einsamkeit, wo die kahlen Horizonte weder Haus noch Dorf umschließen. Wo also ist Spanien? Wer hört hier auf eine Stimme?“ Das Bild ist kaum anders geworden in der Zeit, die seitdem vergangen ist.

Doch mag die Gegenwart die erhabene Armut dieser iberischen Welt mit anderen Augen betrachten als die Kinder der Französischen Revolution, die nur den Schrecken, und die Kinder der Romantik, die nur das Pittoreske sahen. Wohl ist die Technisierung inzwischen Spanien noch weiter vorausgeeilt, als es damals der Fall war. Aber dennoch enthält das Heute in seiner sichtbaren Besinnung auf das kämpferische Ideal manche Wesenselemente, die seit der Blüte des kastilischen Universalismus unverändert auf dem Grund der spanischen Seele fortleben. Auch ist es nicht zutreffend, wenn immer wieder behauptet wird, daß dieses Volk unlenkbar sei. Nichts Bescheideneres gibt es als den spanischen Handwerker, nichts Anspruchsloseres als den kastilischen Bauern, wenn er einigermaßen erträglich geführt ist. Versagt hat hier nicht das Volk, sondern die herrschende Klasse. Jene großen Herren, die Provinzen ihr Eigen nannten, hatten niemals ein Interesse daran, das Niveau der Massen zu heben. Das Analphabetentum und die Unkenntnis wurden von ihnen gleich kostbaren Gewächsen gezüchtet, den sie trugen ihnen billige Arbeitskräfte und damit noch reichere Früchte als der Boden zu. Während sich die sozialen Kontraste ins schier Unerträgliche steigerten, wuchs die Entfremdung zwischen Führern und Volk. Diejenigen, die auf Grund ihrer Kultur und ihres Wissens berufen gewesen wären, formend und lenkend auf die Massen einzuwirken, desertierten von ihrer Pflicht. Manche versicherten mit Abscheu, daß sie sich nicht die Hände durch das Regieren dieser analphabetischen Herde beschmutzen wollten. Wie sie ihre Güter durch Pächter bewirtschaften ließen, so ließen sie auch Spanien durch ihre politischen Kreaturen beherrschen. Sie selbst waren zu müde, zu träge, zu stolz und im Reichtum zu gesättigt, um noch das Verlangen nach einer solchen Aufgabe zu haben. Mit den politischen Kreaturen aber kam die Schar der pfiffigen Geschäftemacher, der skrupellosen Ausbeuter und der unerträglichen Halbgebildeten herauf, die noch heute in Spanien wie in anderen romanischen Ländern ein ungelöstes Problem darstellen. Der lateinische Charakter hat — das zweitausendjährige Beispiel Roms beweist es — den Versuchungen des städtischen Lebens weniger Widerstandskraft entgegenzusetzen als der Norden. Rund um das Mittelmeer ist der Urbanismus überall zugleich eine Plage und ein Ausdruck hoher Zivilisation. So klappt auch in Spanien die breite Lücke zwischen Land und Stadt. Wenn dieses Volk wirklich unlenkbar wäre, hätte es nach Jahr-

hundertern der Ausnützung den blutigen Bürgerkrieg nicht erst 1936, sondern schon einige Generationen früher gemacht. Die Masse ist hier nicht nur gut, sie ist auch geduldig. Groß aber ist die historische Schuld derer, die in ihrer bevorzugten Stellung stets nur ein Privileg und nie eine Verpflichtung sahen.

So scheint es also trotz aller Feindschaft eines antimethodischen Lebenskreises nicht an Wegen in eine geordnetere Zukunft zu fehlen. Nach der Überwindung von Aufklärung und Liberalismus, die Iberiens Bild vor der Welt verleumderisch verdunkelten, wehen aus einem neuen geistigen Raum heute der spanischen Austerität verheißungsvolle Klänge des Verstehens zu.

Gertrud Richert:

Charakter und Ausdruck spanischer Kunst

Wenn die spanische Kunst in Deutschland in immer steigendem Maße Begeisterung erweckt, wenn gerade die Gegenwart sich ihr mit neuem Verständnis zukehrt, so liegt der Grund dafür vor allem darin, daß unsere für nationales Empfinden sehr wache Zeit aus ihr den starken eigenen Klang heraushört.

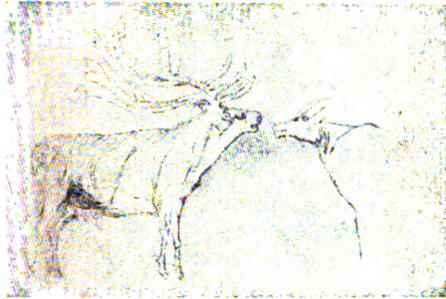
Es kann uns dies zunächst erstaunen, drängen sich doch in unsere Vorstellung von spanischer Kunst sofort Bilder von buntestem Reichtum und verwirrender Mannigfaltigkeit und Vielheit, von scharfen Gegensätzen, die sich durchaus nicht immer anpassen und verschmelzen, sondern die hart und herbe nebeneinanderstehen. Geschichtliches Wissen ist sofort bereit, eine Fülle berühmtester Werke fremden Künstlern zuzuschreiben und dies nicht etwa nur aus grauer Vorzeit, aus dem Altertum, den Jahrhunderten der Westgoten oder der Araber, die man noch außerhalb der eigentlichen spanischen Entwicklung nehmen dürfte! Nein, man denkt etwa an die vornehme französische Kunst der Kathedrale von Léon, an die freie leichte Anmut der durchbrochenen Turmhelme in Burgos, die Hans von Köln gegen den lichten Himmel aufgeführt hat, an die bewegliche Gestaltenfülle des Niederdeutschen Gil von Siloe im nationalen Heiligtum der Kartause von Miraflores, den edlen Ernst der schlanken Figuren des Bretonen Mercadante in Sevilla, den reinen Wohlklang der Grabmalkunst des Italieners Domenico Fancelli in Avila und Granada, die mystisch-starke Lösung aus allem Irdischen, der der Grieche Domenicos Teotocopulos (genannt El Greco) in seinen Gemälden immer heißer nachstrebt, oder die eindringliche Innigkeit psychologischer Bildung, wie sie aus den Schöpfungen des portugiesischen Bildhauers Pereira spricht.

Diese Kraft aber, die solche fremde Fülle anzieht, zusammenhält, in eigenes Schaffen einreicht, ist schon — spanisch. Es gibt vielleicht kein zweites Volk des Abendlandes, das so einfach und unbedingt das Fremde aufnimmt, ja das die Künstler, die vom Ausland kommen, so völlig ergreift, daß es in ihnen ganz neue schöpferische Fähigkeiten wachruft, die in solcher Art und Form im eigenen Lande nicht zur Entfaltung gediehen wären. Man führt darum fremde Namen in der spanischen Kunstgeschichte ganz selbstverständlich in voller Ebenbürtigkeit neben den eingeborenen Meistern auf, man vergißt fast bei manchem, dem Bildhauer Juan de Juni zum Beispiel, die fremde Herkunft, so spanisch echt und vorbildlich, so ganz aus dem Urgrund nationalen Gefühls heraufgestiegen erscheinen uns Schöpfungen wie seine schmerzreiche Maria, die Virgen de los Cuchillos, in Valladolid.

Was spanischer Kunst durch alle Jahrhunderte hindurch in Europa eine besondere Stellung sichert, ist die starke Verbindung der Welten des Okzidenten und des Orientes, die so doch wohl in keinem anderen Lande vor sich ging. Von den viele Jahrtausende alten Felsmalereien vorgeschicht-

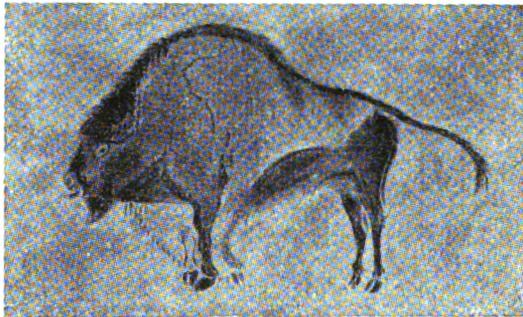
licher Zeiten an über das ganze Altertum sind sich immer wieder die Kulturen beider Welten auf Spaniens Boden begegnet und haben Denkmäler hinterlassen, zwischen die erst allmählich die zunächst bescheidenen Werke des bodenständigen Volkstums treten. Im Mittelalter, als wir anfangen, von eigentlich

spanischer Entwicklung zu reden, erfolgt der letzte direkte Zusammenprall. Zu der von den Westgoten gebrachten Kunst, die neben germanischen allerdings auch schon viele von den Wanderungen stammende fremde, ja selbst orientalische Elemente enthält, kommt im Süden des Landes die maurische Kunst, die überhaupt erst auf spanischer Erde entsteht und vielleicht gerade deswegen im Lande so ungeheuer große Wirkungsmöglichkeiten vorfindet. Ihr erster Ausläufer nach Norden, die von Christen gebrachte mozarabische Kunst, die für die christlichen Kir-



Vorgeschichtliche geritzte Höhlenzeichnung aus Altamira

chen Kunstformen des Islams entlehnte, trifft dort gleich wieder auf die sogenannte asturische Baukunst, eine Fortsetzung der westgotischen, die tektonisch hoch bedeutsam ist und sogar germanische Königshallen baut. Bis an die Schwelle der Renaissance gibt es jetzt ein gegenseitiges Vorstoßen und Durchdringen. Die romanische Baukunst (die Architektur der Zisterzienser, mit der man den Übergangsstil gleichsetzt) und die gotische Kunst in allen ihren Phasen finden im Süden nach der ersten großartigen Entwicklung in Córdoba die weit buntere Form, deren Hauptmittelpunkt Sevilla ist, und endlich die überfeinerte anmutig heitere Kunst Granadas. Man hat gewiß stilreine romanische oder gotische Bauten in Spanien errichtet, aber die Mehrzahl der Bauten hat sich als Wahrzeichen des Landes maurische Elemente entlehnt, und seien es nur einzelne Schmuckformen, die nun der spanischen Architektur die besondere europafremde, den Duft des Orients tragende Erscheinung sichern. Als die Christen in der Reconquista („Rückeroberung“) vordringen und dabei maurische Künstler aus den eroberten Gebieten in weitem Umfang in ihre Dienste nehmen, folgt nach der mozarabischen die mudejare Kunst, die eine zweite wichtige Einflußsphäre des Orients, wie sie nur Spanien besitzt, bedeutet.



Vorgeschichtliche farbige Höhlenzeichnung aus Altamira

Wie aber zeigt sich dieser Einfluß äußerlich? Zunächst in der Übernahme einzelner Elemente. Die Kuppel zum Beispiel, die in der ersten großen Moschee auf abendländischem Boden, der von Córdoba, schon eine so bewundernswerte Meisterschaft erlangte, hat gleich in den mozarabischen Kirchen bei aller Bescheidenheit der Mittel eine hervorragende Rolle gespielt. Romanische Kirchen

haben diese Bauform dann auch mit Vorliebe und immer neuem Erfindungsgeist in der Vierung (der Kreuzungsstelle von Lang- und Querschiff) angewandt, und sie erhält sich glänzend in der gotischen Zeit. In der Kathedrale von Burgos werden die märchenhaft prächtigen und kühnen Kuppeln der Vierung und der Condestablekapelle noch heute als eine der wunderbarsten Bildungen auf spanischem Boden angesehen, „mehr von Engeln als von Menschen errichtet“, wie Philipp II. sagte.

Neben der Verwendung einzelner Gebilde erscheint die ganze unendlich reiche und bunte Zierlust maurisches Erbe, die Zierlust, die sich nicht in plastisch kräftigen Formen äußert, sondern die mit reichsten Ornamenten teppichartig die Fläche überzieht, etwa wie der Ausputz des großen Gesandtensaales in der Alhambra, wo in verwirrender Fülle ein Schmuckmotiv sich an das andere reiht. Man hat nicht nur maurische, sondern ebensogut abendländische Formen in diesen dekorativen Reigen hereinspringen lassen. In der plateresken Kunst, die nach ihrer Zierlichkeit und Feinheit ihren Namen von der Goldschmiedekunst (platero = Goldschmied) bezieht, hat man Zierelemente der Spätgotik und der Frührenaissance in echt maurischer Weise in wahren Wunderwerken über die Architekturflächen verstreut, obwohl zur Zeit dieses Stiles mit der Eroberung Granadas die politische maurische Herrschaft endgültig erledigt und damit der Zustrom neuer Anregungen unterbunden war. Bauten wie der Escorial Philipps II. in strenger ernster Schmucklosigkeit werden nur dem großen, absoluten Herrscherwillen verdankt, sie sind in Spanien nie volkstümliche Kunst gewesen. Der Barock, der auf diesen ornamentlosen monumentalen Stil folgt, arbeitet wieder mit einem drängenden dekorativen Überschwang, bei dem sogar der Einfluß der neuen amerikanischen Länder sichtbar wird, und wird bezeichnenderweise dadurch viel stärker charakterisiert als durch die Erfindung eigener bedeutender Raumformen.

Die Raumbildung hat durch die Einwirkung der maurischen, im Grunde untektionischen Kunst überhaupt gelitten. Das rege Widerspiel der Kräfte, die klare Aufbauordnung, die ausgewogene Harmonie, wie sie die Bauten des Abendlandes zeigen, schwächen sich in Spanien mehr und mehr zu einem in die Weite gehenden, verschwebenden Raumeindruck, der von fühlbar anderer Schönheit ist. In späten großen Bauten wie der stolzen Kathedrale von Sevilla oder der neuen von Salamanca zeigt sich im Grundriß deutlich eine Anlehnung an die einfache, sich nach allen Seiten ausdehnende Gestaltung der Moschee. Der Chöreingebau im Mittelschiff vor dem Hochaltar, der bezeichnenderweise in dieser Form sich nur in Spanien herausgebildet hat, bietet dem Auge immer neue Bilder, die die klare einheitliche Auffassung des Raumes zugunsten einer malerischen Wirkung stören, und diese wird noch erhöht durch die vielen prächtigen, unter sich verschiedenen Raumformen der Kapellen, die sich an Spaniens großen Kirchen in besonderer Zahl und Mannigfaltigkeit einfinden. Die oberste Einheit im Kirchenraum stellt darum letzten Grundes das religiöse Gefühl her, das alle Einzelteile der Kathedrale unter sich unlösbar bindet.

Die bildenden Künste sind natürlich viel weniger dem Einfluß des Orients zugänglich gewesen; er hat vielleicht nur ihre religiöse Ausdruckskraft erhöht, die der jahrhundertelange Glaubenskampf in Spanien in einer Stärke ausbildete, die sie von vornherein zu einem unterscheidenden Merkmal spanischer Kunst erhebt. Zwar richtete sich dieser Kampf gegen die Mauren, aber es scheint, daß deren religiöser Fanatismus und die Bereitschaft, für den Glauben zu streiten, unwillkürlich als Erbe auf das Land übergang, das durch Jahrhunderte ihnen Heimat gewesen war. Wir können in der religiösen Haltung der Spanier, wie

sie auch die Künste der Plastik und Malerei verkörpern, in der unbedingten passiven Unterwerfung, in der völligen Hingabe, die alles kennt, nur nicht den Zweifel und das Ringen um Erkenntnis, wie in Mittel- und Nordeuropa, deutlich Anklänge an orientalische Religiösität heraushören.

Man hat als entscheidendste Eigenschaft der bildenden Kunst in Spanien stets Ausdruckskraft und Wirklichkeitsnähe hervorgehoben. Man braucht eigentlich nur letzteres anzuführen. Alle Ausdruckskraft, so stark und leidenschaftlich sie sich beispielsweise in den Heiligen der Barockzeit äußert, entspricht allein der Wirklichkeit. Vergleichen wir dazu nur die Gestalten der großen spanischen Mystiker, wie die der heiligen Teresa von Jesus oder die des Johannes vom Kreuz. Die pathetische Gebärde, die Gefühlseligkeit des Augenaufschlags, wie sie ein Guido Reni in Italien seinen Figuren mitgab, die theatralische Leidenschaft, mit der Bernini seine hl. Teresa ausstattet, fehlen in Spanien, dem Land herber Wahrheitsliebe, gerade wie seiner Kunst jene letzte ungeheure, weit über die Wirklichkeit hinausreichende Ausdruckssteigerung, mit der der Deutsche — denken wir an Grünewald — jedes äußere Erleben in seelisches verwandelt, gänzlich fremd ist. Vielleicht wirkt spanischer Realismus gerade darum so mitreißend und erschütternd, weil er so einfach und lebensnah, so nüchtern und echt ist. Er zeigt sich von allem Anbeginn an als die entscheidende Eigenschaft. Innerhalb der notwendig von fremden — französischen, italienischen, deutschen oder flämischen — Einflüssen bedingten mittelalterlichen Malerei und Plastik erkennen wir das eigene Spanische immer an den individuellen, dem Leben, der Wirklichkeit genau entsprechenden Zügen. In ihnen beruht der Zauber spanischer Mariengestalten, auch der ganz schlichten Bildungen volkstümlicher Kunst.

Spanischer Realismus aber ist keineswegs ein bloßes Nachahmen der Wirklichkeit, er kann hart und kraß erscheinen, im allgemeinen aber wirkt er zurückgedämmt, gemäßigt, gehalten in der Form, wie die ganze Lebenshaltung des Spaniers stets formgebunden und stolz-gelassen ist. Eine so leidenschaftlich maßlose, alle Dämme überspülende Kraft, mit der die Wirklichkeit in den Bildern oder graphischen Blättern Goyas (wie den „Schrecknissen des Krieges“) gepackt ist, erklärt sich nur durch das furchtbare, erschütternde Erleben der Zeit, das Anlaß zu diesen Schöpfungen gab. Selbst da aber mildert die Kunst noch die Darstellung des grauenvollen dunklen Vorwurfs.

Man hat stets als Nonplusultra des spanischen Realismus angesehen, daß es in der Barockzeit Figuren der Plastik gibt, die richtige Haare und richtige Kleider tragen. Man hat jedoch dabei nicht beachtet, daß es sich nicht um die gesamte Plastik, sondern um eine ganz bestimmte Erscheinungsgruppe handelt. Es sind die Gestalten der Jungfrau des kreuztragenden Christus und des Gekreuzigten, die so ausgezeichnet werden, die in besonderem Maße Andachtsfiguren, Prozessionsfiguren sind, und in den großen feierlichen Umzügen, die wie die Reste der alten geistlichen Schauspiele wirken, ihre ganz bestimmte Rolle spielen. Das Volk nimmt sie alsdann in keiner Weise als Kunstwerke, sondern als lebendige Vertreter, Darsteller der göttlichen Figuren. Wenn man erlebt, wie in der sternenklaren Karfreitagnacht Sevillas die Gestalten der heiligen Jungfrau oder des kreuztragenden Christus aus dem Volk heraus in besonderen Strophen angesungen werden, dann spürt man, daß hier ein uns wesensfremdes Schauspiel tief innerlich erlebt und vorgeführt wird, bei dem sowohl diese Figuren wie das Volk als Aktoren wirken.

Die Plastik der Barockzeit hat zwar die Bildwerke bunt bemalt und ihre Erscheinung auch sonst aus der realistischen Tendenz spanischer Kunst heraus der Wirklichkeit angenähert, aber sie hat ganz feste Grenzen gegen einen un-

künstlerischen Naturalismus aufgerichtet. Die Estofadomalerei, die die Gebilde zunächst mit einem Goldgrund überzieht, den man in freigelegten Mustern dann durch die aufgetragenen bunten Farben hindurchschimmern läßt, sichert dieser Plastik eine bei jeder Beleuchtung andere wundervoll malerische Wirkung, einen immer wechselnden flimmernden Glanz, den feinstes, dekoratives Empfinden ausgedacht hat. Die prächtigen Barockaltäre, die gerade durch diese Estofadomalerei höchste Wirkung üben, sind aber nur würdige Nachfolger der riesengroßen bunten Altarwerke der Renaissance, wahre Wunderwerke reichster Erscheinung, die sowohl aus der großen Ausdruckskunst der einzelnen Darstellungen wie dem phantastisch prächtigen Gesamteindruck wirken. Sie wiederum schließen sich an monumentale Werke (Steinaltäre) der Gotik an, die ebensogut ernste Ausdruckskunst und vielseitiges Ornament verbinden.

Die Malerei der Blütezeit im 17. Jahrhundert dankt sicher einen bedeutenden Teil ihrer Wirkung dem ruhigen, klaren, realistischen Empfinden, der unbestechlichen Wahrheitsliebe, dem aufrichtigen Gefühl, mit dem uns z. B. Velázquez seine Menschen, seien es die Mitglieder der königlichen Familie, die armen Hofnarren oder wie in den „Spinnerinnen“ schlichte Mädchen des Volkes, zur Darstellung bringt, oder mit dem ein Zurbarán die unbedingte Hingabe des ganzen Wesens, das Ausströmen aller Kräfte in Gott, in seinem hl. Franziskus vorzeigt. Aber niemals nähme die spanische Malerei dieser Zeit ihre Vormachtstellung in Europa ein, wenn zu diesem realistischen Ausdruckskönnen nicht noch besondere künstlerische Eigenschaften träten, die die Eigengesetzlichkeit der Kunst gegenüber jedem Naturalismus dartun! Sehen wir uns allein die Farbigeit der Bilder an. Schon früh vermeiden die spanischen Gemälde lebhaftere Buntheit, das einfache Nebeneinander vieler Farben, zugunsten einer feinen, meist dunklen und schweren Harmonie, in der nur wenige Töne sprechen. Im goldenen Zeitalter des 17. Jahrhunderts ist ein vollendeter Zusammenklang im Kolorit erreicht, das nun die allerzarteste Bindung und Abstufung zur Schau bringt. Velázquez darf hierin als der unbedingte Meister gelten. In der Entwicklung zu einem hellen, zarten Leuchten der Farben, einer weichen malerischen Duftigkeit, dem Hineinstellen der Gestalten in Luft und Licht wetteifert Spanien mit dem Abendland. Ihm fehlt bezeichnenderweise das besondere seelische Erleben, das sich dann mit dieser Entwicklung in der germanischen Kunst verknüpft, die geheimnisvolle Einbeziehung des Menschen in den Kosmos, wobei — denken wir an Rembrandt — das Licht nicht mehr nur einen äußeren schönen Schein bedeutet, sondern metaphysisches Mittel wird, den Menschen in göttliche, überirdische Kräfte einzuhüllen, ihn damit bis ins Innerste zu durchdringen. Spanische Kunst zeigt die Welt des Menschen einfacher, nüchterner und geheimnisloser. Es ist sehr charakteristisch, einen gemalten Innenraum hüben und drüben zu vergleichen. Im Studierzimmer des hl. Hieronymus von Dürer webt ein tausendfaches Leben, das den Heiligen mit der Seele aller Dinge verknüpft. Im gleichen Raum des hl. Bonaventura in den großen Gemälden von Zurbarán in den Berliner Museen steht alles klar und schlicht und sauber abgegrenzt. Der Mensch erscheint in der spanischen Auffassung — allerdings bei unbedingter Annahme seiner völligen Abhängigkeit von der göttlichen Macht — viel einfacher und nackter. Zu Lob und Preis dieser tragenden, göttlichen, überirdischen Welt aber hat die spanische Kunst unaufhörlich alle Wohlgestalt der Form, alle Farbenpracht, allen Glanz und allen Überschwang reichster Zier entfaltet.

Bild rechts: Murillo, Mariae Himmelfahrt



Der Meister ruft die Welt:

Anmutige Konturen
 Der aus der Tiefe dämmernden Naturen,
 Die zwischen Licht und Nächten
 Des Himmels Abglanz sich erobern möchten
 Und die Gestirne überfunkeln
 Mit ihren schönen Blumen, die verdunkeln,
 Eh sie noch kaum erglühten,
 Ein ird'scher Himmel schnell verweht
 Blüten,

Kampfplatz der Elemente,
 Ihr luft- und flutmspülten Berggelände,
 Wo durch der Lüfte Wellen
 Der Vögel Barken bunte Segel schwellen,
 Der Fische stumm Gewimmel
 Glückselig in meeresblauem Himmel,

Wo zuckende Wetterstrahlen
 Mit Zornesfeuer ernste Warnung malen
 Und auf den waldumkränzten Bergeszinnen,
 Als Herrn des Reiches, Tier und Menschen
 sinnen.

Du rastlos Ungeheuer
 Aus Erde, Wasser, Luft und Feuer!
 In ew'gen Wandelungen
 Des Universums Werkstatt kühn entrunen,
 Ein Wunder, wie kein zweites noch die
 Himmel kennen —

Und um mit einem Worte dich zu nennen:
 Du, Welt! die, wie das Lied vom Phönix
 singet,

Stets aus der eig'nen Asche sich verjünet!

Calderon: „Das große Welttheater“ (Beginn), übersetzt von Josef von Eichendorff.

Anton Dieterich, Madrid:

Spaniens Generation von 1898

Bild vom Schicksal einer überwundenen Generation im spanischen Raum

Mehr denn je sind Tageszeitungen und Zeitschriften mit Betrachtungen über die „Generation von 1898“ und ihre Sünden und Verdienste am heutigen Spanien erfüllt. Neue Essay-Bände Ortega y Gasset, Erinnerungsbücher Azorins, neue Romane Pio Barojas und Neuauflagen der wichtigsten Arbeiten Unamunos und Maeztus sowie Neuerscheinungen der jungen Generation, eines Lain Entralgo, eines Antonio Tovar, halten das Interesse wach und lassen immer wieder die Frage stellen: Was ist unter dem Schlagwort „Generation 98“ zu verstehen, was ist tot von ihrem Geist und Werk und was wird in die Zukunft ausstrahlen?

Als Ausgangspunkt für die Generation 98 wird gemeinhin die ins Jahr 1898 fallende spanische Niederlage im Unabhängigkeitskrieg mit Kuba betrachtet: mit diesem Zusammenbruch schien der seit Philipp II. währende politische Niedergang Spaniens seinen absoluten Tiefpunkt erreicht zu haben. Von dem Reich, „in dem die Sonne nicht unterging“, waren dem Mutterland nur schäbige und fragwürdige Trümmer am Nordrand Afrikas geblieben. Die Metropole war längst ein wüstes Kampffeld für anarchistische Attentate, Pronunciamientos ehrgeiziger Generale und blinde Reaktion geworden. Das Land war ausgesogen, kahl gebrannt und die Reichtümer seines Bodens waren an fremde Mächte verkauft und verpfändet. Das Geistesleben des Goldenen Zeitalters mit Cervantes, Lope de Vega, Calderon de la Barca schien zu einem unoriginellen, nicht mehr konkurrenzfähigen Vegetieren herabgesunken. Nach weitverbreiteter Darstellung war es nun die geistige Jugend der 98er Jahre, die sich in geschlossener Gruppe gegen das über ihrem Vaterland schwebende Todesverdikt erhob, gegen die Allgegenwart dumpfer, lähmender Resignation reagierte und den Ruf nach einem ändern und neuen Spanien erhob. Diese allzu vereinfachende Auffassung hält jedoch eingehender Betrachtung nicht stand.

Vorläufer und Lehrer

Der Protestbewegung der Jungen sind der Appell zur Selbstbesinnung und zur Tat sowie die Arbeiten einiger Männer, ohne deren Werk die Generation 98 nicht zu verstehen ist, vorausgegangen. Der Aragonese Joaquín Costa (1846 bis 1911) hatte in immer neuen Variationen gegen die Trägheit eines trüben Romantizismus, der sich in eitler oder quälerischer Nabelbetrachtung erschöpfte, gewettert, hatte mit futuristisch anmutender Heftigkeit die Forderung gestellt: „Versperrt das Grab des Cid mit dreifachem Schloß!“ und hatte im Jahr nach dem Kuba-Krieg mit dem Mut der Verzweiflung verkündet: Wenn im spanischen Schicksalsbecher unter tausend schwarzen Kugeln sich nur eine weiße befände, „so ist jeder gute Spanier verpflichtet, mit allem, was er ist, in dieser Lotterie der Geschichte zu spielen, und mag die Möglichkeit, der weißen Kugel zu begegnen, noch so fern und unwahrscheinlich sein“. Wie ein Ertrinkender hat dieser leidenschaftliche Landsmann Gracians und Goyas zeitlebens um sich geschlagen und in riesenhafter, nimmermüder Arbeit zu allen politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Fragen seiner Zeit Stellung genommen, wobei er von dem entschlossenen, „tabularasa“ machenden Bekenntnis des spanischen Niedergangs ausging und als den Weg zum Wiederaufstieg die „Ent-Afrikanisierung“ Spaniens und den Anschluß an ein großes Europa predigte.

Costa teilte jedoch das Los der Vorläufer und blieb ein einsamer Streiter, dessen Stimme nur wenige erreichte. Wohl zählte er zu seinen Zeitgenossen Marcelino Menendez y Pelayo (1856—1912), der uns mit dem Fleiß einer Ameise und mit den Kräften eines Titanen die erste Gesamtschau spanischen Geisteslebens hinterließ, und S. Ramon y Cajal (1852—1934), dessen Forschungsergebnisse in der Nervenkunde weit über Spanien hinaus beachtet wurden. Diese beiden Männer waren tadellose Patrioten, doch als echte Söhne aus dem Zeitalter des Positivismus allzu ausschließliche, wenn auch unerreichte Spezialisten auf ihrem Gebiete, die sich mit der Einseitigkeit des Spezialistentums bewußt auf ihr Fach beschränkten und die Politik, und was daran hängt, fast völlig unbeachtet ließen.

Das gleiche gilt von Giner de los Rios (1839—1915) und Perez Galdós (1840 bis 1915), zwei andern Zeitgenossen Costas, die wahrscheinlich einen weit ungünstigeren Einfluß, als ihnen zukommt, auf das moderne Spanien ausgeübt hätten, würde ihr Spezialistentums sie nicht in Schranken gehalten haben. Francisco Giner de los Rios, „wohl die vornehmste Gestalt des 19. Jahrhunderts“, wie ihn sehr verdächtig der liberalistische Geschichtsschreiber der spanischen Vorbürgerkriegszeit Salvador de Madariaga nennt, hat mit seinen pädagogischen Ideen, die ihm aus dem Liberalismus seines Jahrhunderts erwachsen waren, wie Sauerteig im auftrieblosen Erziehungswesen Spaniens gewirkt. Da er selbst aber — nicht mehr seine Schule — seine Tätigkeit pädagogischen Aufgaben widmete, war möglich, daß seine Bemühungen innerhalb des Erziehungssektors trotz seiner Engländerei relativ günstige, weil durch andere Kräfte des spanischen Lebens ständig korrigierte Wirkungen erzielen konnten. Dieses Plus, das einigen Angehörigen der 98er Generation zugute kommen sollte, ist jedoch später durch Giners „Institution libre de enseñanza“ mit ihren allumfassenden Ansprüchen und in ihrer verhängnisvollen Eigenschaft als Pflanzstätte für Freimaurerei, Semitismus, Anglophilie — während des Weltkrieges gehörten die Deutschlandfeinde unter den spanischen Intellektuellen dem Giner-Kreis an —, für westliche Demokratie und östlichen Kommunismus mehr als aufgewogen worden.

Perez Galdós lebte und schuf aus einem verwandten Geist. Während Menendez y Pelayo aus Spaniens Geistesgeschichte eine Pyramide aufrichten wollte, die seinem verzagten Volk wieder Selbstvertrauen geben sollte, schrieb Galdós „vom Bordstein des Bürgersteigs“ in seinen endlosen „Episodios nacionales“ die kleine Romangeschichte des spanischen 19. Jahrhunderts „in angemessener parteiloser Neutralität“ und „auf der Seite des Lichts“, das heißt des Liberalismus, stehend. Da er kein Dichter, sondern ein Schriftsteller war, der nach naturalistischem Rezept arbeitete, hat er — ohne die gestaltende Kraft eines Zolas — nur eine Vielheit von Szenen und Episoden zuhauf getragen. Aber er hat typischerweise als Literat auf Literaten gewirkt, und da die 98er Generation, um es vorwegzunehmen, viel mehr literarisch als politisch oder sonstwie ausgerichtet war, konnte Galdós auf die heranwachsende schreibende Jugend einwirken. Sie verdankte ihm wenigstens eine zwar liberalistisch gefärbte, doch ins einzelne gehende und umfangreiche Kenntnis des geschichtlichen Stoffes, aus dem das Spanien des 19. Jahrhunderts geformt war. Daher ist auch Perez Galdós, der sich bei Weltkriegsausbruch durch seine Deutschenhetze hervorgetan hat, mit Giner de los Rios zu den Vorläufern und Lehrern der Generation 98 zu zählen, wenn auch die Rolle dieser beiden neben der Costas, Menendez y Pelayos und Ramon y Cajals heute wesentlich kritischer gesehen wird als noch vor wenigen Jahren.

Alle als „Praeceptores“ der 98er genannten Gelehrten und Schriftsteller haben das Heraufkommen der jungen Generation bis weit in unser Jahrhundert hinein begleitet. Viele ihrer wichtigsten Arbeiten sind gleichzeitig mit denen der Jungen erschienen. Wenn dazu noch einige, beiden gemeinsame Grundtendenzen gerechnet werden — der Wunsch nach Erneuerung, das Bemühen um eine beispielhafte Leistung —, so läßt sich verstehen, daß Meister und Schüler schon häufig in einen Sack geworfen und allesamt dem Begriff „Generation 98“ zugerechnet worden sind. Dennoch sind die Unterschiede zwischen den einen und den andern wesentlich und unverkennbar. Sind Männer wie Costa und Menendez y Pelayo zeitlebens zumeist in der Provinz lebende Einzelgänger gewesen, so ist die junge Generation von Anfang an in Gruppen aufgetreten und hatte, zum großen Teil aus der Provinz kommend, ihr ständiges Zentrum in Madrid. Ein weiteres Charakteristikum der Jungen war ihr Interesse für alle Fragen des aktuellen spanischen und internationalen Lebens. Keiner von ihnen hat sich als „Spezialist“ betätigt; viel eher trifft auf sie im guten und bösen Sinn des Wortes die Bezeichnung „Amateure“ zu. Der damit aufgezeigte Unterschied zwischen den Alten und Jungen hat noch darin sinnfälligen Ausdruck gefunden, daß die ersteren mit der Ausnahme des ungebärdigen Costa, wie schon erwähnt, sich vornehmlich einem Fachgebiet widmeten und von diesem her wiederum in ihrer Ausdrucksweise bestimmt wurden, während die letzteren all den unzähligen von ihnen diskutierten Fragen, ob es nun politische, philosophische oder ästhetische Fragen waren, unweigerlich einen literarischen Anstrich gaben: Alle sind Literaten; es gibt keinen einzigen Politiker vom Fach und keinen einzigen Fachphilosophen unter ihnen. Während außerdem die vorausgehende Generation aus der Formwelt des Realismus und Naturalismus lebte, schrieb die junge Generation mit überraschender Einheitlichkeit im Zeichen des Impressionismus. Ein letztes Unter-

scheidungsma, das zu gleicher Zeit die nahe Verwandtschaft beider Generationen mit besonderer Deutlichkeit sehen läßt, ist ihr politisches Denken aus der Ideenwelt des Liberalismus heraus. Dieses entsprach aber bei den älteren dem Liberalismus in seiner Glanzzeit, in der selbst dessen Gegner noch liberalistisch dachten und vorgingen. Der Liberalismus, der jedoch der 98er Generation vererbt wurde, war müde geworden und hatte schon begonnen, seine Todeskeime zu entwickeln.

Angel Ganivet

Als die bedeutendsten Vertreter der „Generation 98“ sind zu betrachten: Angel Ganivet (1865—1898), Pio Baroja (geboren 1872), José Martine Ruiz, bekannter unter dem Schriftstellernamen Azorin (geboren 1876), Miguel Unamuno (1864—1936), José Ortega y Gasset (geboren 1881) und Ramiro de Maeztu (1875—1936). Das sind die Männer, welche die damalige Erneuerungsbewegung getragen und ihr den Stempel ihrer Persönlichkeit aufgedrückt haben. Daß es sich dabei keineswegs um eine uniforme, sondern im Gegenteil um eine vielgestaltige Gruppe handelt, geht schon aus einer knappen Charakterisierung ihrer hervorragendsten Komponenten hervor.

Literat zwischen Literaten darf Angel Ganivet als der Politiker unter den 98ern bezeichnet werden. Er hat geschichtsphilosophische Betrachtungen, kulturpolitische Briefe aus dem skandinavischen Raum, wo er eine Zeitlang in Finnland, bis zu seinem Selbstmord in Riga im Jahr 1898 als Konsul tätig war, Kurzgeschichten, ein mystisches Drama und zwei symbolistische Romane geschrieben, ist jedoch gemeinhin nur als der Verfasser des „Idearium espaol“ bekannt, das er im Oktober 1896, also noch vor dem Kuba-Debakel, zu Ende geschrieben hat. Das „Idearium“ ist im Grunde nicht mehr als eine Sammlung politischer Aphorismen, die unter sich durch keine einheitliche Grundidee zusammengehalten werden. Wenn es dennoch etwas wie das politische Programm und Testament der 98er Generation geworden ist, dann verdankt es dies einer immer wieder überraschenden Hellsichtigkeit, mit der hier im verworrenen Spiel der Geschichte weniger aus dem Wissen als aus einer ursprünglichen politischen Intuition heraus Wesentliches gesehen wurde. Dabei ist charakteristisch für Ganivet, daß er angesichts des spanischen Niederbruches die Zukunftslsung für sein Vaterland in Selbstbesinnung, in Mehrarbeit, in der Steigerung des Verantwortungsgefühls in jedem einzelnen Spanier sah: nur Spanien selbst kann sich retten. Und Ganivet beschwört den Geist des Philosophen und Erzspaniers Seneca, dessen Lehre sich dahin zusammenfassen lasse: „Lasse dich durch nichts besiegen, das deinem Geist fremd ist; denke inmitten der Schicksalsschläge des Lebens, daß du in deinem Innern eine Mutterkraft hast, etwas Starkes und Unzerstrbares wie eine Diamantachse, um die sich die kleinen Dinge, die das Gewebe des Alltags bilden, drehen.“

Von dieser Warte aus mußte ihm wohl Gibraltar als eine „fortwährende Beleidigung“ erscheinen, und er sagte auch von dem Erbfeind: „England ist keine Nation, die Sympathie einflößt.“ Da er jedoch bei aller Empfindlichkeit seines Nationalbewutseins in jedem Augenblick nur eine praktisch-wirksame Politik frei von jeder Ideologie befürwortete, glaubte er einerseits an die Wiederauf-erstehung Spaniens, kam aber andererseits zum Beispiel zu dem Schluß: „Wenn man alle schwebenden Fragen der Politik im Mittelmeer vom Standpunkt unserer Interessen zu Wasser und zu Land betrachtet, begreift man ohne große Anstrengung, daß die günstigsten Lösungen die des Hinhaltens sind. Wer nicht genügend Kräfte zu einer Entscheidung besitzt, muß darauf hinarbeiten, daß überhaupt nichts entschieden wird.“ Ja, Ganivet ging — was von seinen Auslegern bisher zu wenig beachtet worden ist — in seinen Ratschlägen für eine nur auf Sicherheit gehende Innen- und Außenpolitik so weit, daß er für seine Zeit und gegen sein nationales Gefühl die Ansprüche auf Gibraltar und den

Haß gegen England zurückzustellen empfahl, und zwar mit der zynischen Begründung: „Sollte jemand diese Idee wenig glänzend finden, dann lasse er sich gesagt sein, daß sie mir der kluge Sancho Pansa, der so gut Spanier und Kastilier war wie Don Quijote, ins Ohr geblasen hat.“ Damit wollte der Granadiner durchaus keinem einseitigen Sancho-Pansismus das Wort reden, sondern, den Blick auf eine zuversichtlich erwartete neue Evolution Spaniens gerichtet, seinen Zeitgenossen mit verbissenem Fanatismus Sachlichkeit und Nüchternheit bis zur abstoßenden Kraßheit predigen.

Im ganzen ist das Werk Ganivets ein kaum behauener, allerdings genial angelegter Torso mit breitem Standmotiv geblieben, aber der Frühvollendete war seiner Zeit und gilt dem heutigen Spanien als ein Rufer, dessen Mahnungen mit eigentümlicher Hartnäckigkeit in den Ohren und Herzen aller nachklingen.

Nietzscheaner und „Afrancesados“

Die beiden Literaten der insgesamt so literarischen 98er Generation, Pio Baroja und Azorin, teilten Ganivets Verzweiflung über das Spanien ihrer Zeit und seinen Glauben an des Vaterlandes Palingenesis. Im Gegensatz zu dem genialen Andalusier sahen sie das Heil jedoch nicht sosehr in der Selbstbeschränkung als in Aufgeschlossenheit für die aktuellen Ideen in aller Welt. Wenn bei ihnen und ihren Generationsgefährten dann späterhin das Wissen um französischen Impressionismus und Symbolismus und Bergsonismus einen breiten Raum einnahm, so wurde ihnen das erste Bekanntwerden mit Nietzsche zu einem Grunderlebnis, und zwar so sehr, daß sie wie die ganze 98er Generation in ihrem besten Teil, nämlich im Aktionswillen ihrer ersten Kampfjahre, ohne Nietzsche gar nicht zu denken sind. Azorin hat dazu erst vor kurzem geschrieben: „Jede Politik setzt eine Moral und eine Philosophie voraus . . . Unser großer Inspirator war Friedrich Nietzsche.“ Nietzsches Unterscheiden zwischen Herrenmenschen und Sklavennaturen hatte es jenen Schriftstellern des niedergeschlagenen und in Resignation fast verkommenen Spanien besonders angetan. Sein „aristokratischer Radikalismus“ faszinierte sowohl den anarchisch unruhigen Geist Barojas wie das antidemokratische Empfinden Azorins, hat Unamuno berührt, Maeztu zum lärmenden Nietzscheaner gemacht und auf Ortega y Gasset vielleicht stärker als auf alle andern gewirkt. Diese Tatsache wird dadurch nur noch beleuchtet, daß heute kirchliche Kreise der 98er Generation aus ihrer Nietzsche-Jüngerschaft immer noch einen schweren Vorwurf machen.

Ist das Nietzscheerlebnis aus der Generation 98 nicht wegzudenken, so darf doch nicht verkannt werden, daß die Quantität des französischen Zivilisationsgutes, das einige 98er mit blindem Eifer auf der Pyrenäenhalbinsel popularisierten, später viel davon verdeckt hat. Französisches Denken und französischer Geschmack überlagerten auch in steigendem Maße ihr ursprüngliches und natürliches spanisches Empfinden. Es blieb ihnen darum nicht der in Spanien seit Jahrhunderten schwerwiegende Vorwurf erspart, sie seien „Afrancesados“ (F. R. Marin in „Madrid“ vom 25. 9. 1941), das heißt charakterschwache Franzosenanbeter. Diese Hinneigung zu Frankreich, die sich erst nur auf intellektuellem Gebiet zeigte, hat sich in den Jahren nach dem Weltkrieg mehr und mehr auch politisch ausgewirkt. Als General Primo de Rivera seine Diktatur errichtete, waren viele führende Vertreter der Generation 98 nur noch Liberalisten französischen Musters, hatten Nietzsche vergessen und führten von Paris und von der französischen Grenze aus mit selten erlebter Erbitterung einen literarischen Krieg gegen den ersten Versuch eines autoritären Regimes im Spanien des 20. Jahrhunderts. Und als nach einem Versagen ohnegleichen die liberalistisch-anarchistische Republik von 1931 im Juli 1936 durch die Revolution der Falange und des Heeres gestürzt wurde, da ist wiederum ein Großteil der 98er, darunter Baroja und Azorin, nicht etwa nach Deutschland oder Italien, sondern nach Frankreich geflohen.

Es wäre falsch, aus diesem Verhalten auf persönliche Feigheit schließen zu wollen. Aber die politische Geschichte der letzten Jahre und der Bürgerkrieg von 1936 bis 1939 als letzter Prüfstein zeigen mit aller Deutlichkeit, daß die Generation 98 wohl schon den Ruf der neuen Zeit vernommen, ja begeistert auf ihn gelauscht und geantwortet hatte, im letzten Grunde aber noch allzu fest in dem ausartenden und absterbenden Liberalismus des 19. Jahrhunderts verwurzelt geblieben ist: daß sie nicht eigentlich am Beginn einer neuen Epoche steht und diese anführt, sondern als Zwischengeneration wie in einer Scylla und Charybdis zwischen einer absinkenden und einer emporsteigenden Epoche hängt.

Pio Baroja und Azorin geben dafür geradezu die Musterbeispiele ab. In seinen zahlreichen Romanen zeigt der erstere, ein Baske wie Unamuno, eine ausgeprägte Vorliebe für vitale, unkomplizierte, nicht selten zur Führung begabte Gestalten; doch haben sie fast immer mehr vom ich-süchtigen und verantwortungslosen Anarchisten an sich als vom Nietzsche-Übermenschen, der auf den jungen Schriftsteller so tiefen Eindruck gemacht hatte. Barojas anarchistischer, gleichwohl unverbindlicher Liberalismus ließ ihn bei Ausbruch des spanischen Bürgerkrieges nach Paris gehen, wo er so lange blieb, bis Frankreich kein harmlos angenehmer Aufenthalt mehr war. Heute lebt und schreibt er wieder in Spanien. Daß er aber die Zeichen der Zeit immer noch nicht verstanden hat, geht aus einem Interview hervor, das er noch im März 1940 der Pariser „Liberté“ erst mündlich und hinterher auch schriftlich gegeben hat, in dem er festlegte: „In der Politik verstehe ich nur den Individualismus und den Liberalismus. Und diese beiden Begriffe vereint scheinen mir eine der glänzendsten und bewundernswertesten Epochen der Menschheit hervorgebracht zu haben.“ In dem gleichen Interview hat er dann als „fanatischer Parteigänger Frankreichs“ den Triumph Frankreichs, „das sich nach dem Weltkrieg verübereinschlichtet hat“ — welch groteskes Wiederauftauchen des ursprünglichen Nietzsche-Erlebnisses! —, gewünscht, „damit es ein für allemal mit der autoritären Politik aufräume“, und Deutschland in so unflätiger Weise beschimpft, daß in Zukunft jeder Deutsche es unter seiner Würde betrachten wird, eine Zeile von Pio Baroja zu lesen.

Neben ihm ist der aus dem Süden Valentias stammende Azorin weicher und von aristokratischer Haltung. Will man aber nicht nur seine in lichter und reicher Prosa geschriebenen und in zahllose wohlalberundete Miniaturen zerfallenden Bücher sehen, sondern sein Werk mit seinem Leben und mit seiner Zeit, so kommt ein junger Betrachter vor heute nicht darüber weg, daß ein national und vornehm empfindender Mann wie Azorin während der schwersten Krise seines Vaterlandes in den Jahren 1936 bis 1939 in Paris gelebt hat, dort ein melancholisches Büchlein „Spanier in Paris“ — ohne Stellungnahme zu den Bürgerkriegsereignissen geschrieben und erst vor kurzem zwei Bändchen Erinnerungen herausgegeben hat („Madrid“ und „Valencia“), die wiederum nichts zur neuen Zeit sagen, sondern nur eine Ehrenrettung der Generation 98 und der eigenen Person versuchen.

Miguel Unamuno

Unter den 98ern ist der Baske Miguel Unamuno wohl die originellste, menschlichste und vitalste Persönlichkeit, die zur Sympathie zwingt. Bevor er Philosoph, Professor, Literat oder Politiker war, wollte er ein Mann sein und war es auch. Wenn er so oft in seinem Werk kompliziert erscheint, so möchte man darin heute nur die Auswirkung seiner im Grunde einfachen, aber starken und schäumenden Natur sehen. Als 98er weist er sich durch seine hyperkritische, aufpulvernde und vielseitigen Ausdruck suchende Vaterlandsliebe aus, die ähnlich der Ganyets die Rettung Spaniens in der Aktivierung des reich veranlagten Spaniertums sah. So hatte er schon in einem unlängst veröffentlichten Brief vom 14. März 1897 an Azorin geschrieben: „Ich erhoffe fast nichts von der Japanisierung Spaniens, und jeden Tag halte ich mehr an meinen Überzeugungen fest. Was Spanien braucht, ist: Vertrauen zu sich selbst zu gewinnen, durch sich selbst denken und fühlen zu lernen, ein eigenes Gefühl und Ideal vom Leben und seinem Wert zu haben.“ Diesem Ziel lebte er mit Leidenschaft und Ehrlichkeit.

98er war er aber auch wegen seines Liberalismus, den er jedoch weniger französisch rational als vielmehr spanisch irrational verstand. Alle herkömmlichen Auffassungen eines bequemen, sozusagen bourgeoisen Liberalismus wurden von Unamuno verächtlich zur Seite geschoben und ihnen gegenüber das Ideal eines reinen, bodenverwachsenen, vollblütigen, taterfüllten, durchaus kämpferischen, gottsucherischen, ja gottschöpferischen Menschentums von mystischer Größe, immerwährender Hochspannung und Grenzenlosigkeit aufgestellt. Dies ist das Leitmotiv seiner Novellen, Romane, Dramen, Essays, der „Vida de Don Quijote y Sancho“, von „El sentimiento tragico de la vida“, „La agonía del Christianismo“ und „Entorno del casticismo“.

Im täglichen Leben, das sich unter des Dichters und Denkers Gedankenflug abspielt, mußte Unamunos männliche Unbedingtheit zu häufigen Zusammenstößen führen. Einer der denkwürdigsten ist die feindliche Begegnung mit der Diktatur Primo de Riveras, in der er nur eine Institution zur Unterdrückung der Geistesfreiheit zu sehen vermochte und die ihn verbannte. Doch er wäre nicht Unamuno geblieben, wenn er nach dem Sturz der Diktatur und des Königtums als Parlamentsmitglied nicht als erster das unwürdige Treiben der kaum geschaffenen republikanischen Regierung erkannte und sich unter Protest davon zurückgezogen hätte. Die Erkenntnis vom Versagen des politischen Liberalismus muß in ihm sogar endgültig gewesen sein. Denn als die Revolution vom Juli 1936 ausbrach, floh Don Miguel nicht aus Salamanca, wozu ihm Gelegenheit geboten war, sondern er, der keiner charakterlichen Untreue fähig war, hat sicherlich nicht seines Lebens willen oder unter einem andern Druck öffentlich für die nationale Erhebung Stellung genommen, sich damit zum Neuen bekannt und ihm mit diesem Bekenntnis — in Form eines Aufrufes an die Gelehrtenwelt — geholfen. Es ist nun allerdings nicht so, daß der damals 72jährige sich mit Proselyteneifer in die Schlacht geworfen hätte. Mehr als eine Äußerung aus seinen letzten Lebenstagen zeigt im Gegenteil, daß er „mit den Generalen beim besten Willen nichts anfangen konnte“. Doch berichtet man auch, wie er von einem seiner Söhne, welcher der Falange angehörte, sagte: „Diesem Jungen gefällt die Falange. Und mir auch.“ Daß er dem hinzufügte: „Aber ich sage es nicht“, sei als letzte verschämte Koketterie des radikalsten Liberalisten, den das moderne Spanien gekannt hat, nicht unterschlagen.

Unamuno lebt im heutigen Spanien fort: mit seiner heißen Vaterlandsliebe, die aus einem kritischen, aber immer noch viel unbedingteren Glauben an sein Volk kam, in seinem sprachgewaltigen Werk, mit dem er dem geistigen Ansehen Spaniens neuen Auftrieb in der Welt gegeben hat, und mit seinem Leben, das in seiner Geradheit, Männlichkeit und steten Anspannung der heutigen Jugend Vorbild sein kann. War er ein Kind seiner Zeit und als solches Liberalist, so doch nie ein fauler und faulender, und er war ebenso intelligent wie ehrlich, am Ende seiner Tage seinen Irrtum einzusehen und zu bekennen und damit manche Schuld zu tilgen.

José Ortega y Gasset

José Ortega y Gasset ist der Jüngste der 98er Generation. Als einziger der Gruppe hat er seine Studien im Ausland vollendet, und zwar in Deutschland in Leipzig, Berlin und besonders in Marburg bei dem Juden Cohen. Wie entscheidend diese deutsche Zeit für sein Denken und Schaffen gewesen ist, geht aus seinen Worten hervor: „In dieser Stadt (Marburg) habe ich die Äquinoktien meiner Jugend verbracht: ihr verdanke ich wenigstens die Hälfte meiner Illusionen und fast alle meine Disziplin“ und „Ich verdanke der deutschen

Philosophie über die Maßen viel.“ Während seine Generationsgenossen, mehr als sie wohl glaubten und zugeben wollten, „afrancesados“ — geistige Franzosenknechte waren und als solche auch die ihnen wichtige Kenntnis der Nietzschegedankenwelt nicht direkt, sondern aus zweiter Hand über Frankreich — über Henri Lichtenbergers „La philosophie de Frédéric Nietzsche“ — bezogen, war Ortega zutiefst in das deutsche Geistesleben eingetaucht, wenn ihn auch die Schülerschaft bei Cohen erst auf Umwegen und verspätet mit den schöpferischen Kräften der modernen deutschen Philosophie begnügen ließ.

Wie bei allen Männern der Generation 98 zerfällt das Werk Ortegass in eine scharfe, bisweilen bewußt und absichtlich überspitzte Kritik des zeitgenössischen Spaniens und in Hinweise darauf, wie ein besseres Hispanien geschaffen werden könnte. Seine blickscharfen und vor allem seine immer von der Tagesaktualität ausgehende und darum fesselnde analytische Begabung im Verein mit einem seltenen Vermögen geistreicher und brillanter Darstellung hat seinen kritischen Bemerkungen Aufnahme in weiten Kreisen, besonders bei der studierenden Jugend gesichert. Daß sie auch im Ausland mit Begier aufgenommen wurden, ohne daß der nichtspanische Leser viele Voraussetzungen zu solcher Kritik kennen konnte, beeinträchtigt in erheblichem Maß die unstreitbar guten Absichten Ortegass, durch bittere Diagnosen seine bald bloß apathischen, bald nur in hochmütigster Weise Ansprüche stellenden Landsleute zu nüchterner Besinnung zu rufen. Denn es besteht kein Zweifel, daß das Meinungsbild über Spanien in der Welt draußen heute zu einem vorwiegenden Teil gerade von seinen bestechenden Formulierungen bestimmt ist. Der sich selbst fast skrupelanthaft überwachende Ortega hat zwar viele Urteile später erweitert oder abgeändert oder auch nur präzisiert, aber den Durchschnittsleser haben diese Korrekturen nicht mehr erreicht: er hat sich in den meisten Fällen mit dem Schlagwort „España invertebrada — Rückgratloses Spanien“ zufriedengegeben.

Dieser Einwand gegen Ortega erschwert sich durch das offensichtliche Mißverhältnis zwischen seinen aus der Kritik gefolgerten Lösungsvorschlägen für eine Änderung der verurteilten spanischen Verhältnisse und seiner persönlichen praktischen Einstellung dazu. Wer auch nur „Aufstand der Massen“ und „Rückgratloses Spanien“ gelesen hat, weiß, daß sich daraus mühelos ein Kompendium autoritärer Staatsgrundsätze zusammenstellen ließe. Mehr als einmal erscheint Ortega darin und in vielen andern Arbeiten geradezu als ein verblüffend hell-sichtiger Ahner und Deuter der neuen Zeit. Er bekennt sich zwar noch zum Liberalismus, aber er ist ohne Zweifel viel weniger Liberalist als sein nicht zuletzt darum „feindlicher Bruder“ Unamuno. Sein Liberalismus zeigt eine besondere Spielart, in der viel von Auslese und Führertum die Rede ist und mehr als einmal an Oswald Spengler erinnert wird.

Die Praxis des politischen Lebens läßt uns jedoch einen ganz anderen Ortega kennenlernen. Als Primo de Rivera seine Diktatur errichtete, bezog der Madrider „Philosoph und Journalist“ alsbald eine Kampfstellung, aus der er im Verein mit Unamuno ein Trommelfeuer gegen den in seinem Herzensgrunde weitgehend liberalistisch fühlenden General eröffnete, der nicht von der Theorie her, sondern aus praktischer Notwendigkeit nach der Diktatorlösung gegriffen hatte. Nach dem Sturz von Diktatur und Monarchie betrat dann der Theoretiker Ortega die Arena des Parlamentarismus, mußte aber wie Unamuno schon nach kürzester Zeit dessen hoffnungslose Dekadenz einsehen. Seine im Abgeordnetenhaus gehaltenen Reden — man könnte sie Wort für Wort in einer politischen Satire einem gescheiterten, aber vom grauen Star befallenen Professor in den Mund legen — und ihr Echo, das sich aus schallendem Gelächter und geradezu absolutem Unberührtsein der Hörer zusammensetzte, lassen dies mit erschütternder Eindringlichkeit erkennen. Aber der ewige Professor zog daraus nur den einen Schluß, sich aus der aktiven Politik zurückzuziehen und in seiner Gelehrtenstube einzuschließen.

In der Bürgerkriegsrevolution wich er nach Paris, später nach Argentinien aus. Und wie wenn nichts geschehen wäre, führt er heute sein Philosophenleben in Buenos Aires fort. Das Erstaunlichste ist aber, daß er im Sommer 1940 in der Tageszeitung „La Nacion“ von Buenos Aires eine Artikelserie „Del imperio romano“ veröffentlicht hat (vor wenigen Wochen in Spanien als Buch erschienen), worin er wie eine Selbstverständlichkeit feststellt, daß der Liberalismus eine abgetane Sache ist, die einem Neuen Platz gemacht hat. Er spricht erst davon, daß die Ablösung der römischen Republik durch das Imperatorientum eine radikale Revolutionierung des politischen Denkens zur Voraussetzung hatte, und fährt fort: „Nun gut, dieses Bild entspricht in einigen wesentlichen Zügen dem, das seit 30 Jahren das Leben im Westen Europas angenommen hat: eine neue historische Landschaft, total verschieden von der, die bisher dem großgewordenen Europa als Hintergrund gedient hatte, trat ins Blickfeld.“ Ortega kümmert sich jedoch, einmal mehr, nicht um das Neue, sondern stellt mit einem Bedauern fest, daß bis heute noch niemand dem Alten einen Nekrolog geschrieben hat. Sein Essay ist dieser Nekrolog! Ortega gleicht damit einem Propheten, der die Zukunft, die schon zur Gegenwart geworden ist, kennt, aber den Blick beharrlich der Vergangenheit zugewendet hält.

Ramiro de Maeztu

Mehr als seine Generationsfreunde ist Ramiro de Maeztu Aktivist gewesen. In jungen Jahren hat er im letzten Übersee-Kolonialkrieg Spaniens gegen Kuba als einfacher Soldat gekämpft. Er kannte dann Zeiten, da er als Tagelöhner arbeiten mußte. Wieder auf der Halbinsel, bildete er mit Azorin und Baroja eine der bekanntesten Untergruppen der Generation von 98 und galt als einer der ersten und überschwenglichsten spanischen Nietzscheaner. Als Journalist verbrachte er 15 Jahre in England. Unter der Diktatur Primo de Riveras nahm er den spanischen Botschafterposten in Argentinien an, konspirierte unter der Volksfrontrepublik und leitete die dagegen gerichtete „Accion Española“. Bei Ausbruch des Bürgerkriegs wurde er von den Roten verhaftet und am 29. Oktober 1936 vermutlich erschossen (die genaue Todesart ist nicht bekannt).

Sein Lebenswerk ist nicht so originell wie das Unamunos und nicht so brillant wie das Ortegas, nicht so preziös verspielt wie bei Azorin und nicht so literarisch wie bei Baroja. Es weist erstaunliche Höhen und Tiefen auf, ist voll Schwulst, reich an Widersprüchen und Sprüngen, aber immer leidenschaftlich. Wie Ortega, Azorin und Baroja, glaubte er Spanien durch engen Anschluß an das geistige Leben Europas den Weg in eine bessere Zukunft erschließen zu können, drängte aber später mehr und mehr auf die Auswertung eigenspanischer Werte, und zwar nicht bloß auf der Halbinsel. So wurde er der Rufer für die Idee der Hispanität als gemeinsamen Nenner für Ideale und Interessen Spaniens und seiner Tochterstaaten in der Neuen Welt.

Ramiro de Maeztu hat als einziger seiner Generation, wenigstens von deren geistigen Führern, aus der Kritik des zeitgenössischen Spaniens und zugleich aus dem Dogma des Liberalismus heraus- und den Weg zur positiven und aktiven Mitarbeit am neuen Spanien gefunden. Dies ist wohl nicht zuletzt dem Umstand zuzuschreiben, daß er der Sohn eines Basken und einer Engländerin war, in dem sich spanisches Ungestüm mit praktischem englischem Denken vereinigte. Die spanische Jugend von heute feiert in ihm einen Kündler ihrer Zeit, den sie nicht so sehr mit den Namen der 98er nennt als fast in einem Atemzug mit José Antonio Primo de Rivera, Ledesma Ramos, Onesimo Redondo: mit den ersten Baumeistern und Märtyrern des neuen Spaniens.

Im Urteil der spanischen Gegenwart

Das Spanien der falangistischen Revolution steht der Generation 98 als Sieger und Überwinder gegenüber. Niemand würde sich verwundern, wenn die neuen

Machthaber mit Strafen oder wenigstens mit Mundtotmachen gegen die noch lebenden 98er verfahren würden. An ablehnenden Stellungnahmen mit allerhöchster Verurteilung — erinnert sei an Gimenez Caballeros „Genio de España“ — hat es nicht gefehlt. Zu offensichtlich hatte die voraufgehende Generation einerseits zwar angesichts des in allen Fugen krachenden Vaterlandes den Notalarm gegeben und das in Resignation immer nur von der Hand in den Mund, von Pronunciamento zu Pronunciamento dahinlebende Volk aufzurütteln versucht; andererseits aber hatte sie sich mit Ausnahme Maeztus in ihrem alles anfassenden und nichts entscheidenden Literatentum dem Neuen unter der Diktatur Primo de Riveras entgegengestellt, um schließlich vor dem nicht wegzudiskutierenden Zusammenbruch unter allerlei privaten Einschränkungen den Weg freizugeben. Der Bankerott der Generation 98 ist eine Tatsache. Das neue Spanien begegnet jedoch den Besiegten mit Großmut. Zwar sieht es in ihnen keineswegs nachahmenswerte Vorbilder, denen Denkmale zu setzen sind, und möchte sich lieber nach der Persönlichkeit und nach dem Werk eines Menendez y Pelayo ausrichten, dessen Schule mit R. Menendez Pidal und F. R. Marin heute mehr Ansehen denn je genießt. Doch hat es Angehörigen der Generation 98, die noch nach dem Friedensschluß von 1939 sich gegen das autoritäre System ausgesprochen haben — siehe Baroja —, die Grenzen geöffnet. Es hat Ortega y Gasset in den „Rat der Hispanität“ berufen. Es läßt den alten und neuen Büchern der Generation Freiheit auf dem Büchermarkt. Trotz des Schadens, den diese Literatur angerichtet hat, schaut das falangistische Spanien bewußt nur auf das Gute, das ihr hier niemand abspricht, und immer wieder wird das Bemühen deutlich, die noch verbleibenden Kräfte der 98er dem Schicksalswagen Spaniens mit vorzuspannen. Die Jungen, und zwar die interessantesten unter ihnen, ein Entralgo Lain, ein Antonio Tovar, ein Dionisio Ridruejo und die Gruppe, die sich um die Zeitschrift „Escorial“ schart, sind die ersten, die nur bedauern — wie einst schon der Falange-Gründer José Antonio Primo de Rivera gegenüber seinem Lieblingsprofessor Ortega y Gasset —, daß die ihnen Voraufgehenden sich vor ihnen und vor dem praktischen Aufbauwerk allzusehr in den elfenbeinernen Turm ihrer Literatur zurückgezogen hatten, und sind bereit, ihren ferneren Weg in aufrichtiger Kameradschaft mit den Älteren zu gehen.

Außerhalb von Spanien mag diese Einstellung bei manchem Leser Verwunderung erregen. Aber näheres Zusehen ergibt, daß die geistige Jugend Spaniens ihren Vorläufern in einem Punkt voraus ist: in der realpolitischen Betrachtung der Zeitgegebenheiten. Die Jungen sind durchaus nicht unkritisch vor der Generation 98. Sie tun aber alles, um diese Einstellung in möglichstem Maße fruchtbar werden zu lassen, verzichten darum lieber auf das — liberalistische Nurbekämpfen einer Meinungsgruppe und das entsprechende Herausstellen der eigenen Partei und suchen die Zusammenarbeit. Ein wesentlicher Grund dürfte allerdings auch darin zu suchen sein, daß die junge Mannschaft sich durch den Bürgerkrieg, den sie gemacht hat, mehr als dezimiert weiß und darum — die verschwiegene Tragödie der spanischen Jugend tut sich auf — nicht stark genug ist, um allein ihres Landes Geschicke zu tragen.

Auf diese Weise ist dem Rest der Generation 98, der auf literarischem Gebiet Verdienste zukommen, die durch ihren Kritizismus teilweise eine fruchtbare Anregerin war, die aber mit den genannten Ausnahmen in ihrer liberalistischen Ideologie und dem damit verwachsenen Literatentum der jüngsten Revolution gegenüber versagt hat, die Hand gereicht. So hat man der überwundenen Generation aus vielerlei Gründen eine Möglichkeit gegeben, in der Gegenwart zu wirken und an der zukünftigen Rolle der Heimat mitzugestalten.

Die Entfernte

Die silbernen Wellen des heiligen Ibero,
Sie sahen Auroren und strahlten ihr Bild.
Die schüchternen Nymphen im dunkeln Gebüsch,
Sie sahen Auroren und schlüpfen hinab.

Am Ufer erquickten sich spriehende Blumen
Im Schimmer der Göttin und fühlten neu,
Die Vögel besangen mit Zungen der Harfe
Die Schönheit der Göttin, und — schwiegen verstummt.

Denn siehe, da wandelt ein Mädchen am Ufer;
Der Mond und die Sterne, sie schieden hinweg;
Die silbernen Wellen des heiligen Ibero
Vergaßen Aurora und strahlten ihr Bild:

Die räub'rischen Augen, die lieblichen Bogen,
Die Lilienfrische, den wimpernden Strahl;
Die lieblichen Räuber, umschleiert mit Sorge,
Im Nebel der Tränen den wimpernden Strahl.

Sie setzte sich nieder ans horchende Ufer;
Aurora verweilte und hörte Gesang:
„Ihr silbernen Wellen des heiligen Ibero,
Ihr sehet mich weinen, ich weine zu euch.

Ihr rauschet zu ihm hin, ihr silbernen Wellen,
Um den ich hier weine, der fern mir verweilt.
O! möcht' er verweilen, nur nimmer vergessen
Der Seele, die immer in Träumen ihn sieht.

Geht zu ihm, ihr Wellen, und rauschet ihm frühe,
Und rauschet ihm klagend, was hier ich euch sang.
Erinnr' ihn Aurora, in warnenden Träumen,
In lieblichen Träumen, und zeig' ihm mein Bild.

Ihr schüchternen Nymphen, die Kränze sich winden,
Nehmt hin diese Blumen und gebt ihm den Kranz!
O! möcht' er verweilen, nur immer vergessen
Der Seele, die immer in Träumen ihn sieht.“

Die Vögel, besingend den lieblichen Morgen,
Sie schwiegen und horchten und lernten das Lied;
Die schüchternen Nymphen im dunkeln Gebüsch,
Sie nahmen die Blumen und schlüpfen hinweg.

Aurora, mitleidig, nahm purpurne Nebel
Und bildete Träume, und bildet' ihr Bild —
Auf fuhr aus den Träumen der weilende Schäfer
Und eilte zu ihr und sank ihr ans Herz.

Aus: Stimmen der Völker in Liedern, gesammelt
von Johann Gottfried v. Herder.

Außenpolitische Notizen

Walter Bastian, Madrid:

Vortrupp und Nachhut

Nicht nur aus britischem Mund ist die These aufgestellt worden, daß es im gegenwärtigen Weltkrieg keine Neutralen geben könne, sondern daß sich alle Nationen unseres Erdballs für oder gegen Albion, also damit eine der kriegführenden Machtgruppen, zu entscheiden haben. Auch diese reichlich späte angelsächsische Erkenntnis vermochte an einer Entwicklung nichts mehr zu ändern, die seit Jahren bereits im Gange ist, in konkreter Form zumindest seit dem Versailler Gewaltvertrag von 1919. Hier wurde das Fundament für Strömungen und Bewegungen gelegt, die inzwischen von der Opposition in die Verantwortung, und von der Legalität in die Aktivität geraten sind. Es geht in dieser größten gewaltsamen Auseinandersetzung aller Zeiten um nicht mehr und nicht weniger als die Schaffung eines neuen internationalen Gleichgewichts der Kräfte, wobei die überstaatliche Anonymität in allen ihren Erscheinungsformen vom nationalen Recht lebensstarker und lebenswilliger Völker abgelöst wird. Die stärksten Kräfte für eine solche Revolutionierung des zwischenstaatlichen Verhältnisses der einzelnen Nationen sind in Europa lebendig geworden.

Zwei Staaten, Deutschland und Italien, haben den großen Marsch in eine neue Zukunft angetreten. Zwei Männer, Adolf Hitler und Benito Mussolini, haben ihren Völkern eine neue Staatsform und einen neuen Staatsinhalt gegeben. Ihr großer Feind war das Judentum und die von ihm repräsentierte demokratisch-liberalistisch-marxistische Konzeption, deren praktische Anwendung das Lebensmark der Völker anfraß und so die Voraussetzungen zum physischen und psychischen Zusammenbruch schuf, auf dessen Ebene sie ihre internationale Geld- und Machtpolitik zu errichten im Begriff standen.

Den Führern des nationalsozialistischen Deutschlands und des faschistischen Italiens, diesen beiden ebenso revolutionären wie positiven Ideenschöpfern, gesellte sich ein Dritter hinzu: Francisco Franco Bahamonde, einst spanischer General, heute Generalissimus und der

Caudillo Spaniens, das nach einer Dekadenperiode von über vier Jahrhunderten wieder zu sich selbst, seinen inneren Werten und damit seiner Bestimmung zurückgefunden hat. Der geistige Wegbereiter hierfür war der junge Rechtsanwalt und Gründer der falangistischen Bewegung, José Antonio Primo de Rivera, ein Sohn des letzten großen nationalen Diktators Spaniens. Ihm stand das Vorbild Deutschlands und Italiens vor Augen, und er schuf ein Programm, das in seiner letzten ideellen Ausrichtung in die Gedankenwelt des Führers und des Duce sich als ein weiterer Mosaikstein für ein neues Europa einfügt. Nach zweijährigem innerpolitischem Kampf aber geriet die Falange in die schwerste Belastungsprobe, die einer Bewegung beschieden sein kann: in einen Bürgerkrieg, der jedoch nicht mehr innerpolitisch begrenzt war, sondern bereits zum Spiegelbild einer über die Grenzen des Nationalen hinausgehenden internationalen Auseinandersetzung wurde. Drei Jahre tobte dieser Befreiungskampf eines 25-Millionen-Volkes, an dem sich die Repräsentanten zweier Weltanschauungen und verschiedener Nationalitäten beteiligten. Spanien war eine Generalprobe und ein Vorgeschmack für das, was sich in weniger als einem halben Jahr später in größter Ausdehnung ereignete.

Spaniens Rolle ist damit in die Geschichte eingegangen als die einer Vorausabteilung in einem Kampf, der nun endgültig über das Schicksal nicht nur der Alten Welt, sondern darüber hinaus der Kontinente überhaupt entscheiden wird. Auf dem Altar dieser Auseinandersetzung hat Spanien eine Million Tote geopfert, hat es Verwundete und Krüppel zu ihren Familien heimkehren lassen und hat es sein Land verwüstet, welches noch immer nicht die Schäden und Spuren dieses Krieges auszulöschen vermochte, obwohl gigantische Anstrengungen gemacht wurden. Spanien hat sein Herzblut gegeben und ist in die Front gegen den die ganze Welt bedrohenden Bolschewismus getreten. Es hat dieser staatlichen Personifizierung der Kräfte der Verneinung und Zerstörung mit Unterstützung des Nationalsozialismus und Faschismus die Stirn und ein Halt geboten, das der geplanten

Aufrichtung einer westeuropäischen Front von Cadix bis Amsterdam ein spukhaftes Ende bereitete. So ist Spanien der Vortrupp der sich geschichtlich anbahnenden europäischen Erneuerung. Die Position der Iberischen Halbinsel in diesem Krieg ist historisch und blutsmäßig festgelegt.

Franco ist der Nationalchef einer Bewegung, die noch während des Bürgerkrieges im Jahre 1937 in Burgos durch die Schaffung der Junta Política ihre Aufgabenstellung übernahm. Diese Junta Política aber ist auch zugleich ein Symbol für die innerpolitische Problematik Spaniens, die in der Vereinigung der revolutionären jungen Kräfte mit den Trägern einer alten Tradition auf der gemeinsamen nationalen Basis einer Abwehr aller antinationalen Elemente ihren korporativen und staatlichen Ausdruck gefunden hat. Falangisten und Monarchisten reichten sich hier im gemeinsamen Abwehrkampf die Hand und erwählten in der Person Francos ihren obersten militärischen und staatlichen Chef, der damit zugleich zum Generalissimus der gesamten spanischen Wehrmacht aufstieg. Im Kriege entscheidet in diesem Land nun einmal das Militär . . . und im Kriege erwuchs dieses neue nationale Spanien zu einem Führerstaat.

Die erste Aufgabe dieses jungen Staatswesens war sowohl die Sicherung des in drei Jahren blutig erkämpften Sieges, als auch die innerpolitische Stabilisierung in weltanschaulicher, sozialer und wirtschaftlicher Hinsicht. So schwer an sich schon die Lösung derartig fundamentaler Probleme ist, sie wurde für Spanien noch schwieriger, weil wenige Monate später der europäische Konflikt ausbrach, der in zwischen zum Weltkonflikt geworden ist. Damit stockten die internationalen Handels- und Wirtschaftsbeziehungen und hörten schließlich fast ganz auf. Der von England inszenierte Blockadekrieg traf nicht nur die kriegführenden, sondern auch die neutralen Mächte. Die Welt brach auseinander in die beiden großen Lager der autoritären und demokratischen Staatsgebilde, und Spanien wurde damit, ob es wollte oder nicht in diesen gewaltigen Konflikt mit einbezogen. Sein Regime ist den Feinden der Achse ein Dorn im Auge. Sie wissen genau, daß die heutige Staatsstruktur Spaniens für sie eine Gefahr bedeutet. Sie wissen aber auch, daß sie in den Jahren der Entstehung dieses jungen nationalen Spaniens, das

seinen Platz an der Sonne forderte, aktiv auf der Gegenseite gestanden und gekämpft hatten. Eine Tatsache, deren sich Spanien nicht nur heute, sondern immer erinnern wird. Die psychologischen Voraussetzungen für eine gegenseitige Annäherung sind schwierig, wenn nicht letzten Endes unüberwindlich, obwohl die Demokratien mit propagandistischen und sonstigen Mitteln alle Register ziehen, um auf der Iberischen Halbinsel Sympathie und Anklang zu finden. Sie ringen heute mit Verschlagenheit und allen Schikanen kluger und unkluger Beeinflussungsmöglichkeiten um die Seele Spaniens. Wenn sie auch keine Chancen für die Aufrichtung einer Republik haben, so würden sie doch jede Form der Monarchie begrüßen. Der Wunsch ist auch hier der Vater des Gedankens, die verantwortlichen und führenden Kräfte des falangistisch-national-syndikalistischen Spaniens haben allen solchen Eventualitäten und Versuchen die Stirn geboten. Der Caudillo hat in seinen letzten wiederholten Reden mehrfach unzweideutig zum Ausdruck gebracht, daß die falangistische Idee über allem zu stehen hat und daß das Gedankengut dieser Bewegung die Triebkraft der weiteren Auswertung des Sieges und der Neugestaltung Spaniens zu sein hat. Der Boden für Möglichkeiten der neuerlichen Einflußnahme einer international-liberalistischen Welt ist, soweit man blicken kann, nicht reif.

Natürlich verschließt sich derselbe Caudillo als Spaniens höchste staatliche Repräsentanz nicht der Größe und der Bedeutung der spanischen Geschichte und Tradition, die in allen ihren Höhepunkten und Einmaligkeiten einen integrierenden Bestandteil der heutigen Staatsdoktrin darstellt und in der bereits erwähnten Junta Política ihre organisatorische Verkörperung erfahren hat. Der revolutionäre Schwung der Falange ist ein Bündnis mit der konservativen Tradition eingegangen. Die großen katholischen Könige sind und bleiben Begriff auch des modernen Spaniens, das in dieser Universalität ein Hochziel und einen völkischen Lebensinhalt erblickt. Daß am Rande einer solchen inneren Haltung auch die Kirche einen einflußreichen Faktor im staatlichen und völkischen Leben darstellt ist nicht verwunderlich, sondern nach Lage der Dinge nur natürlich. Nahezu 60 000 Priester wurden im letzten Bürgerkrieg

von den Roten ermordet. Unzählige Kathedralen, Kirchen, Klöster und Konvente wurden in Schutt und Asche gelegt. Um so stärker aber ist heute der Glanz und die Größe der Kirche, ohne die kein Staatsakt und kein politisches Ereignis denkbar ist. Spanien, das Land der Extreme, zeigt sich auch hier wieder in seiner ganzen Einmaligkeit.

Die Psychologie dieses Volkes ist eine der kompliziertesten und hat vielleicht keine typischere Charakterisierung erfahren können als durch einen der größten spanischen Dichter, Benito Perez Galdos, der in seinen „Episodios Nacionales“ den englischen Lord Gray über Spanien ausrufen läßt: „Wenn ich unter dieser Sonne geboren wäre, wäre ich heute ein Krieger und morgen ein Bettler gewesen, morgens ein Mönch und abends ein Torero. Spanien ist das Land der nackten Natürlichkeit, der höchsten Leidenschaften, der energischsten Gefühle, des Guten und Bösen in all seiner Ungehemmtheit, der Vorrechte, die zu Kämpfen führen, und des Krieges, der niemals ruht.“ Das ist der Rohstoff, das Holz, aus dem nun eine neue Nation geschnitten werden soll. Die Falange hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Volkwerdung der Nation endlich zu verwirklichen. Alle starken und ungehemmten Kräfte sollen in ein großes Flußbett des Gemeinwohls, der nationalen und staatlichen Neuformung geleitet werden. Eine Riesenaufgabe, aber auch eine der schönsten.

Damit ist der jungen Generation dieses Landes, die die nationale Erhebung des Jahres 1936 auf Barrikaden und in Schützengräben führte, eine Mission beschieden, deren Erfüllung ihr letztes und höchstes Ziel ist. Dieser Jugend gilt aber auch die ganze Zuneigung und Fürsorge des Caudillo, der erst kürzlich den Instrukteuren einer falangistischen Führernachwuchsschule zurief, daß ihnen das wertvollste Gut Spaniens anvertraut wird: die Jugend. Alle Wandlungen der Völker erreichen nur dann Vollendung, wenn sie von den jungen Generationen getragen sind und vollendet werden. Die heutigen Generationen Spaniens waren der Vortrupp des derzeitigen gigantischen Weltlings im Kampf gegen den Bolschewismus und seine Trabanten. Kein Zweifel, daß sie den begonnenen Weg auch zu Ende gehen wollen. Spanien hat in der jetzigen Auseinandersetzung die Position einer

nichtkriegführenden Macht bezogen und damit bekundet, wohin sich seine Sympathien neigen. Es hat an die Ostfront, unter dem Befehl des altfalangistischen Generals Muñoz Grandes, seine Blaue Division entsandt, die als Vertretung besten spanischen Volkstums zu kämpfen, zu sterben und zu siegen weiß.

In diesem Kampf kann es für Spanien nur eine Haltung geben, die oft genug aus berufenem Munde erklärt und erläutert wurde. Der dreijährige Bürgerkrieg hat es auf vielen Gebieten in wirtschaftliche und sonstige Fesseln gelegt, die es aber Schritt für Schritt zu sprengen entschlossen ist, wobei die Auswirkungen des jetzigen Weltbrandes die Aufgaben nicht leichter machen. Spanien steht ideologisch an der Seite Deutschlands und seiner starken Verbündeten, und die Zukunft wird beweisen, ob dieses Land der Generation des Vortrupps zugleich auch die Macht der Nachhut sein wird, die am Ende des großen europäischen Kreuzzuges für eine bessere Ordnung dieser Alten Welt mit seinen falangistischen Zenturien und syndikalistischen Massenorganisationen eine gleichwertige Position bezieht, von der aus es einst im Zeichen des Jochs und der Pfeile in den Kampf ging. Die Voraussetzungen hierfür und der Wille aller heutigen verantwortlichen Spanier, vom Caudillo bis zum letzten falangistisch-syndikalistischen Funktionär, scheinen gegeben. . .

Heinz Barth:

„Semana Santa“

Ein Blick ins katholisch-mittelalterliche Spanien

Sevilla, im April.

Wenn des Festes Wogen um die Mauern der gotischen Halle branden, wenn unter goldgewirkten Baldachinen die Beete brennender Kerzen zu Füßen der glitzernden Statuen durch die Frühlingsnacht wandern, ist um den Turm der Kalifen, der das abendländische Monument bewacht, in einer heißen Stunde der Passion noch einmal alles vereint, was in der Gegenwart der Ratio Spanien von der Umwelt unterscheiden will. Aus den Gärten des Alcazars weht wie das verhaltene Summen von Stimmen, die aus einem hohen Chor niedersteigen, ein erstes Ahnen der nahen Orangenblüte über die schartige Mauer her. Noch sind in Tausenden von Baumkronen die Lippen der Blütenkelche geschlossen, die ihres Tages harren. Bald aber schon wird ihnen nicht nur ein leiser

Hauch entströmen; im Patio de las Doncellas wird die große andalusische Zeit ihre jubelnde Hymne ganz über die des Feierns nimmermüde Stadt ausgießen, die sich nach der Woche der österlichen Leidenschaft zur weltlichen Freude der Feria rüstet. Jasmin und Narzissen duften um flüsternde Brunnen, die noch immer von des grausamen Königs Liebesspielen zu erzählen scheinen. So hoch steht die Erhabenheit der steinernen Figuren, die an Bamberg und Naumburg gemahnen, in den Wänden der dominierenden Halle, daß sie den Blicken kaum noch erreichbar sind. Der Weihrauch der Umzüge quillt in schweren Wolken zu ihnen empor und mischt sich mit dem Qualm, der von den siedenden Ölkesseln der Röster aufsteigt. In tiefen Reihen warten die strohgeflochtenen Stühle vor den gotischen Toren auf die Stunde des Einzuges der Statuen, die aus fernen Stadtquartieren kommen, um vor dem eisernen Gitter im Halbdunkel der Kathedrale die Reverenz zu erweisen.

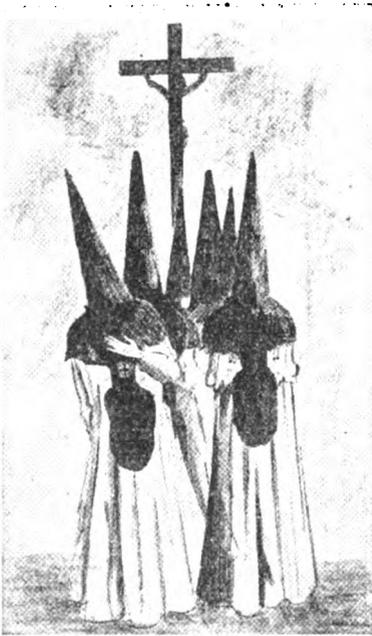
Während noch das Licht des frühen Nachmittags gleißend über den Häusern liegt, verlassen sie die Kirchen und Kapellen, um erst spät in der Nacht heimzukehren. Auf goldenen Thronen schwanke sie um die Ecken der engen Gassen, fast die Balkone streifend, die dicht gedrängt von Menschen sind. Samtene Decken verhüllen das Gestell der Bahren, unter denen unsichtbare Träger die ungeheure Last in abgehacktem Schritt auf polstergeschütztem Nacken schleppen. Unter der wippenden Goldborste bemerkt man auf dem Pflaster nur das tausendfüßlerische Gewimmel hastig tretender Beine, die in leichten Segeltuchschuhen stecken. Sie gehören den rauhen Gesellen von jenseits des Flusses, den Bauarbeitern, den Zigeunern, den Respektlosen, die ein Jahr lang ihr rotes Herz durch alle lasternden Kneipen tragen, um dieses eine Mal ihre Pönitentz im Dienst der tonnenschweren Statuen zu tun. Ein Teppich von blutroten Nelken breitet sich unter dem Gekreuzigten, den der grausame Realismus des spanischen Empfindens in allen Posen des qualvollen Leidens zeigt. Doch ist es gerade das Extreme des Ausdrucks, das die Menge unendlich fesselt und zu Kundgebungen der vehementen Passion entflammt. Vom äußersten Schmerz zur äußersten Freude ist in der Seele dieses Volkes nur ein Schritt, der kaum die Spanne einer Sekunde mißt. Tief wird die Pein des Freitagmorgens ausgekostet,

da auf sie doch die helle Stunde des Ostermorgens zu folgen verspricht.

Wo drängten sich die Kontraste bewußter zusammen als hier? Kein Zug bewegt sich durch die Straße, bei dem nicht die blutende Qual des von goldenen Kandelabern verherrlichten Todessymbols von der milden Versöhnung der gekrönten Herrin begleitet wäre. Bald löst überschäumender Prunk die Askese der Sterbestunde ab. Da der Gerichtete, hoch über den Köpfen der brodelnden Menge einerschwebend, nackt unter dem gestirnten Himmel seines Weges schwankend, kaum den Blicken entschwunden ist, zieht schon die Schönheit der verehrten Frau die Sinne des südlichen Volkes ganz in ihren Bann. Ihr gelten die aufwühlendsten Saetas, die in den langgezogenen klagenden Tönen des maurischen Gesangs von den gitterbewehrten Balkonen niederfließen, um alle Hörer in einen Mantel des Schauers zu hüllen. Nichts ist hier mehr Rhythmus, nichts mehr Harmonie. Alle Gesetze des abendländischen Empfindens sind aufgehoben und überschritten. Alle Grenzen weiten sich aus nach Räumen, die nicht mehr allein die Europas sind. Leicht wird jede Geste, mühelos jede Äußerung des Gefühls. Kein Gesang braucht mehr das Geländer der Harmonie, kein Lied mehr die Leiter der rhythmischen Regel. Eine nicht abreißende Kette der Melodien führt in der Folge der Woche, die vom Sonntag der Palmenzweige bis zur Nacht des Karfreitags reicht, die 47 gekrönten Herrinnen Sevillas durch die Stadt. Wenn die Träger in kurzen Abständen ihre Last niederlegen, singen die populärsten der Zigeuner von den Schwellen der Tavernen, wo der trockene Manzanilla in breiten Strömen fließt. Auf den Balkonen aber harren die ganze Nacht die olivbleichen Frauen, um ihre Huldigung darzubringen, in der das Hoffen auf die Erfüllung manches höchst materiellen Wunsches schlummert.

Gemessenen Zuges schreiten die Bruderschaften einher. Zur violetten Seide der wallenden Gewänder flammt der Schein hellroter Kerzen. Auf silbergetriebenen Stäben wird das Zeichen des Senates und Volkes von Rom mitgetragen, das Pilatus führte. Die steilen Kapuzen, die das Gesicht der Nazarener verhüllen, verbergen den populären Torero wie den General, den reichen Unternehmer wie

den kleinen Angestellten vor den Augen der Menge. Barfüßige Büsser, an deren Gelenken Ketten rasseln, tragen ein Kreuz im Zuge, das freilich nicht immer massiv ist. Auch wird das Prinzip der Buße gleich dem der Anonymität so kurzfristig gewahrt wie alle Prinzipien in Andalusien. Längst schon ist die Teilnahme am Zuge der Passion, ähnlich wie anderswo die Zugehörigkeit zu einer Loge, ein Akt, der durchaus den persönlichen Kredit mehrt und weder der Karriere des Beamten noch



In Sevilla —
Zeichnung von Andres Segovia

den Geschäften des Kaufmannes schadet. Glaube und materielles Interesse gehen eine Verbindung ein, wie sie selbst in Spanien auch nur der betische Süden kennt. Alles an den Figuren der gekrönten Frauen ist weltlicher Prunk, der den Beschauer bestrecken soll. Smaragden und Brillanten ohne Zahl schmücken die Gestalt der braunen Macarena, der „reinen Zigeunerin“, der Reichsten von allen, der aus der Masse die gewagtesten der Komplimente zufliegen, mit denen das Volk Andalusiens der weiblichen Schönheit zu huldigen pflegt. Rauschend schwillt der

Beifall an, wenn die Saetas verstummen und sich der Zug wieder in Marsch setzt. Trommeln und Klarinetten erschallen neu und fordern gebieterisch freie Bahn. Im Schein der steilen Kerzen, deren Wald unter dem seidenen Himmel einherflackert, glitzern die blanken Waffen der Truppe, die das militärische Geleit gibt. Knisterner Brokat, schwerer Samt, der in kostbarer Goldstickerei die endlose Schleppe des Mantels bildet, silbergetriebene Leuchter, breit und hoch wie Bäume, Säulen, die den Baldachin tragen, ein Beet von Lilien, Wachs und weißen Nelken, ein Geruch von schmorendem Öl, von Schweiß und Weihrauch, gutturale Töne aus den Kehlen der Sänger, schrille Trompetenstöße, graziöse Wortfetzen, starrer Fanatismus und lockende Verführung in den Blicken — alles ist ein Angriff auf jeden der Sinne.

Wer möchte noch zweifeln, daß hier eine weltliche Macht ihres Weges zieht? Tonnen von Wachs sind in Tagen der unaufhörlichen Umzüge auf das Pflaster der Stadt niedergetropt, das bald die Glätte des Parkettes angenommen hat. Langsam steigert sich in der Woche der Passion die Intensität des Festes, das am Donnerstag seinen Höhepunkt erreicht. Dann schmücken sich die Fronten der Paläste mit den schönsten Teppichen und die Köpfe der Mädchen mit dem hohen Kamm, von dem das dunkle Geriesel der Mantillas und der alten kostbaren Blondas niederfällt. Kein raffinierteres Kleidungsstück ist jemals von Frauen getragen worden als dieses, das die strengste und würdigste aller Formen mit dem größten Maß an verführerischem Reiz zu vereinigen weiß. Wie manchmal in Spanien, hält man in solchen Augenblicken für eine kurze jähe Sekunde des Erkennens die schroffsten Kontraste und damit die Essenz des Iberischen selbst mit raschem Griff in der Hand. Spontan ist alles, alles improvisiert. Nur was vom Moment geboren wird, trägt in diesem Lande des immer wachen Realismus das untrügliche Mal der Aufrichtigkeit. Das Dasein setzt sich aus einer Summe köstlich gelebter Höhepunkte zusammen, zwischen denen sich die weiten Niederungen der Entspannung breiten müssen. So wollen sich alle Energien in eine Stunde der Fülle drängen. Weltliches und Überzeitliches verschmelzen in eines. Die Kerzen der Kuttenträger spiegeln sich in den nächtlichen Fenstern des Generalarchivs von

Indien, hinter denen der Traum eines geistigen Weltreiches zwischen Millionen von ungelesenen Aktenblättern ruht. In dieser Nacht begleiten die Fanfaren der Nationalhymne den Eintritt und Austritt der Figuren aus den Tempeln. Die militärische Ehrung eines Kommandierenden wird den süßen Figuren der Frauen wie der blutbefleckten Nacktheit des Gerichteten zuteil. Jenes Rot der dunklen Nelken, das von seinem goldgewirkten Gestühl tropft, ist dasselbe, das aus den Spitzenschleiern der Sevillanerinnen leuchtet.

Das Volk, das ein Jahr lang unerbittlich zwischen Chor und Altar in das Schiff seiner Nichtigkeit eingesperrt blieb, feiert die Stunde, da die schönen Bilder ihm und der Straße ganz allein gehören, mit dem hemmungslosen Jubel eines langersehnten Triumphes. Doch ist es keineswegs die Verklärung eines übersinnlichen Erhobenseins, die im Morgengrauen des Freitags die Stadt erfaßt. Alles Abstrakte muß auch jetzt noch verbannt bleiben, alles Durchdachte und in ein System Gefaßte enthält noch einen Kern des Bösen. Nur was vermenschlicht werden darf, was in Gemeinschaft der Menge niedersteigt, ist gut und wird verstanden. Was die Sinne nicht wahrnehmen können, muß auf den Zweifel des mediterranen Realismus stoßen; was die Sinne nicht empfinden und genießen können, erliegt der stets vorhandenen Bereitschaft zur Respektlosigkeit. So dauert das universalistische Empfinden, das die Synthese zwischen der irdischen und überirdischen Macht herzustellen sucht, in der Seele der Masse eine endlose, von Herrlichkeit erfüllte Sekunde des Festes, wie der Universalismus Spaniens auch nur eine Sekunde der Geschichte gedauert hat. Doch herrscht einmal auch Stille in der frenetischen Stadt, wenn in der Morgenfrühe des nahenden Tages die feierlichsten der Gestalten zwischen Reihen von flackernden Kerzen die plötzlich verdunkelten Straßen betreten. Dann schwebt der Herr des Schweigens über den Köpfen der Menge einher, vom dumpfen Wirbel der Trommeln geleitet. Der Herr des Gran Poder folgt ihm, und dieses Mal ist die „große Macht“ eine bewußte Demonstration, die sich ohne Scheu, ja fordernd und unterlochend, allen Blicken stellt.

In den maurischen Innenhöfen und Gärten flüstern aber bald wieder die silberstimmigen Wasserspiele der uuver-

sieglichen Lebensfreude. Da die Menge in den Straßen noch die ragenden Erscheinungen auf goldenem Gestühl verehrt, kehren die Träger, die ihre Last abgesetzt haben, in die Bodegas zu raschem Umtrunk ein, um die Pause des Marsches zu nützen. Wenn die Zigeuner mit ihren Figuren über die Brücke von Triana heimwärts eilen, spiegelt sich der Wald der Kerzen noch einmal im Wasser des Flusses. Bald graut der Tag. Die Sonne steht schon hoch am blauen andalusischen Himmel, wenn die letzten der übermächtigsten Prozessionen am Nachmittag ihr heimatliches Quartier erreichen. Verklungen sind Tänze und Miserere. Schon will alles in der Erinnerung wie ein Spuk erscheinen, der als blütenschwerer Traum durch die Frühlingsnacht geisterte. Doch ist es wahr, daß eben noch die in das wallende Gewand der Buße gehüllte Gestalt eines Nazareners mit dem Mädchen im Arm in dem vom Mond beschienenen Patio der frommen Marta verschwand. Dort flüsterte die Stimme der irdischen Liebe im blauen Schatten der Bäume. Die Spitze der Giralda wirft einen steilen Kegel über die Dächer nieder.

Es ist nur ein Schritt aus diesem Winkel bis zur hohen Halle, wo das Volk dieser Tage einer überzeitlichen Liebe zu dienen meinte. Doch klang auch das Miserere, das zur Stunde der großen Versuchung die gotischen Bogen der Kathedrale füllte, nicht wie das qualvolle Schwanken des Abgesandten, der am Oberg in kosmischen Zweifeln zwischen den Welten schwebte. Nein, von den Stufen des Altars, wo Chor und Orchester wie auf einer antiken Bühne aufgestellt waren, flossen die Töne der Hymne des Erbarmens in freudig plätschernden Kaskaden nieder. Da weinten die Geigen, da dehnte sich die Stimme des Tenors, als ob kein Kirchenmusiker, sondern Rossini selbst die Feder geführt hätte. War nicht eben der „Barbier“ die Stufen niedergetänzelt, und hatte er uns nicht gerade durch das machtvolle Chorgitter lächelnd zugewinkt? Die Geisterfarbe des Mondes liegt auf den weißen Fronten der niedrigen Häuser im Barrio Santa Cruz. Auf dem Rücken der Träger, die aus den Kneipen noch einmal in ihr Joch zurückgekehrt sind, beginnen jetzt die schweren Throne der gekrönten Frauen nach den modernen Weisen zu tanzen, die von den begleitenden Militärkapellen angestimmt werden. In den Lokalen lärmt inzwischen das Volk. Aus den

geöffneten Fenstern schallt der Rhythmus klatschender Hände zum Fußestampfen der Flamencotänzerinnen. Starre Blicke folgen dem Spiel der wiegenden Hüften. Doch auch auf der Straße bewegen sich die prunkenden Gestalten der Frauen auf hohem Thron jetzt vorwärts und rück-

wärts im Tanz der Träger. Die Madonnen führen den Reigen der sevillanischen Nacht. Aus dem „Paso“ der Prozession wird der Pasodoble der spanischen Passion, die nur eine Dimension des Empfindens kennt, in der Weltliches und Überzeitliches zur Einheit verschmelzen.

Erlesenes

José Antonio Primo de Rivera

Aus Reden und Aufsätzen des Falange-Begründers

Der „Señorismo“ ist die Entartung des „Señor“, des „Hidalgo“, der bis in die jüngste Vergangenheit die schönsten Seiten unserer Geschichte schrieb. Der „Señor“ war ein Herr, weil er verzichten konnte, das heißt, Vorrechte, Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten einer hohen Idee des Dienens zu opfern wußte. „Adel verpflichtet“, dachten die Señores, die Hidalgos, das heißt: „Adel fordert“. Je mehr einer ist, desto mehr muß er aufzugeben bereit sein.

*

Wenn die Welt aus den Angeln geht, kann man nicht mit technischen Pflästerchen helfen. Eine ganz neue Ordnung wird notwendig.

*

Ein Volk ist ein Unteilbares an Schicksal, an Mühen, Opfern und Kämpfen, das man als Einheit sehen muß, das als solches in der Geschichte lebt und dem als Einheit zu dienen ist.

*

Unsere Zeit gibt keinen Pardon. Uns ist ein Schicksal zugefallen, in dem wir ohne Markten Haut und Haar lassen müssen.

*

Das Vaterland ist nicht nur ein Stück Land, in dem sich mehrere rivalisierende und machtlüsterne Parteien — wenn auch nur mit den Waffen der Beleidigung — zerfleischen. Noch das Niemandsland, in dem der ewige Kampf ausgetragen wird zwischen einer Bourgeoisie, die das Proletariat auszubeuten versucht, und einem Proletariat, das die Bourgeoisie tyrannisieren will. Sondern die tief empfundene Einheit aller im Dienst an einer historischen Mission, an einem höchsten, gemeinsamen Geschick, das jedem einzelnen seine Aufgabe, seine Rechte und seine Opfer zuweist.

*

Uns bewegt ganz und gar nicht dieser operettenhafte Hurrapatriotismus, der Arm in Arm geht mit der Mittelmäßigkeit, mit den Kleinlichkeiten des heutigen Spaniens und mit den plumpen Auslegungen der Vergangenheit. Wir lieben Spanien, weil es uns nicht paßt. Wer sein Vaterland liebt, weil es ihm paßt, liebt es mit einem Willen nach Greifbarkeit, liebt es körperlich und sinnlich. Wir lieben nicht die Ruine, den Zerfall unseres heutigen körperlichen Spaniens. Wir lieben die ewige und unveränderliche Sendung Spaniens.

*

Die Revolution ist die Aufgabe einer entschlossenen, keiner Entmutigung zugänglichen Minderheit. Einer Minderheit, deren erste Schritte die Masse nicht verstehen wird, weil sie — Opfer einer Zerfallsperiode — das innere Licht als Teuerstes verloren hat.

*

Um die Fortsetzung dieses melancholischen, kurzflügeligen, traurigen Spaniens zu retten, das alle zwei Jahre eine Hilfe aus der Not benötigt: dafür rechne man nicht mit uns. Darum stehen wir allein, weil wir sehen, daß ein anderes Spanien geschaffen werden muß, ein Spanien, das sich der Zunge aus Nachtragen und Angst auf dem einzigen großen und anständigen Ausweg entzieht: nach oben...



Francisco de Goya (1746-1828): Selbstbildnis



Enriquez Ricart Nin: Der Fischfang (Kolorierter Holzschnitt)

Ausstellung Spanische Kunst der Gegenwart, Berlin 1942

Aus dem Bordbuch des Christoph Kolumbus

1492—1493.

Die erste Fahrt des Kolumbus war gegen viele Widerstände vorbereitet worden; auch der allerhöchste Wunsch der „Katholischen Könige“ Ferdinand und Isabella konnte nicht verhindern, daß nur der Abschaum der Hafenstädte sich als Besatzung einer solchen Reise in den unbekanntesten Osten werben ließ. Auf dem Westweg nach Indien — fand Kolumbus Amerika: zuerst die Westindischen Inseln, später auch das Festland.

Seine Nachfolger brachten Amerika viele Haustiere und Nahrungsarten (sie nahmen auf Befehl der Königin Säcke voll Hafer, Weizen und anderem Getreide zur Aussaat mit, Samen von Apfelsinen, Birnen, Zitronen, Melonen und allerlei Gemüse, Fracht von lebenden Kühen, Ochsen, Ziegen, Pferden, Hühnern, Schweinen und Kaninchen) und lösten die gesamte neuzeitliche Entwicklung der beiden amerikanischen Kontinente aus. Sie brachten den Tabak, die Kartoffel und die Syphilis von drüben mit nach Europa, außerdem Gold und einen neuen Weltthron, der die gesamte alte Denk- und Wirtschaftsordnung veränderte.

... Im gegenwärtigen Jahre 1492, nachdem Eure Hoheiten dem Kriege gegen die Mauren, die noch in Europa herrschten, in der gewaltigen Stadt Granada ein Ende bereitet hatten, also in jener Stadt, wo ich am Zweiten des Monats Januar dieses selben Jahres mit eigenen Augen sah, wie dank der Waffenerfolge die königlichen Standarten Eurer Hoheiten auf den Türmen der Alhambra, welche die Festung der vorgenannten Stadt ist, hochgezogen wurden und wie der maurische König seinen Palast verließ, um die Hände Eurer Hoheiten und des Fürsten, meines Herrn, zu küssen . . . nach Vertreibung aller Hebräer aus Ihren Königreichen und Herrschaften befahlen mir Eure Hoheiten im nämlichen Monat Januar, mit einer hinlänglich starken Armada nach den genannten Gestaden Indiens in See zu stechen. Bei dieser Gelegenheit erwiesen Eure Hoheiten mir viele Bezeugungen Ihrer Gunst, indem Sie mir den Adelsrang und das Recht, mich künftighin als „Don“ zu bezeichnen, verliehen, mich ferner zum Großadmiral des ozeanischen Meeres, Vizekönig und ständigen Gouverneur aller Inseln und des Festlandes, die ich entdecken und erobern und die man in Zukunft im Ozean entdecken und erobern würde, erhoben und bestimmten, daß mein Erstgeborener, mit denselben Rechten ausgestattet, mir nachfolgen und dies von Generation zu Generation so bleiben solle.

So fuhr ich am 12. Tage des Monats Mai desselben Jahres 1492, an einem Samstag, von Granada ab und begab mich nach dem Orte Palos, der ein Seehafen ist, allwo ich drei für dieses Unternehmen sehr geeignete Schiffe ausrüstete. Am

3. August dieses Jahres, an einem Freitag, verließ ich diesen Hafen, wohlversehen mit Lebensmitteln und Mannschaften, eine halbe Stunde vor Sonnenaufgang, und nahm Kurs auf die Kanarischen Inseln, die zum Besitz Eurer Hoheiten gehören und im genannten Ozean liegen. Von hier aus wollte ich meine Fahrt antreten und so weit vordringen, bis ich nach Indien gelangte, um jenen Fürsten die mir von Euren Hoheiten anvertraute Botschaft zu überbringen und mich auf diese Weise meines Auftrages zu entledigen.

Donnerstag-Freitag, den 11./12. Oktober.

... Um zwei Uhr morgens kam das Land in Sicht, von dem wir etwa acht Seemeilen entfernt waren. Wir holten alle Segel ein und fuhren nur mit einem Großsegel, ohne Nebensegel. Dann lagen wir bei und warteten bis zum Anbruch des Tages, der ein Freitag war, an welchem wir zu einer Insel gelangten, die in der Indianersprache „Guanahani“ hieß.

Dort erblickten wir allsogleich nackte Eingeborene. Ich begab mich, begleitet von Martin Alonso Pinzón und dessen Bruder Vicente Yáñez, dem Kapitän der „Niña“, an Bord eines mit Waffen versehenen Bootes an Land. Dort entfaltete ich die königliche Flagge, während die beiden Schiffskapitäne zwei Fahnen mit einem grünen Kreuz im Felde schwenkten, das an Bord aller Schiffe geführt wurde und welches rechts und links von den je mit einer Krone verzierten Buchstaben F und Y umgeben war. Unseren Blicken bot sich eine Landschaft dar, die mit grün leuchtenden Bäumen bepflanzt und reich an Gewässern und allerhand Früchten war.

Ich rief die beiden Kapitäne und auch all die anderen, die an Land gegangen waren, ferner Rodrigo d'Escobedo, den Notar der Armada, und Rodrigo Sánchez von Segovia, zu mir und sagte ihnen, durch ihre persönliche Gegenwart als Augenzeugen davon Kenntnis zu nehmen, daß ich im Namen des Königs und der Königin, meiner Herren, von der genannten Insel Besitz ergreife, und die rechtlichen Unterlagen zu schaffen, wie es sich aus den Urkunden ergibt, die dort schriftlich niedergelegt wurden.

Sofort sammelten sich an jener Stelle zahlreiche Eingeborene der Insel an. In der Erkenntnis, daß es sich um Leute handle, die man weit besser durch Liebe als mit dem Schwerte retten und zu unse-

rem heiligen Glauben bekehren könne, gedachte ich sie mir zu Freunden zu machen und schenkte also einigen unter ihnen rote Kappen und Halsketten aus Glas und noch andere Kleinigkeiten von geringem Werte, worüber sie sich ungemein erfreut zeigten. Sie wurden so gute Freunde, daß es eine helle Freude war. Sie erreichten schwimmend unsere Schiffe und brachten uns Papageien, Knäuel von Baumwollfaden, lange Wurfspieße und viele andere Dinge noch, die sie mit dem eintauschten, was wir ihnen gaben, wie Glasperlen und Glöckchen. Sie gaben und nahmen alles von Herzen gern — allein mir schien es, als litten sie Mangel an allen Dingen.

Sie gehen nackt umher, so wie Gott sie erschaffen, Männer wie Frauen, von denen eine noch sehr jung war. Alle jene, die ich erblickte, waren jung an Jahren, denn ich sah niemand, der mehr als 30 Jahre alt war. Dabei sind sie alle sehr gut gewachsen, haben einen schön geformten Körper und gewinnende Gesichtszüge. Sie haben dichtes, struppiges Haar, das fast Pferdeschweifn gleicht, das über der Stirne kurz geschnitten ist bis auf einige Haarsträhnen, die sie nach hinten werfen und in voller Länge tragen, ohne sie jemals zu kürzen. Einige von ihnen bemalen sich mit grauer Farbe (sie gleichen den Bewohnern der Kanarischen Inseln, die weder eine schwarze, noch eine weiße Hautfarbe haben), andere wiederum mit roter, weißer oder einer anderen Farbe; einige bestreichen damit nur ihr Gesicht oder nur die Augengegend oder die Nase, noch andere bemalen ihnen ganzen Körper.

Sie führen keine Waffe mit sich, die ihnen nicht einmal bekannt sind; ich zeigte ihnen die Schwerter, und da sie sie aus Unkenntnis bei der Schneide anfaßten, so schnitten sie sich. Sie besitzen keine Art Eisen Ihre Spieße sind eine Art Stäbe ohne Eisen, die an der Spitze mit einem Fischzahn oder einem anderen harten Gegenstand versehen sind. Im allgemeinen haben sie einen schönen Wuchs und anmutige Bewegungen. . .

Auf Kuba, Montag, den 29. Oktober.

... Die ganze Nacht hindurch vernahmen wir den Sang vielerlei Vögel und das Zirpen der Grillen, worüber sich alle herzlich freuten. Die von Wohlgerüchen erfüllte Luft war bis in den Tag hinein weder kalt noch warm. Während der Überfahrt von den anderen Inseln bis zu dieser Insel hatten wir an großer Hitze

zu leiden, während dies hier nicht der Fall ist, da hier ein mildes Klima herrscht, wie im Monat Mai...

Dienstag, den 6. November.

... Ferner erzählten die beiden Spanier, unterwegs ganzen Eingeborenenhaufen begegnet zu sein, die zu ihren Siedlungen zurückkehrten und einen Feuerbrand und



Relief am Tempel von Palenque (Mittelamerika): Maya-Priester raucht den berausenden Tabak. (Tiersymbole stellen die Fülle der von ihm repräsentierten Kräfte dar — im Kopfschmuck der Adler, zwischen den Beinen die Schlange, über dem Körper das Leopardenfell)

bestimmte Kräuter in Händen hielten, um sich ihren Gebräuchen gemäß zu beräuchern. (Erste Erwähnung des Tabaks.) Sie stießen auf keine Siedlung, die mehr als fünf Hütten umfaßt hätte. Überall wurde ihnen der gleiche Empfang zuteil.

Sie sahen zahlreiche Baumarten, Kräuter und wohlriechende Blumen, verschiedenste Vogelarten, die in Spanien unbekannt

sind, außerdem auch Rebhühner, Nachtigallen und Gänse, die dort sehr zahlreich sind. Sie bemerkten keine Vierfüßler, abgesehen von Hunden, die nicht bellten.

Auf Haiti, Samstag, den 22. Dezember.

... Vor meiner Abfahrt entsandte ich sechs meiner Männer in ein großes Dorf, das zwölf Seemeilen weit nach Westen zu entfernt war, da der „cacico“ des Ortes tags zuvor bei mir vorgesprochen und mir mitgeteilt hatte, einige Goldstücke zu besitzen. Als meine Leute dort eintrafen, reichte der Häuptling dem Notar, der sich unter den Abgesandten befand, die Hand. Letzterer war von mir beauftragt worden, zu verhindern, daß seine Gefährten sich zu einer bösen Tat den Eingeborenen gegenüber hinreißen ließen. Denn diese waren gutherzig und freigebig, während die Gier meiner Fahrtgenossen nicht zu stillen war. Sie gaben sich nicht damit zufrieden, gegen ein Stück Band oder Glas, für eine Tonscherbe oder irgendein anderes wertloses Ding alles das zu erhalten, wonach ihr Herz stand, sondern wollten die Indianer all ihrer Habe berauben, trotzdem ich es strengstens untersagt hatte. Und obgleich, mit Ausnahme des Goldes, die Inselbewohner nur Gegenstände von geringem Wert abtreten konnten, so hatte ich, in Anbetracht ihrer Gutherzigkeit und der Tatsache, daß sie für sechs Glasperlen ein Goldstück hergaben, angeordnet, daß nichts von ihnen in Empfang genommen

werden dürfe, ohne ihnen als Gegengabe etwas dafür zu überlassen.

Derart geleitete also der Häuptling den Notar, gefolgt von einer zahlreichen Menschenmenge, zu seiner Behausung, wo er den Christen etwas aufzischen ließ, während die Indianer ihnen allerhand Baumwollgewebe und Knäuel gesponnener Wolle überreichten. Des Abends, beim Abschied, schenkte der Häuptling den Spaniern drei fette Gänse und einige Goldstücke. Zahlreiche Eingeborene gaben ihnen das Geleit auf dem Rückwege, wobei sie die dargebotenen Gaben auf ihren Schultern trugen. Nicht genug damit, wollten sie sogar die Christen auf ihren Rücken tragen, was sie auch tatsächlich taten, als es hieß, einige Wasserläufe und sumpfige Gegenden zu überschreiten.

Ich gebot, dem Häuptling etwas zu geben, worüber er und sein ganzer Volkstamm hoch erfreut waren. Alle waren von der Tatsache überzeugt, daß wir vom Himmel herabgestiegen seien, weshalb sie sich glücklich schätzten, uns von Angesicht zu Angesicht gesehen zu haben.

An diesem einen Tage waren mehr als 120 vollbesetzte Kanus zu den Schiffen herangefahren gekommen. Jedes von ihnen brachte etwas für uns Fremde, vor allem Brot, Fische, Steinkrüge mit Wasser, verschiedene Samengattungen. Von diesen taten sie ein Körnchen in eine Schüssel voll Wasser, die sie dann austranken, was nach Aussage meiner Indianer eine äußerst heilige Handlung sein soll."

„Kunst der Weltklugheit“

Aus: Balthasar Gracian (1601—1658), „Handorakel und Kunst der Weltklugheit“

Wissen und Tapferkeit bauen die Größe auf. Sie machen unsterblich, weil sie es sind. Jeder ist so viel, als er weiß, und der Weise vermag alles. Ein Mensch ohne Kenntnisse: eine Welt im Finstern. Einsicht und Kraft: Augen und Hände. Ohne Mut ist das Wissen unfruchtbar.

Sich vor dem Siege über Vorgesetzte hüten. Alles Übertreffen ist verhaßt, aber seinen Herrn zu übertreffen, ist entweder ein dummer oder ein schicksalsreich. Stets war die Überlegenheit verabscheut; wieviel mehr die über die Überlegenheit selbst. Vorzüge niedriger Gattung wird der Behutsame verhehlen, wie etwa seine persönliche Schönheit durch Nachlässigkeit im Anzuge verleugnen. Es wird sich wohl treffen, daß jemand an Glücksumständen, ja an Ge-

mütheigenschaften uns nachzustehen sich bequemt, aber an Verstand kein einziger.

Natur und Kunst: der Stoff und das Werk. Keine Schönheit besteht ohne Nachhilfe, und jede Vollkommenheit artet in Barbarei aus, wenn sie nicht von der Kunst erhöht wird: diese hilft dem Schlechten ab und vervollkommennt das Gute. Die Natur verläßt uns gemeinhin beim Besten: nehmen wir unsre Zuflucht zur Kunst. Ohne sie ist die beste natürliche Anlage ungebildet, und den Vollkommenheiten fehlt die Hälfte, wenn ihnen die Bildung fehlt. Jeder Mensch hat, ohne künstliche Bildung, etwas Rohes und bedarf in jeder Art von Vollkommenheit der Politur.

Aushelfende Geister haben. Es ist ein Glück der Mächtigen, daß sie

Männer von ausgezeichneter Einsicht sich beigesellen können. Es liegt eine besondere Größe darin, die Weisen in seinem Dienst zu haben. Eine ganz neue Herrlichkeit ist es, und zwar im Besten des Lebens, künstlich die zu Dienern zu machen, welche die Natur hoch über uns gestellt hat. Das Wissen ist lang, das Leben kurz, und wer nichts weiß, der lebt auch nicht: Da ist es denn ungemein geschickt, ohne Müheaufwand zu studieren, und zwar viel durch viele, um durch sie alle wissend zu werden. Da redet man nachher in der Versammlung für viele, indem aus eines Munde so viel reden, als man vorher zu Rate gezogen hat: so erlangt man, durch fremden Schweiß, den Ruf eines Orakels. Jene aushelfenden Geister suchen zuvörderst die Lektion zusammen und tischen sie uns sodann in Quintessenzen des Wissens auf. Wer nun aber es nicht dahin bringen kann, die Weisen in seinem Dienst zu haben, ziehe Nutzen von ihnen im Umgang.

Die Daumschraube eines jeden finden. Dies ist die Kunst, den Willen anderer in Bewegung zu setzen. Man muß wissen, wo einem jeden beizukommen sei. Alle sind Götzendiener, einige der Ehre, andere des Interesses, die meisten des Vergnügens. Der Kunstgriff besteht darin, daß man diesen Götzen eines jeden kenne, um mittelst desselben ihn zu bestimmen. Weiß man, welches für jeden der wirksame Anstoß sei, so ist es, als hätte man den Schlüssel zu seinem Willen. Man muß nun auf die allererste Springfeder oder das primum mobile in ihm zurückgehen, welches aber nicht etwa das Höchste seiner Natur, sondern meistens das Niedrigste ist. Jetzt muß man zuvörderst sein Gemüt bearbeiten, dann ihm durch ein Wort den Anstoß geben, endlich mit seiner Lieblingsneigung den

Hauptangriff machen; so wird unfehlbar sein freier Wille schachmatt.

Den Punkt der Reife an den Dingen kennen, um sie dann zu genießen. Die Werke der Natur gelangen alle zu einem Gipfel ihrer Vollkommenheit: bis dahin nahmen sie zu, von dem an ab: unter denen der Kunst hingegen sind nur wenige, die dahin gebracht wären, daß sie keiner Verbesserung mehr fähig sind. Es ist ein Vorzug des guten Geschmacks, daß er jede Sache auf dem Punkte ihrer Vollendung genießt: Alle können dies nicht, und die es könnten, verstehen es nicht. Sogar für die Früchte des Geistes gibt es einen solchen Punkt der Reife: es ist wichtig, ihn zu kennen, hinsichtlich der Schätzung sowohl als der Ausübung.

Kenntnis seiner selbst. Keiner kann Herr über sich sein, wenn er sich nicht zuvor begriffen hat. Man lerne die Kräfte seines Verstandes und seine Feinheit zu Unternehmungen kennen: man untersuche seine Tapferkeit, zum Einlassen in Händel: man ergründe seine ganze Tiefe und wäge seine sämtlichen Fähigkeiten zu allem.

Nicht sich zuhören. Sich selber gefallen hilft wenig, wenn man den andern nicht gefällt. Wer sich selber so sehr genügt, wird es nie den andern. Reden und zugleich selbst zuhören wollen, geht nicht wohl: und wenn mit sich allein zu reden eine Narrheit ist, so ist es eine doppelte, sich noch vor andern zuhören zu wollen.

Ein redlicher Widersacher sein. Der Mann von Verstand kann genötigt werden, ein Widersacher, aber nicht, ein nichtswürdiger Widersacher zu sein. Jeder muß handeln als der, welcher er ist, nicht als der, wozu sie ihn machen möchten...

Kolumbus

Steuere, mutiger Segler! Es mag der Witz dich verhöhnen
 Und der Schiffer am Steuer senken die lässige Hand.
 Immer, immer nach West! Dort muß die Küste sich zeigen,
 Liegt sie doch deutlich und liegt schimmernd vor deinem Verstand.
 Traue dem leitenden Gott und folge dem schweigenden Weltmeer!
 Mit dem Genius steht die Natur in ewigem Bundel
 Was der eine verspricht, leistet die andere gewiß!

Friedrich von Schiller

NS.-FRAUENSCHULE FÜR VOLKSPFLEGE

KÖLN-MARIENBURG

Leyboldstraße 42—44

Aufnahme: April und Oktober

Kameradschaftsheim für auswärtige Schülerinnen

Provinzialschule für Volkspflege

Hannover

Hildesheimer Straße 22

**Staatlich anerkannte Frauenschule für
Volkspflege**

Aufnahme: April und Oktober

**Angeschlossen ein Kameradschaftsheim
für auswärtige Schülerinnen**

In zweiter Auflage liegt vor:

Deutsche Rechtsgeschichte und deutsches Rechtsdenken

Heft 6 der Schriftenreihe „Rechtspflege und
Verwaltung“

Von Prof. Dr. Johann von Leers

179 Seiten

RM. 2,40 kart.

„Schon aus dem Titel geht hervor, daß der Verfasser die Rechtsgeschichte des deutschen Volkes in Beziehung zur nationalsozialistischen Weltanschauung setzt. In der Wertung, die die Geschichtsbetrachtung dadurch erhält, liegt die besondere Bedeutung der Arbeit. Diese Verschiedenheit gegenüber den üblichen Lehrbüchern der Rechtswissenschaft läßt das Buch nicht nur für einen kleinen Gelehrtenkreis geeignet erscheinen, die Anschaffung ist vielmehr jedem zu empfehlen, der vom Standpunkt der Weltanschauung aus einen Einblick in das Werden des deutschen Rechts gewinnen will.“

Bergemann in „Das Junge Deutschland“
Nr. 11/1941



Zu beziehen durch den Buchhandel oder direkt vom Verlag

DEUTSCHER RECHTSVERLAG

Berlin W 35, Hildebrandstraße 8

Leipzig C 1 • Wien I

Millionen

sparen bei der Postsparkasse. Täglich werden es mehr.
Man erkennt die vielen Vorteile, die gerade das Postsparen bietet.

Einfach und bequem

steht an allen Orten Großdeutschlands die Postsparkasse zur Verfügung.



DEUTSCHE REICHSPOST



Wieviel Mauser-Gewehre besitzt Euer Bann?

Sicherlich nicht genug, um Schießsport und Wehrunterricht so durchzuführen, wie's heute und für die Zukunft nötig ist. Gern würden wir den Bann mit Mauser-Gewehren beliefern, wenn nicht wichtigere Aufgaben die Herstellung aller Klein caliberwaffen zurückdrängen würden. Auch der Wunsch nach einer eigenen Waffe kann während des Krieges nicht erfüllt werden. Daß jeder gerne mit der Mauser-Sportbüchse schießen möchte, beweisen Euer täglichen Anfragen und ist begreiflich durch die Siege, die Mauser bei allen Wettkämpfen davonträgt. Darum heißt es jetzt: Warten bis nach dem Kriege, es lohnt sich bestimmt.



MAUSER-WERKE AG. OBERNDORF-NECKAR



Unererschrockenheit

Die höchste körperliche Kraftentfaltung bei den Turnieren der Ritter entspringt dem Ehrgeiz, sich durch Unererschrockenheit und Ausdauer auszuzeichnen. Zu diesen Eigenschaften erzieht sich heute die deutsche Jugend durch die Schießausbildung mit der Klein caliber-Büchse beim Wehrsport



ERMA-B. GEIPEL- & MBH
ERFURT

3 4 18

2-90

THE LIBRARY OF CONGRESS
DUPLICATE

Wille und Macht

Ihreorgan der nationalsozialistischen Jugend



HERAUSGEBER: BALDUR VON SCHIRACH

dem Inhalt:

Kriegsschatten über dem Morgenland

Beiträge von Subhas Chandra Bose, Gailani und Colin Ross

*Kampfziele der Araber | Von einem Mitarbeiter des Großmufti — Pandit K. A. B.
Jugendbewegung Indiens — Wilhelm Weber | Die Landbrücke und Eur
Der Orient zwischen britischem Imperialismus und deutscher Freundschaft
Sprach mit Indern über Indien — Ernst Kühnel | Von arabischer Kunst — E.
aus dem Indischen und Arabischen — Neue Bücher — Kunstdruckbeilage*

Manuskript / Heft 8

Berlin, August 1942

Preis 30 Pf.

Digitized by Google

INHALT

- Subhas Chandra Bose: *Das freie Indien und seine Probleme***
Raschid Ali el-Gailani, Ministerpräsident des Irak:
Der Irak als Vorkämpfer für die Befreiung aller Araber
Die Kampfziele der Araber
Pandit K. A. Bhatta: *Die Jugendbewegung Indiens*
Von der Schöpfung der Welt (Aus den Weden)
Colin Ross: *Der historische Rhythmus Nordwestafrikas*
Prof. Wilhelm Weber, Universität Berlin: *Die Landbrücke und Europa*

AUSSENPOLITISCHE NOTIZEN

- ***: *Der Orient zwischen britischem Imperialismus und deutscher Freundschaft***
*****: *Gespräch mit Indern über Indien***

KLEINE BEITRÄGE

- Direktor Ernst Kühnel, Berlin: *Von arabischer Kunst***

ERLESENES

Aus dem Arabischen — Aus dem Indischen

NEUE BÜCHER

KUNSTDRUCKBEILAGE

Die Kasba von Uarzazape (Marokko)

Farbaufnahme Colin Ross

Der Tempel von Somnathpur (Indien)

Tanzender Shiva (Bronze), Museum Madras

**Die Aufnahmen sind entnommen dem Bildband „Indien und China“ von Alfred Nawrath
Verlag Anton Schroll in Wien**

Kamele im Straßenbild von Bagdad, arabische Buchillustration

2 Photos im Text Islam. Abt. d. Staatl. Mus. Berlin

Die Hefte unserer Zeitschrift erscheinen am 20. jedes Monats

Wille und Macht

Führerorgan der nationalsozialistischen Jugend

HERAUSGEBER: BALDUR VON SCHIRACH

Jahrgang 10

Berlin, August 1942

Heft 8

Subhas Chandra Bose:

Das freie Indien und seine Probleme

Die Besetzung Indiens durch die Engländer begann 1757, als eine Provinz — nämlich Bengalen — in die Hand der Briten fiel. Nach und nach schritt sie weiter vor und wurde 1858, nach dem Zusammenbruch der großen Revolution von 1857, endgültig beschlossen. Englische Geschichtsschreiber bezeichnen sie als den „Sepoy-Aufstand“, während die Inder in ihr den „ersten Unabhängigkeitskrieg“ sehen. Anfangs war der Aufstand äußerst erfolgreich, brach jedoch zuletzt infolge verschiedener strategischer und diplomatischer Mängel der indischen Führung zusammen. Auf englischer Seite hingegen waren Strategie und Diplomatie ausgezeichnet. Und trotzdem gelang es den Briten nur unter den größten Schwierigkeiten, zu siegen. Nach dem Zusammenbruch der Revolution herrschte im ganzen Lande ein ungeheurer Terror. Das indische Volk wurde völlig entworfen und blieb es bis heute. Jetzt erst sieht es ein, daß es den größten Fehler in seiner Geschichte beging, als es sich damals (1858) der Entwertung fügte und die ärgste Schwächung und Entnervung der Nation bewirkte.

Doch mit der Gründung des indischen Nationalkongresses im Jahre 1885 begann schon das politische Erwachen, durch Revolutionen in anderen Teilen der Welt noch angefeuert. Zu Beginn des neuen Jahrhunderts entwickelte die nationale Bewegung zwei neue Methoden — den wirtschaftlichen Boykott britischer Waren und die geheime Erhebung. 1920, nach dem letzten Weltkrieg, führte Gandhi eine neue Methode ein, die des „zivilen Ungehorsams der Massen“ oder des „passiven Widerstandes“, deren Ziel es war, die fremde Verwaltung ohne Waffengewalt zum Zusammenbruch zu treiben. All diese Entwicklungen haben zu dem Ziel geführt, daß das indische Volk nun die Engländer aus Indien zu vertreiben bereit ist.

*

Die Situation in Indien ist heute derartig, daß jedermann die Engländer haßt. Während jedoch der Großteil des Volkes die gegenwärtige internationale Krise beenden möchte, um das britische Joch abzuschütteln, fühlt sich ein Teil der Bevölkerung nicht stark genug dazu und will deshalb mit der englischen Regierung einen Kompromiß schließen, um das Bestmögliche aus ihr herauszuholen. Aber keinen Inder, der aus moralischer Überzeugung mit ihr zusammen-

arbeitet. Deshalb stützt sich die britische Herrschaft auch nicht auf das Wohlwollen der indischen Bevölkerung, sondern nur auf Englands Bajonette.

Viele können es nicht verstehen, wie es den Engländern möglich ist, ein solch großes Land wie Indien mit einer verhältnismäßig kleinen Armee zu beherrschen. Die Lösung des Geheimnisses ist, daß man mit einer wohl kleinen, aber modernen Armee eine zahlreiche, aber unbewaffnete Bevölkerung unterdrücken kann. Solange diese moderne Besatzungsarmee nicht durch eine andere Macht in einen Krieg verwickelt wird, kann sie durch rein brutale Gewalt jeden von der Bevölkerung angezettelten internen Aufstand niederzwingen. Seit jedoch die Briten in einen Krieg mit anderen Mächten verwickelt und dadurch ziemlich geschwächt wurden, bietet sich den Indern die Möglichkeit, eine Revolution herbeizuführen, die ein für allemal das Ende der britischen Herrschaft bedeutet. Zu diesem Zwecke ist es allerdings notwendig, daß Indien die Waffen zum Kampfe ergreift und mit jenen Mächten zusammenarbeitet, die heute England bekämpfen. Gandhi wird diese Aufgabe wohl nicht erfüllen, und darum braucht Indien eine neue Führung.

*

Eine von vielen gestellte Frage ist, „was geschieht, wenn die Engländer gezwungen werden, Indien zu verlassen?“ Die britische Propaganda machte viele Menschen glauben, daß ohne Engländer Anarchie und Chaos in Indien herrschen würden. Diese Menschen vergessen nur zu gerne, daß erst 1757 die Besetzung Indiens durch England begann und nicht vor 1857 vollendet war — während die Geschichte Indiens nach Jahrtausenden gerechnet werden muß. Wenn Kultur, Zivilisation, Verwaltung und wirtschaftliche Blüte vor der britischen Herrschaft in Indien bestehen konnten — so sind sie auch nach ihrer Beendigung möglich. Und tatsächlich wurden unter der englischen Herrschaft Indiens Kultur und Zivilisation nur unterdrückt, die Verwaltung entnationalisiert, und ein Land, das ehemals reich und fruchtbar war, sank zu einem der ärmsten der Erde herab.

*

Nach Vertreibung der Briten aus Indien wird es die erste Aufgabe sein, eine neue Regierung einzusetzen und sowohl Ordnung als auch öffentliche Sicherheit herzustellen. Eine neue Regierung erfordert notwendigerweise die Reorganisation der Zivilbevölkerung und die Gründung einer nationalen Armee. Die Neugestaltung der Zivilverwaltung bildet eine verhältnismäßig leichte Aufgabe. In der Vergangenheit wurde sie stets von Indern geleitet, und nur an der Spitze saßen Engländer. Während der letzten 20 Jahre haben die Inder nach und nach die Engländer aus den höchsten Stellungen verdrängt. In der Zentralregierung waren die Mitglieder im Kabinett des Vizekönigs teilweise Inder. In den Provinzialregierungen waren seit 1937 sämtliche Ministerposten von Indern besetzt, und die englischen Beamten arbeiteten unter ihnen. Wo immer in den höchsten Stellen Inder die Stelle der Engländer einnahmen, haben sie sich fähiger als die letzteren erwiesen. Indische Minister und Beamte kennen das Land viel besser und haben mehr Interesse an seinem Wohlstand als die Engländer. Darum ist es nur natürlich, daß sie wirkungsvoller arbeiten, als die Briten es in der Vergangenheit taten. Kurz gesagt, haben wir heute einen derart ausgebildeten und erfahrenen Stab indischer Beamten, daß die Neueinrichtung der Zivilverwaltung keinerlei Schwierigkeiten bieten wird. Die neue Regierung im freien Indien muß nur ihre Politik festlegen und ein neues Programm aufstellen, sowie eine neue Führung an die Spitze der Zivilverwaltung setzen.

*

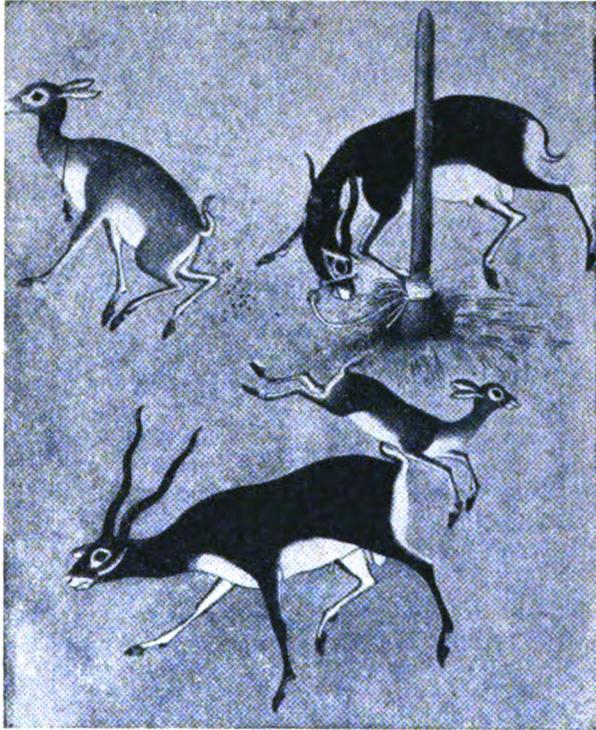
Die Aufstellung einer nationalen Armee wird schon eine bedeutend schwierigere Aufgabe bilden. Indien besitzt wohl eine große Anzahl an ausgebil-

deter und erfahrener Soldaten, und ihre Zahl wurde auf Grund des gegenwärtigen Krieges noch weiter vermehrt. Doch wurde die indische Armee bis vor kurzem noch hauptsächlich von Engländern befehligt, und die höchsten Dienstgrade waren ausschließlich ihnen reserviert. Infolge des Krieges war England gezwungen, eine große Anzahl indischer Offiziere zu ernennen, und die höheren Dienstgrade wurden dadurch auch einigen Indern zugänglich gemacht. Moderne Waffengattungen, wie Tanks, Flugzeuge, schwere Artillerie usw., die ehemals nur den Engländern offen waren, wurden unter dem Druck der Verhältnisse nun auch den Indern übergeben. Und trotzdem ist noch immer ein Mangel an

indischen Offizieren in hohen Dienstgraden vorhanden, so daß die Aufstellung einer nationalen Armee erschwert ist. Die Ausbildung einer großen Anzahl von Offizieren aller Dienstgrade wird in nächster Zeit — etwa für zehn Jahre — Indiens Hauptproblem darstellen, bis die Formation einer Nationalarmee vollendet sein wird. Zugleich mit der Armee ist die Aufstellung einer Marine- und Luftmacht notwendig, und diese Arbeit muß möglichst beschleunigt werden. Wenn es Indien bestimmt ist, eine Zeit des Friedens zu genießen, kann das Problem einer nationalen Verteidigung zufriedenstellend gelöst werden.

*

Es wäre falsch, sich heute schon endgültig über die wirkliche Form des zukünftigen indischen Staates äußern zu wollen. Man kann nur die Grundlinien, die dem neuen Staatswesen zugrunde liegen und seine Form bestimmen werden, andeuten. Indien besitzt die Erfahrung aus einigen Reichen der Vergangenheit, und sie wird das Fundament bilden, auf dem in Zukunft aufgebaut werden muß. Dann müssen auch die Ursachen in Betracht gezogen werden, die unseren politischen Niedergang mit sich brachten und ihre Wiederholung für die Zukunft verhindern werden. Ferner muß man auch bedenken, daß die Intelligenzschicht Indiens heute vollkommen mit modernen politischen Einrichtungen vertraut ist und sich wärmstens dafür interessiert. Wir müssen auch aus politischen Experimenten, die in verschiedenen Teilen Europas nach der Periode von Versailles durchgeführt wurden, lernen. Und letzten Endes müssen besonders die Ansprüche, die durch die indischen Verhältnisse entstehen, in Erwägung gezogen werden.



Hirschziegenantilopen (Aquarell von Murád, Indien 17. Jahrh.)

Es ist jedoch eines klar: es wird eine starke Zentralregierung aufgestellt werden. Ohne eine solche Regierung kann die Ordnung und öffentliche Sicherheit nicht gewährleistet werden. Hinter der Regierung wird eine wohlorganisierte und disziplinierte Partei stehen, die das Hauptwerkzeug zur Erhaltung der nationalen Einheit bilden wird.

Der Staat will dem einzelnen und auch Gruppen volle religiöse und kulturelle Freiheit gewähren, und es wird keine Staatsreligion eingeführt. Was politische und wirtschaftliche Rechte anbetrifft, wird die ganze Bevölkerung völlige Gleichberechtigung besitzen. Wenn jeder einzelne in Arbeit steht, Lebensmöglichkeit und Erziehung bekommt und in religiöser und kultureller Beziehung Freiheit besitzt, wird es keinerlei Minderheitenprobleme mehr in Indien geben.

Wenn das neue Regime gefestigt ist und die Staatsmaschinerie reibungslos zu arbeiten beginnt, soll die Macht etwas dezentralisiert und den Provinzialregierungen mehr Verantwortlichkeit übertragen werden.

*

Der Staat wird sein möglichstes zur Einigung der Nation beitragen und sämtliche Propagandamethoden — Presse, Radio, Film, Theater usw. — zu diesem Zweck in Anspruch nehmen müssen. Alle nationalfeindlichen und zersetzenden Elemente müssen strengstens unterdrückt werden — zusammen mit jenen britischen Agenten, die dann noch im Lande verblieben sein mögen. Zu diesem Zwecke muß eine entsprechende Polizeimacht geschaffen und das Gesetz abgeändert werden, so daß Verbrechen gegen die nationale Einheit strengstens bestraft werden können.

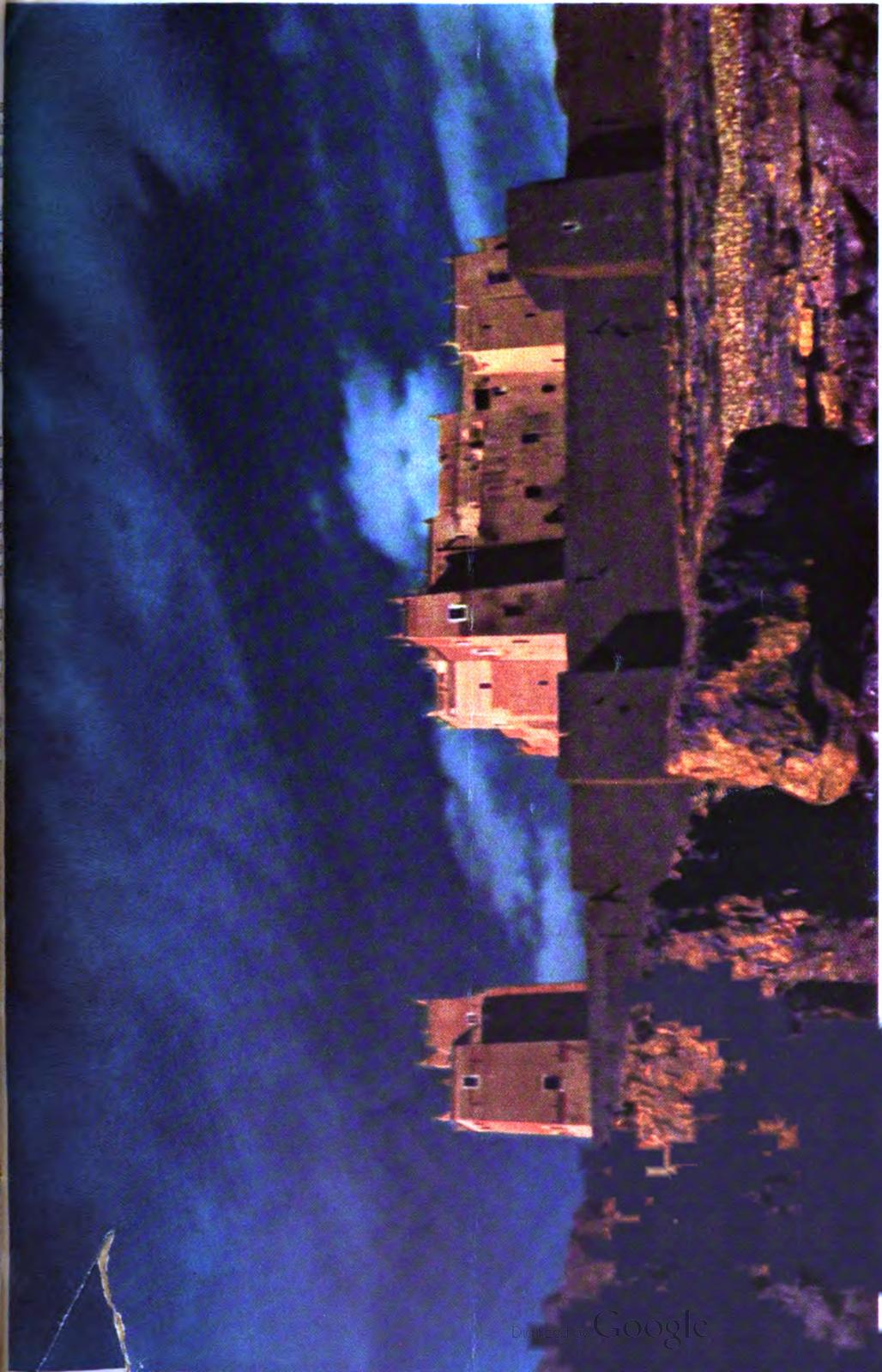
Hindustani, das bereits in den meisten Teilen des Landes verstanden wird, soll als Umgangssprache für Indien eingeführt werden. Besonderer Nachdruck muß auf die Erziehung von Knaben und Mädchen in den Schulen und der Studenten auf den Hochschulen gelegt werden, so daß ihnen schon im frühesten Alter der Geist der nationalen Einheit eingefloßt wird.

Die britische Propaganda verbreitete absichtlich den Eindruck, daß die indischen Mohammedaner gegen die Unabhängigkeitsbewegung seien, doch trifft dies keineswegs zu. Tatsache ist, daß ein großer Prozentsatz von Mohammedanern in der nationalen Bewegung mitarbeitet. Der gegenwärtige Präsident des indischen Nationalkongresses ist Azad, ein Mohammedaner. Der Großteil der indischen Mohammedaner ist heute antibritisch und wünscht Indien frei zu sehen. Es besteht kein Zweifel, daß sowohl unter den Mohammedanern als auch unter den Hindus probritische Parteien gegründet wurden, die als religiöse Gruppen organisiert sind. Sie dürfen jedoch nicht als Vertretung des Volkes angesehen werden.

Der große Aufstand von 1857 war ein grandioses Beispiel nationaler Einheit. Der Krieg wurde unter den Fahnen von Bahadur Shah, einem Mohammedaner, geführt, und alle Teile des Volkes kämpften mit. Seit damals haben die indischen Mohammedaner immer für die nationale Freiheit gearbeitet. Die indischen Mohammedaner sind ebenso Kinder des Heimatbodens wie die übrige Bevölkerung Indiens, und ihre Interessen sind die gleichen. Das mohammedanische (oder muslimische) Problem, das heute in Indien existiert, ist dem Ulsterproblem in Irland und dem Judenproblem in Palästina ähnlich. Es wird verschwinden, wenn die britische Herrschaft vernichtet ist.

*

Wenn das neue Regime fest verankert ist, wird Indien seine ganze Aufmerksamkeit auf die Lösung der Sozialprobleme konzentrieren können. Das wichtigste Sozialproblem ist das der Armut und Arbeitslosigkeit. Die unter der britischen Herrschaft in Indien entstandene Armut hat hauptsächlich zwei Ursachen: die systematische Zerstörung der indischen (vorwiegend Heil-) Indu-



Die Kasbah von Ait Benhaddou, eine maurische Wolkenkratzerburg eines befestigten Dorfes in Süd-Marokko, aus luftgetrockneten Lehmziegeln erbaut

Farbaufnahme Colin Ross

Das Problem, wie das freie Indien die für seine großen Pläne erforderlichen Mittel beschaffen wird, ist äußerst wichtig. England hat Indien seines Goldes und Silbers beraubt, und der etwa noch verbliebene kleine Rest wird sicher noch beiseite geschafft, bevor die Engländer Indien verlassen. Indiens nationale Wirtschaft wird daher den Goldstandard aufgeben und den Lehrsatz anwenden müssen, daß der nationale Reichtum auf Arbeit und Produktion und nicht auf dem Golde basiert. Der Außenhandel muß unter staatliche Kontrolle gebracht und auf dem System des Austausches aufgebaut werden, so wie dies in Deutschland schon seit 1933 der Fall ist.

Ich hatte schon im Dezember 1938, als ich Präsident des Indischen Nationalkongresses war, ein nationales Planungskomitee gegründet, das die Pläne zum Wiederaufbau auf allen Gebieten aufstellen sollte. Dieses Komitee hat bereits wertvolle Arbeit geleistet, und seine Berichte werden unserer zukünftigen Tätigkeit sehr zustatten kommen.

*

Die indischen Fürsten (Maharadschas) und ihre Staaten sind in diesem Bild des neuen Indien ein Anachronismus, der baldigt beseitigt werden muß. Sie wären schon lange verschwunden, wenn die Briten sie nicht bewahrt hätten, um durch sie die Einigung des Landes zu verhindern. Die meisten der Fürsten sind aktive Helfer der britischen Regierung, und es gibt keinen unter ihnen, der eine Rolle spielen könnte ähnlich der, die Piemont im Risorgimento Italiens spielte. Unter den Untertanen der Fürstenstaaten, die ein Viertel der gesamten Bevölkerung Indiens ausmachen, existiert eine Volksbewegung, die mit der Kongreßbewegung in Britisch-Indien eng verbunden ist. Die Fürsten werden gleichzeitig mit der englischen Herrschaft verschwinden, da sie, mit wenigen Ausnahmen, bei ihren Untertanen sehr unbeliebt sind. Doch sind sie für die freie indische Regierung kein schwieriges Problem, weil die englische Regierung keinem der Fürsten jemals eine moderne Armee zubilligte. Sollten sie sich aber wider alles Erwarten an der Revolution beteiligen, so könnte man mit ihnen natürlich zu einer guten Einigung kommen.

*

In der Vergangenheit war einer der Gründe von Indiens Niedergang seine Abgeschlossenheit von der übrigen Welt. In Zukunft muß daher Indien im engsten Kontakt mit anderen Nationen verbleiben. Geographisch steht Indien zwischen Europa und dem Fernen Osten, eine Stellung, die für seine kulturelle, wirtschaftliche und politische Rolle maßgebend sein wird. Es ist auch nur natürlich, daß Indien in Zukunft besonders enge Verbindung mit den Dreierpaktmächten halten muß, die heute gegen Indiens Feind kämpfen.

Indien wird von außen Hilfe sowohl zur raschen Industrialisierung als auch zur Organisation seiner Armee, Marine und Luftwaffe brauchen. Es wird zu diesem Zwecke Maschinen aller Art, wissenschaftliches und technisches Wissen, Ausrüstungen sowie Experten brauchen. Ebenso sind Militärsachverständige und militärische Ausrüstungen zur Bildung der nationalen Verteidigung nötig. In dieser Hinsicht können die Dreierpaktmächte wertvolle Unterstützung gewähren. Im freien Indien wird sich auch der Lebensstandard rapide heben und folglich der Konsum ungeheuer steigern. Das freie Indien wird dadurch zu einem der größten Absatzmärkte für Fertigerwaren werden. Dies dürfte für alle industriell fortgeschrittenen Länder von großem Interesse sein.

Als Austausch kann Indien einiges zur allgemeinen Kultur und Zivilisation der Menschheit beitragen. Auf dem Gebiet der Religion, Philosophie, Architek-

tur und in der Malerei, sowie Tanzkunst und Musik und in anderen Künsten und Handfertigkeiten könnte es der Welt Einmaliges bieten. Und wenn man nach dem Fortschritt, den es trotz der Behinderung durch die fremde Beherrschung machte, urteilt, so bin ich sicher, daß Indien sehr bald auf dem Gebiete wissenschaftlicher Forschung und industrieller Entwicklungen manches leisten wird.

Das junge Indien sieht sich einer gewaltigen Aufgabe gegenüber. Es gilt ohne Zweifel, ungeheure Schwierigkeiten zu überwinden, doch größer ist die Freude am Kampf und am endgültigen Sieg.

Subhas Chandra Bose

সুভাষ চন্দ্র বসু

Raschid Ali el - Gailani, Ministerpräsident des Irak:

Der Irak als Vorkämpfer für die Befreiung aller Araber

Schon mit dem Eintritt der Araber an der Seite der Alliierten in den Weltkrieg im Jahre 1916 begann die arabische Frage akut zu werden, und das arabische Problem wurde damit aufgerollt. Die ersten Fackeln der Freiheit wurden im Hedschas entzündet. Tapfere arabische Truppen ließen sie nach schweren Kämpfen und heftigen Schlachten bald darauf auch in den anderen arabischen Ländern aufleuchten. Nach dem Hedschas wurden Palästina, Syrien und der Irak vom drückenden türkischen Joch befreit. Damit hatten die Araber sich vom Ottomanischen Reich losgelöst und die Jahrhunderte dauernde türkische Fremdherrschaft mit ihren schweren Lasten und Nöten abgestreift. Ein heiß ersehnter arabischer Traum schien in Erfüllung zu gehen.

Die Araber, die im Weltkrieg eine mit Recht willkommene Gelegenheit zur Verwirklichung ihrer nationalen Ziele sahen und die Stunde ihrer Befreiung für gekommen hielten, schenkten den englischen Worten und Versprechungen Glauben. Daß damals das nach Freiheit strebende arabische Volk den Werbemethoden Englands und seiner

Verbündeten, die sich in nichts von den heutigen unterscheiden und immer noch auf den gleichen alten Phrasen wie Demokratie, Menschlichkeit und Gerechtigkeit beruhen, zum Opfer fielen, ist in der ungenügenden Kenntnis der britischen



Arabisches Tierornament (Holz)

Politik zu suchen. Daß sich England aber auch heute noch mit den gleichen und ähnlichen Methoden an die Araber wendet, zeigt das geringe Maß der vielgerühmten britischen Schlaueit und politischen Einsicht. Es ist ein deutlicher Beweis für den englischen Stillstand der politischen Reife.

Mit dem Ende des vorigen Weltkrieges begann für uns keinesfalls die Friedenszeit. Es fand vielmehr ein Übergang statt von einem Kampf gegen einen schwachen Feind, den Türken, zu einem harten Kampf gegen einen überaus starken, vom Siege berauschten Feind, England und seine Verbündeten. Die Freunde und Waffengefährten von gestern waren nach dem gemeinsam erkämpften Sieg zu den bittersten Feinden unseres Volkes geworden. Ohne jede Rücksicht auf die den Arabern gegebenen Versprechungen begannen sie brutal mit der Durchführung ihrer mörderischen imperialistischen Pläne und geheimen Abmachungen. Um diese Aufgabe zu erleichtern, gelangte zunächst einmal das altbewährte englische Prinzip des „divide et impera“ zur Anwendung. Die arabische Einheit wurde zerrissen, willkürliche Grenzen wurden gezogen und damit unsere Brüder voneinander getrennt.

Palästina mußte eine Doppelherrschaft der Engländer und Juden tragen. Die imperialistische Macht Englands und das jüdische Kapital versuchten mit allen Mitteln in diesem Land einen Judenstaat zu errichten. Man versuchte den Arabern Grund und Boden zu entziehen, und wo man mit Geldzuwendungen nicht weiterkam, ließ man die englischen Waffen sprechen. In Palästina sollten alle Juden der Welt eine Zuflucht finden, wenn ihnen der Boden in anderen Ländern zu heiß wurde oder sie das ihnen gewährte Gastrecht nicht weiter mißbrauchen konnten. Ihre verbrecherischen Führer eröffneten hier unter dem Schutz dieses jüdischen Staates ihre Hetzzentralen, um so die jüdische Machtposition langsam auf den ganzen vorderen Orient auszudehnen und den arabischen Machtfaktor zu beseitigen, sowie die Schlüssel zu den Handels- und Wirtschaftsbeziehungen zwischen Europa und Asien in die Hand zu bekommen.

Syrien wurde zum Schauplatz französischer imperialistischer Wühlpolitik im Nahen Osten. Fünf voneinander fast unabhängige Staaten wurden von Frankreich in diesem kleinen Land am Mittelmeer gebildet. Religiöse Differenzen und Stammesgegensätze wurden ins Leben gerufen und erhielten von den damaligen französischen Machthabern fortlaufend kräftige Nahrung.

Die britischen Streitkräfte, die zur Befreiung in den Irak einrückten, wurden sehr bald eine Besatzungsarmee, die sich den Arabern gegenüber feindlich und unkorrekt benahm, um so lastender, als man eine befreundete Macht erwartet hatte. England begann sofort mit dem Ausbau seiner Position im Irak und versuchte zu diesem Zweck Uneinigkeit und Zwiespalt unter der Bevölkerung zu säen. Es zielte darauf hin, den Irak, als das stärkste Kraftfeld der arabischen Gemeinschaft, von seinen arabischen Schwestervölkern zu trennen. In einem isolierten Irak wollte England seine kolonialimperialistische Politik treiben und das Land, das von Natur aus gesegnet ist, wirtschaftlich schonungslos ausbeuten.

Englands Rechnung mit den Arabern ging jedoch nicht auf, und der Verrat an den arabischen Verbündeten wurde ein kostspieliges Verlustkonto. Auch der Versuch Englands, seine wahren von Macht und Raubgier getriebenen Absichten durch die Schaffung des Mandatssystems seitens des Völkerbundes zu bemänteln, hatte wenig Erfolg gehabt und war zum Scheitern verurteilt.

Die Durchführung dieser Pläne war für England und in Syrien für seinen französischen Verbündeten keine leichte Aufgabe, da sie überall auf den hartnäckigsten Widerstand der Araber stießen. England und das damalige Frankreich glaubten, die Lage der Araber, die ungeordnet aus dem Weltkrieg herauskamen und über keinerlei eigene Staatsgebilde mit modernen Heeren und Verteidigungsanlagen verfügten, ausnutzen zu können. Aber gerade die Erkenntnis

dieses feindlichen Vorhabens hat unseren Willen zum Kampf gestärkt und unsere Entschlossenheit, die Freiheit zu erringen, fester denn je gemacht.

In Palästina blieben alle Unterdrückungsmaßnahmen ohne Erfolg. Militärische Expeditionen, Untersuchungskommissionen, hohe Geld- und Freiheitsstrafen, Haussprengungen, Konzentrationslager und Todesurteile vermochten nicht im geringsten den Kampfgeist der Araber zu schwächen. Nicht weniger hart und grausam war das französische Vorgehen in Syrien, wo man die niedrigsten Methoden der Zersetzung angewandt hat. Mit aller Brutalität wurde in diesem Teil der arabischen Heimat ein Aufstand nach dem anderen niedergekämpft. Über zwei Jahrzehnte der Unruhe und der Not, des Schreckens und der Leiden mußte dieses Land über sich als Ergebnis des damaligen französischen Mandatsregime ergehen lassen.

Während in Palästina eine Unterdrückung ohne offenen Kampf erfolgte, war die Lage im Irak etwas anders, hier hatte die Entwicklung gerade durch den Kampf andere Formen angenommen.

Der sechsmonatige große bewaffnete Aufstand des Irak im Jahre 1920, der von seinen tapferen kriegerischen Stämmen getragen wurde, hatte England zu einem Waffenstillstand gezwungen, der die Schaffung einer nationalen Regierung und die Gründung eines Königreichs zur Grundlage hatte. So konnte der Irak den anderen arabischen Ländern in der Verwirklichung der nationalen Ziele vorausgehen.

Der Irak hat es sich zu seiner nationalen Aufgabe gemacht, den Befreiungskampf seiner arabischen Brüder in den anderen arabischen Ländern mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln zu unterstützen. Er sah es als seine höchste nationale Pflicht an, die Freiheit der Araber zu erringen und ihre Einheit zu verwirklichen. Dazu bedurfte der Irak eines starken regulären Heeres, das nach modernen Grundsätzen ausgebildet sein mußte. Durch die Einführung der Wehrpflicht wurde die Voraussetzung hierfür geschaffen. Die arabischen Stämme des Irak sind dem Ruf der Heimat mit Begeisterung gefolgt und haben ihre Söhne in die Reihen des ersten modernen Heeres der arabischen Nation geschickt.

Wäre England seinen vertraglich übernommenen Verpflichtungen auf Lieferung von Ausrüstungsgegenständen für das irakische Heer nachgekommen, hätte der Irak heute über wertvolle Divisionen verfügt, die ihren Beitrag zum Kampf für den Weltfrieden beigetragen haben würden. Für diese Lieferungen wurde England aber ebenso vertragsbrüchig, wie es das im Irak gegenüber dem inneren Aufbau des Landes war.

Die englisch-imperialistische Machtgier hat sich mit der wirtschaftlichen Ausbeutung der Reichtümer des Irak und seiner Ölquellen allein nicht zufrieden gegeben. Militärisch und machtpolitisch sicherte sich England einige sehr wichtige und stark befestigte Stützpunkte im Irak, durch die es die Verbindungen zu den östlichen und südöstlichen Teilen seines Empire aufrechterhalten konnte. Aber auch damit hat sich England noch nicht begnügt. Es nahm den Ausbruch des jetzigen Weltkrieges zum Anlaß, sich vertragswidrig in die inneren und außenpolitischen Angelegenheiten des Irak einzumischen. England forderte vom Irak den Abbruch der diplomatischen Beziehungen zu Deutschland, was eine scharfe Ablehnung seitens des arabischen Volkes zur Folge hatte und große Empörung in den Massen hervorrief. Jeder Iraker hatte bereits erkannt, was diese englische Forderung für die Unabhängigkeit des Irak bedeuten würde, zumal alle Araber den Kampf Deutschlands gegen den gemeinsamen Feind England mit den wärmsten Sympathien und seine Befreiungsschritte bewundernd und mit größtem Interesse verfolgen. Besonders einflußreich auf die Meinung des Volkes waren die guten Absichten Deutschlands gegenüber den Arabern,

die ihren Ausdruck in der Würdigung des arabischen Freiheitskampfes in den Reden des Führers fanden.

Der Regierung des englandhörigen Nuri es Said kam es aber nicht auf die Meinung des Volkes, sondern auf die Gnade Englands an. Sie entschloß sich zur Lösung der diplomatischen Beziehungen, was jedoch die Wut des Volkes auf England nur noch steigerte. Nuri es Said konnte unter diesen Umständen seinen Posten als Ministerpräsident nicht beibehalten. Das Volk zwang ihn zum Rücktritt und zur Macht bin damals ich gekommen. Nun drängte England auf den Abbruch der Beziehungen zu Italien, nachdem dieses Land an der Seite Deutschlands in den Krieg getreten war, was ich im Bewußtsein der unantastbaren Unabhängigkeit meines Landes entschieden ablehnte. Von diesem Augenblick an machte England aus seiner Feindseligkeit dem Irak gegenüber keinerlei Hehl mehr. Für die englische Machtstellung im Nahen Osten schien der Irak gefährlich zu werden. England entschloß sich daher, den Irak mit allen Mitteln in die Knie zu zwingen, ehe er für andere Länder als Vorbild dienen konnte. Englische Truppen landeten im irakischen Hafen Basra, die Besatzungsarmee wurde erheblich verstärkt. Der Irak stand somit vor einer vollkommen unzweideutigen Tatsache und hatte eine von zwei Möglichkeiten zu wählen: entweder verzichtete der Irak auf seine mit Blut und Opfern erkaufte Freiheit und Selbständigkeit und begab sich kampfflos in die britische Unterwerfung und Knechtschaft, oder aber er nahm den ungleichen Kampf mit dem Feind und Unterdrücker auf und rettete hierdurch seine Ehre und Würde. Der zweite Weg entsprach unserer Tradition, seine Motive entstammen unserer ruhmreichen arabischen Geschichte. Wir griffen daher mutig und entschlossen zu den Waffen, um uns vor dem feigen britischen Überfall zu schützen. Uns kam es nicht darauf an zu siegen, wir wollten aber alles einsetzen, um unsere Ehre zu verteidigen. Dem Irak wurde damit die Ehre zuteil, in die Geschichte einzugehen als der erste Staat des Vorderen Orients im allgemeinen, und der arabischen Länder im besonderen, der England, ungeachtet seiner Stärke und Machtstellung, den Krieg mit einem modernen Heer und mit geordneten Mitteln erklärt hat. Hinter diesem mutigen Schritt der Regierung stand nicht nur geschlossen das ganze irakische Volk, sondern mit ihm vereinigten sich alle Araber der anderen Länder. Der Irak, als Hauptträger des panarabischen Gedankens, kämpft nicht für sich allein, sondern in erster Linie für die Befreiung aller Araber von der britischen Terrorherrschaft.

Unter grenzenloser Begeisterung seiner Heimat hat sich die irakische Armee tapfer geschlagen und fügte dem Feind schwerste Verluste zu. Nachdem alles, was Wert hatte, in den Kampf geworfen war, alle Reserven erschöpft waren und das letzte Flugzeug abgekämpft war, wurden die Waffen vor der turmhohen Materialüberlegenheit des Feindes gestreckt. Der Kampfeswille aber blieb fest und das Kampfziel das gleiche: die Niederringung der britischen Herrschaft und die Befreiung der arabischen Länder. Die entscheidende Schlacht des Kampfes steht uns noch bevor. Hierfür aber werden wir nicht allein gegen den überlegenen Feind stehen, an unserer Seite werden die Truppen und Streitkräfte des befreundeten Deutschland und seiner Verbündeten in den Kampf eingreifen. Wir sind fest davon überzeugt, daß diese Kampfgemeinschaft auch auf arabischem Boden den Feind vernichten wird.

Daß eine Anzahl deutscher und italienischer Flugzeuge uns in unserem Kampf gegen England im Mai vorigen Jahres unterstützten, sollte nicht den Zweck haben, alle an diese gestellten Anforderungen, wie ein Krieg sie mit sich bringt, zu erfüllen. Wir wußten, daß der bei uns ausgebrochene Kampf lediglich eine Zwangsentscheidung war, die der allgemeinen Entwicklung des Weltkrieges um eine Zeitspanne vorseilte. Diese symbolische Hilfe jedoch hat dem arabischen Volk die Sympathie und die Gefühle der be-

freundeten Achsenmächte in einer praktischen Form zum Ausdruck gebracht. Jeder Araber im Irak hat mit eigenen Augen gesehen, daß, während britische Flugzeuge Bomben auf arabische Wohnstätten warfen, deutsche und italienische Flieger zusammen mit unseren eigenen aufstiegen und den gemeinsamen Feind vernichteten. Der Irak war in seinem Kampf gegen England für den ganzen Vorderen Orient beispielgebend an Mut und Entschlossenheit, Tapferkeit und Ritterlichkeit. Heute wartet der Irak und mit ihm das ganze arabische Volk auf die Stunde seiner endgültigen Befreiung, und wenn in nächster Zukunft die Truppen Deutschlands und seiner Verbündeten an den Grenzen der arabischen Heimat erscheinen, wird der Irak mit freudiger Einsatzbereitschaft seine entscheidende Rolle durchführen, um sich und alle arabischen Länder vom britischen Joch zu befreien.

Unsere Zusammenarbeit mit Deutschland und seinen Verbündeten wird für die Zukunft unseres Landes fruchtbar sein. Die vielen Entwicklungsmöglichkeiten unseres Wirtschafts- und Kulturlebens werden uns vor Aufgaben stellen, für die eine Mithilfe Deutschlands unentbehrlich ist. Weiter auch werden der Irak und die anderen arabischen Länder mit ihren Reichtümern und wertvollen Naturschätzen ihren Beitrag zur Deckung des deutschen Bedarfs leisten.

Die Araber, die mit Deutschland und seinen Verbündeten in der Gemeinsamkeit des Feindes und des Kampfzieles verbunden sind, sind von dem Sieg ihrer gerechten Sache überzeugt und entschlossen, unter der Fahne der Freiheit für einen dauernden Weltfrieden ihren Beitrag zum Fortschritt der Menschheit zu leisten. Die Araber wollen sich am Aufbau einer neuen Welt beteiligen und sich damit ihrer Väter und ihrer ruhmreichen Geschichte im Krieg wie im Frieden würdig erweisen.

Die Kampfziele der Araber

Aus den Kreisen um S. Eminenz den Großmufti geht uns von einem Mitarbeiter folgender Beitrag zu:

Im letzten Vierteljahrhundert erlebte das arabische Vaterland allenthalben in seinen Teilen eine Erhebung nach der andern gegen den fremdländischen Einfluß. Alle diese Freiheitsbestrebungen stellen verschiedene Kundgebungen einer einzigen Tatsache dar, der Wiederauferstehung oder der völkischen arabischen Bewegung, deren Panier während dieser ganzen Zeit der Führer, Seine Eminenz „Sajid Mohammed Amienul-Huszeini“, der Großmufti von Palästina, hoch in Ehren gehalten.

Diese völkische Bewegung der Araber ist keineswegs negativer Art, nur auf die Beseitigung des fremden Einflusses abzielend. Sie erstrebt vielmehr die völlige Befreiung der arabischen Nation und ihre Einigung, sowie die Sicherung ihrer Beteiligung an der Neuordnung der Welt in einem Maßstabe, der ihrer geschichtlichen Bedeutung entspricht, ihrer geographischen Lage und ihren besonderen Fähigkeiten. Diese Teilnahme am Neuaufbau der Welt kann nur dann gelingen, wenn die Freiheit der Araber verwirklicht und ihre Kraft eingesetzt wird zum Umschmelzen der Einstellung, die bisher gegenüber den politischen, wirtschaftlichen und sozialen Dingen bestand, zu neuen Begriffen und Gebräuchen, die zugleich an die große arabische Geschichte wie an die völkische Eigenart und ihre vitalen Belange anknüpfen.

Dies ist das Hochziel, das die Araber veranlaßt hat, in dem jetzigen Kriege sich gegen England und das hinter der imperialistischen britischen Macht sich

tarnende Weltjudentum zu stellen. Denn Großbritannien hat den Arabern gegenüber stets eine feindselige Einstellung gehabt, bald offen erklärt, bald verhohlen. Jedenfalls wußte es in konsequenter Weise jede Bestrebung zur Erhebung und zur Befreiung ihres Vaterlandes u. d. dessen Einigung zu vereiteln, weil Arabien auf dem Wege nach Indien liegt. Und Großbritannien verfolgt die Befestigung seines Einflusses in jedem Lande, das auf dem Wege nach Indien zu treffen ist.

Aus diesem Grunde ging England auch gegen das arabische Reich vor, das im vorigen Jahrhundert von Mohammed Ali in Ägypten errichtet wurde. Britische Politiker erklärten deutlich, England wünsche nicht, daß die beiden Wege, die über Suez und Basra nach Indien führen, unter der Vorherrschaft einer starken Macht stehen. So hat es Aden besetzt, dann Ägypten und nach und nach andere arabische Gebiete am Persischen Golf, und verstand seine Herrschaft nach dem vorigen Weltkrieg so auszuarbeiten, daß es den Irak wie den Süden Syriens mit einbegriff.

Aber England begnügte sich nicht damit, den Arabern zu widerstehen: Seine Interessen deckten sich mit denen der Juden, die darauf ausgehen, Palästina in ein jüdisches Land zu verwandeln. Dadurch wollte es einen Keil treiben gemäß dem Grundsatz: Teile und herrsche! um die arabische Heimat aus den Fugen zu bringen. Die Juden aber — so lautete die Erklärung ihres Führers Jabotinski vor der Untersuchungskommission Bill — wünschen eine selbständige eigene Regierung an einem Orte aufzurichten, der an der Kreuzung der Weltverkehrslinien gelegen ist, um von da aus ihre politische, wirtschaftliche und soziale Einwirkung auf die Welt auszuüben. Die geographische Lage Palästinas, wie seine religiöse Bedeutung für die Juden bestimmten die Juden, die Hand nach dem Heiligen Lande auszustrecken.

Die Araber haben es vollauf begriffen: die Juden verkörpern eine drohende Gefahr für Palästina sowohl wie für den gesamten arabischen Orient. Sie sind im Begriff, alle wirtschaftlichen Einkünfte des Landes an sich zu reißen und willkürlich mit seiner finanziellen Kapazität umzugehen. Dabei ist ihr sozialer Einfluß, in ethischer wie gesellschaftlicher (der Volks- und Sozialordnung) Hinsicht, nicht weniger gefährlich als auf ökonomischem Gebiet. Es bedarf in Deutschland keiner eingehenden Erläuterung, wenn wir von der Judenfrage sprechen. Denn das nationalsozialistische Deutschland hat die jüdische Frage vollauf erfaßt und die jüdischen Methoden aufgedeckt. Die hier erfolgte Lösung der jüdischen Frage ist die einzig mögliche für die Araber. Seit dem vorigen Weltkrieg haben die Araber ihren Kampf gegen das Weltjudentum und den britischen Imperialismus begonnen, und sie setzen ihn heute noch fort. Sie sind davon überzeugt, daß die Regelung der jüdischen Frage und die völlige Errettung vom britischen Einfluß die Grundbedingung darstellen, um die völkischen arabischen Ziele zu verwirklichen. Und diese Ziele sind:

„Die Befreiung der arabischen Nation und ihre Einbeziehung in einen Staat, dem es obliegt, die gegenwärtige Ordnung in den arabischen Ländern durch eine andere politische, wirtschaftliche und soziale zu ersetzen, um die Wohlfahrt des Volkes und sein Gedeihen zu gewährleisten, Gerechtigkeit auszuüben und den wirtschaftlichen wie sozialen Bestand zu sichern, dadurch die schwachen Seiten bekämpfend und die starken fördernd.“

Die neue politische Ordnung wird eine wirkliche Gleichberechtigung der einzelnen Volksmitglieder in der Nutznießung von Recht und Pflicht gewährleisten. Sie sichert die Gleichschaltung der Kräfte des Volkes und seiner Leistungen, das Aufgehen des Einzelnen in der Allgemeinheit und ihren Belangen, bis der Staat jene kulturelle Mission erfüllen kann, mit der er seiner

Aufgabe in der Arena gegenseitiger Unterstützung im Dienste der Menschheit Genüge tut.

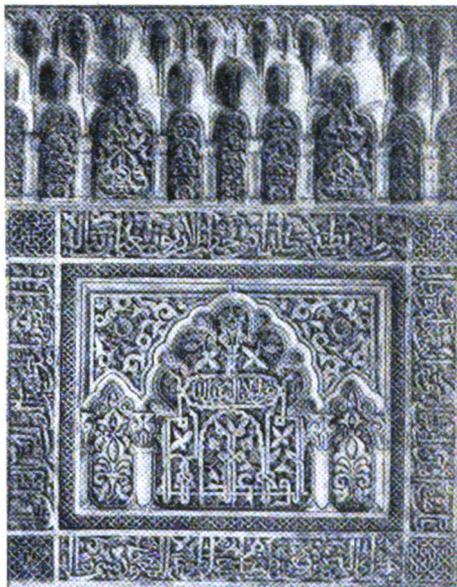
In wirtschaftlicher Hinsicht aber wird die Neuordnung die Ausbeutung der vorhandenen Naturschätze in den arabischen Ländern fördern durch eine verstärkte und geordnete Erzeugung landwirtschaftlicher und industrieller Art und durch wechselseitige, auf der Grundlage gegenseitiger Interessen aufgebaute Handelsbeziehungen. Es soll die wirtschaftliche und soziale Unparteilichkeit gewahrt werden, die es den Einzelnen nicht gestattet, höchste Grade des Reichtums zu erlangen, während andere am Hungertuche nagen, wie es unter dem verblässenden demokratischen System der Fall ist.

Die arabischen Länder sind vorwiegend Agrargebiete. Deshalb wird die Belebung der Landwirtschaft nach allen Regeln neuzeitlicher Errungenschaften erfolgen müssen, dem Bauern und seiner Familie den Lebensstandard durch die Landzuweisung und die gerechte Regelung ihrer Nutznießungsrechte sichernd, kurz: die Erhöhung des Lebensstandards der Bauern, die Erleichterung ihrer Lebensführung und die Besserung ihrer Arbeitsmethoden und Werkzeuge.

Angesichts des vorhandenen Überflusses an billiger Feuerung wie an Rohstoffen in arabischen Ländern und den Nachbargebieten, wird hier auch die Industrie eine wesentliche Rolle spielen. Den schlagendsten Beweis hierfür liefern die mannigfaltigen Erzeugnisse jüdischer Fabriken in Palästina, besonders gesteigert seit Kriegsbeginn, d. h. während einer kurzen Spanne Zeit, so daß sie nun einen erheblichen Teil der britischen Truppen im Nahen Osten versorgen. Zwar sind die Araber von den Arbeiterkrisen, wie wir sie in Europa und Amerika sehen, im wesentlichen verschont geblieben, aber sie sind auch entschlossen, das Lebensniveau der Industriearbeiter zu heben, ihr Leben wie die Zukunft ihrer Familien zu gewährleisten und ihre Einordnung in den Staat in die Hand zu nehmen.

Am Kreuzungspunkt der Weltverbindungslinien gelegen, kommt den arabischen Ländern eine große Bedeutung im überseeischen Welthandel zu, besonders, da sie die Verbindungsbrücke dreier Kontinente — Europas, Asiens und Afrikas — bilden. Die wirtschaftliche Neuordnung wird den heimatlichen Handelsverkehr nach innen wie nach außen heben, dadurch die handelspolitische Aufschließung und Angleichung des Landes bewirkend; man wird sich vor allem auf eine genügende landeseigene Produktion stützen müssen, die den notwendigen Bedarf hinreichend deckt.

Im Sozialen und Kulturellen aber wird sich die Neuordnung vor allem mit der Familie und ihrer Zukunft befassen, mit der Frage des guten Nachwuchses, mit der rechten Vorbereitung der Frau als Mutter und Herrin des Hauses entsprechend den besonderen Umweltbedingungen; die Begriffe des tapferen und ethischen Verhaltens und die großen Charaktervorbilder werden erneuert



Granada, Detail aus der Alhambra
Marmorfenster mit Koranversen

werden, die soziale Zerklüftung vom Menschen her bekämpft und den haltlosen und zersetzenden Umgangsformen begegnet werden. Das soziale und völkische Gefüge wird geschützt durch die Erneuerung und Hebung des allgemeinen Gesundheitswesens, dem man alle Arznei und Schutzmittel zur Verfügung stellen wird. Die öffentliche Sanitätsbehandlung soll auf der denkbar breitesten Basis erfolgen, und der Sport zur Ertüchtigung der Jugend in immer weiterem Maß betrieben werden. Denn das Sprichwort sagt: „In einem gesunden Leib wohnt eine gesunde Seele.“

Die Feinde der arabischen Länder haben durch mannigfaltige Mittel immer wieder versucht, die verschiedensten Kulturbestrebungen einzuführen, die sich gegen die Neuordnung und, d. h. praktisch, schon gegen die Erhaltung arabischer Einigkeit und Kultur sowie gegen ein gesundes völkisches Wachstum auswirken. Wir aber werden, als Bollwerk, zumindest die kostenlose Elementarschulbildung einführen und allen den Zugang dahin eröffnen, und werden Schulen und Universitäten allenthalben gründen.

Die arabischen Länder haben sich in der Vergangenheit hohe Verdienste um die Kultur der Menschheit erworben; sie stellten die Verbindungsbrücke zwischen Morgen- und Abendland dar. So sind die Möglichkeiten des arabischen Volkes und seine eigene Aktivität längst unter Beweis, aber sie können in der Zukunft nur dann erneuert und fortentwickelt werden, wenn die untrennbare arabische Einigkeit neu hergestellt ist. Und dieses Ziel ist es, was uns gegen England, den Kommunismus und das Weltjudentum auf die Seite Deutschlands, des Nationalsozialismus, und seiner Verbündeten gestellt hat. Und wir hoffen auf gegenseitige Unterstützung nicht nur im Augenblick oder im Laufe dieses Ringens, sondern erst recht nach Beendigung des Krieges während der Neugestaltung einer gerechteren und sinnvoller ausgerichteten Weltordnung als die vergehende.

Pandit K. A. Bhatta:

Die Jugendbewegung Indiens

Mit der Entwicklung des nationalen Bewußtseins in Indien machten sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts auch die ersten Anzeichen eines Erwachens der Jugend bemerkbar. Da die führenden Persönlichkeiten des Freiheitskampfes sich bewußt waren, daß die Zukunft Indiens durchaus in den Händen der Jugend liegt, bemühten sie sich schon von Anfang an, ihr den Anstoß zu einer schnelleren Entwicklung zu geben. Besonders in Bengalen, Maharatta und Punjab wurden Organisationen wie der Turnverein und geheime Gesellschaften zum Unterricht im Waffengebrauch gegründet. Lord Curzon hat, vielleicht von seinem imperialistischen Standpunkt aus mit Recht, manche dieser Organisationen als militärische Organisation erklärt. Er wollte die wachsende jugendliche Energie im Keime ersticken, und so wurden sämtliche Bewegungen von der Regierung bald verboten. Infolge dieser bewußten und rücksichtslosen Unterdrückung konnte die Jugend nicht öffentlich auftreten und sich in größerem Umfange betätigen; aber gerade das Verbot reizte zu verborgenem, nationalem Wachstum an dem Vaterlande zu dienen, für die Freiheit Indiens zu leiden und sich dafür zu opfern. Revolutionäre Organisationen setzten sich erfolgreich besonders in Nordindien durch.

Sie litten jedoch an einer gewissen Unzulänglichkeit, da sie für ihre Tätigkeit nicht werben und sie weiterentwickeln konnten. Dies war mit der Grund, daß die Jugend sich der Sozialpflege zuwandte. Damals waren schon manche öffentliche religiöse Organisationen, wie die Brahma Samaj, Arya Samaj, Rama Krishna Mission, Social Service League usw. bekannt, im ganzen Lande verbreitet und arbeiteten ausschließlich an der sozialen Erhebung des Volkes durch Reformbewegungen mit. Die Jugend wurde davon stark beeinflusst und fand so eine Möglichkeit, sich auch öffentlich

produktiv zu betätigen. Man gründete zuerst u. a. folgende Einrichtungen: 1. Sportvereine; 2. Organisation kostenloser Schulen für die Armen und Abendschulen für die Arbeiter; 3. charitative Gesellschaften zur Unterstützung der Armen; 4. Organisation kostenloser ärztlicher Hilfe für die Armen; 5. Erteilung von Unterricht in Handarbeit und Kunstgewerbe für arme Frauen, um ihnen die Möglichkeit zu geben, sich selbst einen Lebensunterhalt zu verdienen.

Diese damalige Entwicklung der Jugend kann man nur als ein Jugenderwachen bezeichnen, weil die Durchführung einer organisierten Jugendbewegung unmöglich gemacht war. Als der Weltkrieg zu Ende war, bemächtigte sich der Menschen, wie überall, so besonders in Indien, eine allgemeine Ernüchterung. Die Jugend hatte das Vertrauen zu Gandhi weitgehend verloren, weil er im März 1922 im politischen Kampf, der von der Jugend eifrig mitgemacht worden war, freiwillig nachgegeben hatte. Darüber hinaus hatte sie das Vertrauen auf die ältere Generation überhaupt verloren, weil sich diese meistens gemäßigt, kompromißbereit oder sogar kampfscheu gezeigt hatte. Gerade zu dieser Zeit wurde die Jugend Indiens mit den tatkräftigen Jugendbewegungen anderer Länder, besonders Chinas und Deutschlands (Wandervogel, Pfadfindertum und ähnliche Organisationen) bekannt. Die Enttäuschung über den eigenen unzulänglichen Aufbau im Vergleich zu der eifrigen Tätigkeit der Jugend im Auslande veranlaßte auch in Indien die planmäßige Durchführung der Jugendbewegung. Die indische Jugend wurde sich zum erstenmal bewußt, daß die ganze Verantwortung für die Zukunft auf ihren Schultern ruht. Sie begann vaterländischen Idealen nachzustreben und zu erkennen, daß zu viele Worte von jeher unser Unheil gewesen sind. Sie wollte in Zukunft nicht mehr Worte verehren, sondern die Tat, weil sie überzeugt war, daß nur der Idealismus der Tat uns zu helfen imstande ist. So begann sich langsam eine Kraftfülle zu entwickeln, die zur Erneuerung des zukünftigen Lebens im indischen Volke wesentlich beigetragen hat. Das Kraftbewußtsein der Jugend zeigte sich auch in neuen Formen und Liedern, die auch in der älteren Generation die Überzeugung erweckten, daß es die Jugend sei, die dem neuen indischen Leben Sinn verleihen könne, ja, daß dieses vom Geiste der Jugend abhängig sei; und so beteiligte sich die ältere Generation mit größtem Interesse an der Jugendbewegung. Durch ihre tatkräftige Unterstützung wurden dezentralisierte Jugendorganisationen in verschiedenen Teilen des Landes ins Leben gerufen. Im August 1922 wurde unter dem Vorsitz des berühmten und gefeierten Wissenschafters M. N. Saha die „All-Bengal-Young-Men's Association“ in Kalkutta gegründet. Gleichzeitig wurde das Wiederaufleben revolutionärer Gesellschaften im Punjab, den Vereinigten Provinzen und Bengalen gefeiert. Einige Jahre später — 1925/26 — kehrten Nationalisten, die besonders in Europa die eifrige Tätigkeit der Jugend miterlebt hatten, nach Indien zurück und nahmen sich tatkräftig der Jugendbewegung an. Im gleichen Jahre gründeten sie in verschiedenen Teilen Indiens offiziell verantwortungsbewußte Jugendorganisationen. Ihr fest umrissener Plan bestand darin, der Jugend planmäßig körperliches, geistiges, sittliches und politisches Training zu geben. Unter diesen neuen Organisationen befand sich die im Punjab und Nordwestindien gegründete *Naujawan Bharat Sabha* (Young India Organisation). Als im Jahre 1928 der erste All-indische Jugendkongreß unter dem Vorsitz von K. J. Nariman stattfand, wurde die Jugendbewegung zentrali-



Musizierende Frau (eines der häufigen sog. Ragini-Motive fraulich-musikalischer Empfindungskraft, Aquarell aus Indien 17. Jahrh.)

sirt und Zweigstellen mit der Bezeichnung „Provinzielle Jugendorganisation“ in ganz Indien gegründet. Als der politische Kampf im Land in stetiger Zunahme begriffen war, beteiligte sich auch die Jugend an diesem politischen Einsatz. So entwickelte sich langsam eine revolutionäre all-indische geheime Gesellschaft aus den Naujawan Bharat Sabha (Young India Organisation). Die Jugend zeigte bereits keine Geduld mehr, den Kampf nur mit der passiven Waffe durchzuführen. Sie wollte sich aktiver für ihre Ziele einsetzen als es manche Politiker taten. Der Brite aber bezeichnete solche Aktivität der Jugend als Terrorismus, da sich die aktive Tätigkeit der Jugend unmittelbar gegen das imperialistische Interesse richtete. So kamen einige Jugendführer wie Bhagat Singh und andere in ernste Gefahr — sie wurden von den britischen Machthabern im Jahre 1929 verhaftet und 1931 erhängt, und mußten so ihre Vaterlandsliebe mit dem Leben bezahlen. Diese Abschreckungsmaßnahme war aber nicht geeignet, den Enthusiasmus der Jugend zu unterdrücken — ganz im Gegenteil. Neue Organisationen wurden gebildet und verbreiteten sich schnell. Als Opposition gegen die „Baden Powell's Boy Scouts“, die von britischen Beamten unterstützt werden, gründete man die National Boy Scouts, die sich auch Hindustan Boy Scouts nennt. Sie wurde von nationalen Führern, wie Pandit Malaviya u. a. unterstützt. Im Jahre 1931 fand in Karachi der zweite All-indische Jugendkongreß statt, und zwar unter dem Vorsitz unseres nationalen Führers Subhas Chandra Bose.

Seitdem begann die Jugendorganisation parallel mit der politischen Organisation des Kongresses für das Mutterland zu arbeiten und unter Studenten- und Frauenorganisationen allmählich Fuß zu fassen. Im Sinne einer politischen Aufgabe stärkte die Jugend die revolutionären Kräfte des Nationalkongresses. Die Tätigkeit der Jugend führte zu einer festen Verbundenheit mit den älteren Kongreßführern, denen sie einen starken Rückhalt gaben und sie so veranlaßten, England gegenüber eine kompromißlose Politik einzunehmen und aufrechtzuerhalten.

Nach der großen politischen Umwälzung im Jahre 1932 fielen der Jugendbewegung Indiens mehrere Aufgaben zu, die sich jedoch meistens auf die so wichtigen sozialen und kulturellen Gebiete beschränkten, obwohl die geheime politisch-revolutionäre Tätigkeit nach wie vor fortgesetzt wurde. Man errichtete Bibliotheken, Lesevereine, Debattierklubs, Leih- und Wanderbüchereien in Städten und Dörfern. Die Gründung von Bauern-, Arbeiter- und Studentenvereinigungen ist nach Möglichkeit durchgeführt worden. Es wurden weiterhin Sonderunterstützungsvereine errichtet mit dem Zweck, der armen Bevölkerung in Zeiten von Katastrophen, wie Überschwemmungen, Erdbeben, Hungersnot und Epidemien Beistand leisten zu können. Der radikale Flügel des Nationalkongresses, der von Subhas Chandra Bose und anderen geführt wird, leitet die verschiedenen Arbeitsgebiete der Jugend, denn im allgemeinen setzt die Jugend, wie bereits erwähnt, kein volles Vertrauen in Gandhi und seine Anhänger, da sie deren passive Bewegung als allzu gemäßigt, kompromißbereit und nicht zeitgemäß ansehen.

Die Jugend unseres Volkes kann das Leben Indiens nur dann erneuern, wenn sie sich zur Einfachheit und zum Geiste des Nationalismus, aber auch einer weiteren Menschlichkeit aufschwingt. Diese Eigenschaften sind bereits in ihr verankert, und sie sind die Grundlage für die Einheit Indiens. Die heutige Jugend ist sich bewußt, daß Vorurteile und Verständnislosigkeit uns einander entfremdet haben. Sie ist daher bereit, sich mehr in die Gedankenwelt der anderen hineinzudenken, um so mehr Verständnis zu gewinnen. Es ist ihr klar, daß wir nur auf diese Weise Zuneigung finden können und nur so zum gemeinsamen Dienst für eine große gemeinsame Sache zusammenfinden werden. Die weiten Kreise des indischen Volkes, besonders aber die Jugend, tragen im Herzen einen Idealismus der Einigkeit und Tat und eine heilige Ahnung des kommenden Tages, der uns die Freiheit bringen wird. Daher strebt die Jugend unermüdlich danach, diese Einheit und Tatbereitschaft in die Städte und durch die Lande bis in die letzte Hütte zu tragen. Die Jugend ist fest überzeugt, daß durch diese Bestrebung die sog. „Meinungsverschiedenheiten“ des Glaubens und des Landes, wie der Brite sie zu verbreiten pflegt und von denen die Welt oft überzeugt ist, gründlichst verschwinden werden.

Für die weitere Entwicklung der Jugendbewegung Indiens ist es entscheidend, daß sie manche Schwierigkeiten und Hemmnisse zu überwinden hat. Die unmittelbaren Hemmnisse liegen darin, daß sie durch die fremde Regierung dauernd unterdrückt und verfolgt wird, weil sie notwendigerweise immer revolutionäre Züge trägt. Darüber

hinaus bildet die sich in Etappen im Lande verbreitende allgemeine politische Umwälzung ein gewisses Hindernis, weil sie immer die besten Elemente der Jugend an sich zieht und dadurch die Jugendbewegung als solche schwächt. Außerdem ist die Bewegung vorläufig durch den Mangel an moralischen und materiellen Hilfsquellen gehemmt. Selbstverständlich haben die nationalen Führer, besonders Subhas Chandra Bose, sie unterstützt und versucht, alle Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen. Auch sind aus den Reihen der Jugend natürlicherweise eifrige Nationalisten mit fortschrittlichen sozialen Ideen hervorgegangen. Infolgedessen steht sie in engster Verbindung mit dem Nationalkongreß. Zudem hat auch der radikale Flügel des Kongresses ein fortschrittliches Sozialprogramm, das ihn auf das stärkste mit der Jugendbewegung verbindet. Wegen der Bedeutung des politischen Kampfes wird die Aufmerksamkeit und Arbeitskraft der Jugend heute fast völlig auf die Politik gelenkt, und die Jugendbewegung erwartet für sich Anweisungen und Führung vom linken Flügel des Kongresses. Dieser Zustand kann so lange dauern, bis der politische Kampf im vollen Gange ist, und er ist auch ganz in der Ordnung, denn die Jugend kann und soll nicht eine völlig selbständige Organisation bilden. In einem freien Indien wird dann die Jugendbewegung, wenn sie wirksam und ihrer Eigenart gemäß sein soll, auf die Unterstützung des Staates und der Partei angewiesen sein, die hinter dem Staat steht.

Von der Schöpfung der Welt

Damals war nicht das Nichtsein, noch das Sein,
Kein Luftraum war, kein Himmel drüber her. —
Wer hielt in Hut die Welt, wer schloß sie ein?
Wo war der tiefe Abgrund, wo das Meer?
Nicht Tod war damals, noch Unsterblichkeit,
Nicht war die Nacht, der Tag nicht offenbar. —
Es hauchte windlos in Ursprünglichkeit
Das Eine, außer dem kein andres war.
Vom Dunkel war die ganze Nacht bedeckt,
Ein Ozean ohne Licht, in Nacht verloren; —
Da ward, was in der Schale war versteckt,
Das Eine, durch der Glutpein Kraft geboren.
Aus diesem ging hervor, zuerst entstanden,
Als der Erkenntnis Samenkeim, die Liebe.
Des Daseins Wurzelung im Nichtsein fanden
Die Weisen, forschend, in des Herzens Triebe,
Als querhindurch sie ihre Meßschnur legten,
Was war da unterhalb? Und was war oben? —
Keimträger waren, Kräfte, die sich regten,
Selbstsetzung drunten, Angespanntheit oben.
Doch, wem ist auszuforschen es gelungen,
Wer hat, woher die Schöpfung stammt, vernommen?
Die Götter sind diesseits von ihr entsprungen!
Wer sagt es also, wo sie hergekommen? —
Er, der die Schöpfung hat hervorgebracht,
Der auf sie schaut im höchsten Himmelslicht,
Der sie gemacht hat oder nicht gemacht hat,
Der weiß es! — Oder weiß auch er es nicht? —

Aus den alten Weden der Inder, entstanden Jahrhunderte
vor unserer Zeitrechnung, Rigweda 10, 129

Colin Ross:

Der historische Rhythmus Nordwestafrikas

Von den Sklavenkönigen zu den afrikanischen Kaisern

Karthago, im Frühling 1942.

„Punisch, punisch, nicht römisch! Sehr billig, nur 100 Franken!“

Hassan stand vor mir und sah mich vorwurfsvoll an. Er hatte mich jetzt stundenlang über das ganze Ruinenfeld Karthagos verfolgt, von der Kathedrale des Heiligen Ludwig oben auf der Byrsa bis hinunter zum Tempel der Tanit am Rande des alten punischen Hafens. So viel Ausdauer verdiente seiner Ansicht nach Belohnung. Außerdem war er in seiner Forderung bereits auf die Hälfte heruntergegangen. Warum zögerte ich noch mit dem Kauf!

Ich sah das ein: „Also gut, Hassan, 75 Franken!“

Ich wußte, ich hätte die Lampe schließlich auch für 50 Franken, mein ursprüngliches Gegengebot bekommen. Und Hassan wußte das auch. Aber es gibt gewisse Spielregeln des Handels im Orient, die man anstandshalber einhalten muß. Und dazu gehört, daß man dem Partner mindestens eine Kleinigkeit entgegenkommt. Sonst macht der ganze Handel keinen Spaß. Und ein solcher soll es doch sein, mindestens so sehr wie ein Geschäft.

Hassan war ein Menschenkenner. Er wußte, daß ich nicht einen Frank mehr geben würde, und so streckte er mir mit einem Seufzer der Erleichterung die Lampe hin. Sie war wirklich punisch und tatsächlich billig. Wäre nicht die leidige Transportfrage, ich könnte mir die ganze Geschichte Karthagos in Lampen kaufen, von der frühesten phönizischen Zeit bis zur spätesten byzantinischen. Man wird bereits nach wenigen Tagen auf den Ruinen Karthagos ein Spezialist in Lampen; denn sie werden einem auf Schritt und Tritt angeboten. Anfangs ist man natürlich skeptisch, was ihre Echtheit betrifft. Ich kenne von Ägypten her alle Tricks der Araber, die vor den Augen der Fremden echte Gablonzer Ware — dort gab es ja ganze Fabriken für ägyptische Altertümer — aus angeblichen Gräbern buddeln. Meine Skepsis hielt auch an, als mir im Museum der Weißen Väter auf der Byrsa punische Aschenurnen und römische Ollampen zum Kauf angeboten wurden. „Sie verkaufen Ihre Altertümer?“ fragte ich den Pater zweifelnd. „Ja, wir müssen einiges verkaufen, um das Kloster zu erhalten“, war die Antwort.

Aber dann konnte ich zufällig einen Blick in die Gewölbe werfen, in denen die Mönche ihre Vorräte an Altertümern aufgestapelt haben. Da sah ich Urnen zu Tausenden und aber Tausenden und Lampen zu Zehntausenden. Ich war beruhigt. Da konnten die frommen Brüder unbesorgt von ihren Schätzen abgeben. Und außerdem schwand jeder Zweifel an der Echtheit. Bei solcher Menge kamen echte Altertümer entschieden billiger als Nachbildungen.

Wie konnte es auch anders sein! Karthago bestand unter den Puniern sieben Jahrhunderte und hatte schließlich 700000 Einwohner. Selbst wenn diese überlieferte Zahl übertrieben sein sollte, eine Stadt von Hunderttausenden war es allemal. Von diesen brauchte ein jeder oder zum mindesten jede Familie ihr Ollämpchen. Da schon damals die Technik Fortschritte machte und die Moden wechselten, auch in Ollampen, so kam mit der Zeit immerhin einiges zusammen und blieb auch erhalten. Schließlich zerstörte das Feuer, das Karthago vernichtete, die tönernen Ollampen ebensowenig wie die irdenen Aschenurnen. Und auf das punische Karthago folgte das römische, das nochmals an die sechs Jahrhunderte bestand, und auf dieses das vandalische und byzantinische, bis die Araber die Stadt endgültig zerstörten und die Trümmer ihrem Schicksal überließen.

Die lagen nun, punische, römische, christliche, vandalische und byzantinische, friedlich schichtenweise übereinander, bis Pater Delattre von den Weißen Vätern

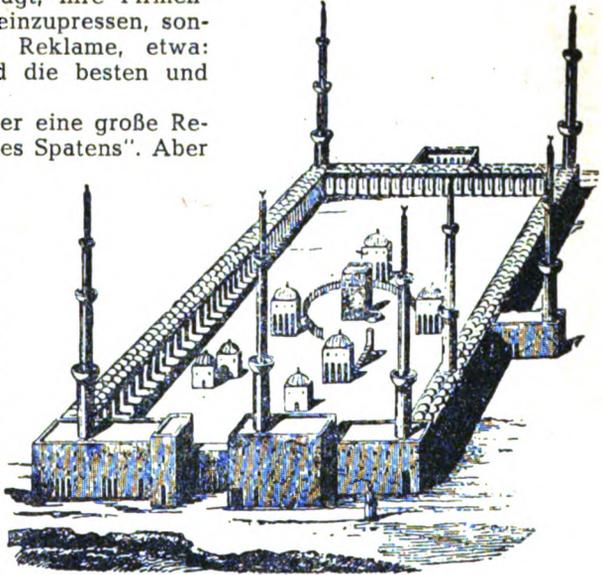
kam und mit dem Sammeln der Altertümer anfang. Seitdem ist eine Menge ausgegraben, und die Eingeborenen brachten natürlich gleichfalls allerhand auf die Seite, sobald sie merkten, daß die Weißen den alten Scherben Wert beileigten. Aber wie gesagt, es sind noch riesige Vorräte aufgestapelt, und was noch im Boden stecken mag, weiß kein Mensch.

Ich bin in meinen Überlegungen noch nicht sehr weit gekommen, als Hassan, der in den unergründlichen Falten seines schmierigen Dschellabahs gewühlt hat, mir bereits verlockend ein neues Stück unter die Nase hielt. Diesmal ist es eine byzantinische Lampe, und wenn ich sie mit meiner punischen vergleiche, so ergibt sich eine ganze technische Entwicklung. Aber nicht nur technische Geschichte läßt sich von diesen Lampen ablesen, sondern auch soziale. Man braucht beispielsweise nur die Fabrikmarken studieren. Manche Fabrikanten haben sich nicht damit begnügt, ihre Firmensempel in den feuchten Ton einzupressen, sondern gleichzeitig noch eine Reklame, etwa: „Kauft Luna-Lampen. Es sind die besten und billigsten!“

Das ganze Karthago ist selber eine große Reklame für die „Wissenschaft des Spatens“. Aber so viel man auch aus toten Steinen und Scherben herauslesen mag, sollte man darüber nicht übersehen, was sich unvergänglich in die Züge der Lebenden eingegraben und sich von Geschlecht zu Geschlecht forterbt. Der Gedanke kommt mir, als ich den vor mir stehenden Hassan betrachte, der eifrig auf mich einredet, um mir auch noch die zweite Lampe aufzuschwatzen.

Hassan trägt Fez und Dschellabah und ist in europäischen Augen ein „Araber“, wie wir die gesamten Einwohner Nordafrikas, soweit sie nicht Europäer oder Neger sind, gedankenlos nennen. In Wirklichkeit ist Hassan ebensowenig ein Araber wie ich selber. Das einzig Arabische an ihm ist sein Name, sein Anzug und seine Sprache. Das heißt, unter der Dschellabah trägt er bereits einen europäischen Anzug, und Französisch spricht er kaum schlechter als Arabisch, von den deutschen Brocken abgesehen, die er beherrscht. Und was den arabischen Namen anbetrifft, so ist der in seiner Familie auch erst seit der Islamisierung Nordafrikas üblich geworden. Sein Urahne zur Zeit des Diokletian oder Septimius Severus hieß wahrscheinlich Donatus oder Felix und dessen Vorfahre vor der Latinisierung der Familie Mutthumbaal oder Baric. Und auch diese Namen waren ihrerseits erst mit der Punisierung der Familie üblich geworden.

In Hassans Erbmasse spiegelt sich die gleiche wechselvolle Geschichte des nordafrikanischen Raumes und der ihn bewohnenden Rasse wider wie in den alten Lampen. Diese Berber Nordafrikas sind ein merkwürdiges Volk. Der wandlungsfähige Hassan mag in den Bergen der Kabylie einen Vetter haben, der heute noch berberisch spricht und im allgemeinen nicht anders lebt als seine Vorfahren vor Ankunft der Dido. Auf der einen Seite sind die Berber ein



Die Kaaba in Mekka

Volk, so konservativ, so ablehnend gegen alles Fremde wie kaum ein zweites, und auf der andern Seite haben die gleichen Berber im Verlaufe der Jahrtausende mit einer fast schmählischen Schnelligkeit immer von neuem wieder Sprache und Sitte des jeweiligen Eroberers angenommen.

Diese Erscheinung läßt sich durch die ganze Geschichte der Atlasländer verfolgen. Den ersten nordafrikanischen Freiheitskämpfern, die sich gegen das allmählich allzu mächtig werdende Karthago wenden, folgen ein Jugurtha, ein Tacfarinas, ein Firmus, die gegen Rom kämpfen. Die Liste der berberischen Freiheitshelden geht weiter über eine Kahena, die gegen die eindringenden Araber ficht, bis zu einem Abd el Kader des vorigen Jahrhunderts und einem Abd el Krim unserer Tage, der sein Volk gegen Spanier und Franzosen führt.

Gleichzeitig aber steht wider den Unabhängigkeitskämpfer zu allen Zeiten der Überläufer. Hamilkar wird des großen libyschen Aufstandes unter Matho nur dadurch Herr, daß der Numiderfürst Naravas ihm mit seinen Reiterscharen zu Hilfe kommt. Jugurtha wird den Römern von seinem Landsmann und Schwiegervater Bochus ausgeliefert. Und das wiederholt sich bis in die jüngste Zeit. Als Abd el Krim seine Kabylen die Südhänge des Rif herab gegen Fes führte, kämpfte der große Stamm der Beni-Zerual auf französischer Seite. Ad el Krim wurde letzten Endes nicht anders als Jugurtha oder Matho von seinen Stammesgenossen geschlagen. Es waren im Grunde immer die gleichen Berber, die die Kriege ihrer fremden Herren ausfochten, einerlei ob unter der Trikolore, den Adlern Roms oder den Feldzeichen Karthagos.

Es waren auch stets die gleichen Methoden, mittels deren die Eroberer der Atlasländer deren kriegerische Bewohner in ihre Dienste lockten. Die Römer prägten den Namen dafür, der „reges inservientes“, der „Sklavenkönige“. Sie waren nicht die Erfinder dieses Systems der Beherrschung und Niederhaltung der Berber durch die Berber selbst, sondern sie übernahmen es von den Puniern. Der rote Mantel, den die Römer den ihnen ergebenden numidischen Stammeshäuptlingen als Zeichen ihrer Würde verliehen, stammt aus karthagischer Zeit, und er hat sich bis in unsere Tage in dem Burnus erhalten, mit dem die französische Verwaltung heute die von ihr eingesetzten Kaida bekleidet. Der gegenwärtige Sultan von Marokko, der unter französischem „Schutze“ sein Land regiert, ist ein direkter Nachkomme Jubas II., der unter Kaiser Augustus als numidischer König Roms Interessen in Numidien vertrat. Und der wieder hat seinen Vorgänger in Syphax, dem getreuen „Sklavenkönig“ Karthagos. Wie dieser punisch sprach und in punischer Kultur aufgewachsen, so war Juba in Rom erzogen, und der gegenwärtige Sultan von Marokko wie der Dey von Tunis oder die algerischen Kaida sprechen selbstverständlich französisch und denken und empfinden bis zu einem gewissen Grade auch in französischem Geiste.

In diesen „Sklavenkönigen“ wie ihrem Gefolge, das in den Diensten der Okkupationsmacht steht, lebt nicht nur das angestammte Blut, sondern auch das der Eindringlinge, mit denen sie sich mischten. Eine geschickte Heiratspolitik war ja immer ein Mittel der sanften, unauffälligen Lenkung der Unterworfenen. Hasdrubal gab Syphax seine Schwester Sophonisbe zur Frau, und den in Rom erzogenen Juba verheiratete man mit der Tochter von Antonius und Kleopatra. Davon abgesehen bildete sich bereits in karthagischer Zeit eine punisch-libysche Rasse. Später trat italienisches Blut dazu, unter den Wandalen germanisches, unter Byzanz griechisches, und die Araber gingen erst recht eine weitgehende Vermischung mit den Berbern ein.

Durch diese Blutmischung wurde die Einführung von Sprache, Kultur und Sitte der jeweils neuen Eindringlinge erleichtert und deren Herrschaft gefestigt. Seit der Islamisierung Nordafrikas ist allerdings dieses Mittel als Angleichung der Eroberten an die Eroberer kaum mehr anwendbar. Die Lehre Mohammeds bedeutet ja nicht nur eine religiöse, sondern eine ebenso scharfe gesellschaftliche

Scheide. Keine Mohammedanerin darf einen Ungläubigen heiraten. Und wenn die Jünger des Propheten sich ihrerseits auch nicht scheuten, Christensklavinnen in ihre Harems zu nehmen, so war es doch nicht angängig, einem marokkanischen Sultan oder tunesischen Dey die Tochter eines französischen Präsidenten anzutrauen, um dadurch die französische Herrschaft zu festigen. Überhaupt ist ja durch den Islam die ehemals so verhältnismäßig leichte Gewinnung der Berber für eine neue Kultur und Religion außerordentlich erschwert worden. Dies bedeutet eine wesentliche Versteifung des arabischen Einflusses, die natürlich eine „Reconquista“, die Rückgliederung Nordafrikas in den europäischen Lebensraum und Kulturkreis, nicht gerade erleichtert.

Diese Rückgliederung kann natürlich nur dann gelingen, wenn sie über politisch-militärische Eroberung hinausgeht. Wenn schon die Karthager und nach ihnen Römer, Wandalen, Byzantiner und Araber weitgehend die Sitten und Einrichtungen und vor allem die religiösen Gefühle der Unterworfenen schonten und darauf vertrauten, daß die wandlungsbereite Schicht der Berber die neue Kultur, Sprache und Religion rasch genug übernehmen würde, so gilt dies erst recht natürlich von den heutigen Verhältnissen, nur mit dem Unterschied, daß der Islam diese Übernahme unendlich viel schwerer macht als Baalskult oder römisches Christentum.

Die Berber sind Europäer, sind uns blutsverwandt. Davon muß man ausgehen. Aber um bei der Beurteilung der zukünftigen Entwicklung Nordafrikas keinen Trugschluß zu begehen, muß man sich erstens klarmachen, wieviel von der ursprünglich libysch-numidisch-berberischen Erbmasse noch vorhanden ist, und zweitens, wie tiefgehend die verschiedenen fremden Einflüsse waren bzw. heute noch nachwirken. Was die erstere anbetrifft, so darf man nicht übersehen, daß die Atlasländer niemals als Siedlungskolonie dienten. Die Punier waren in erster Linie Händler. Sie waren im Verhältnis zahlenmäßig nicht stärker als die Engländer in Indien. Sie herrschten wie diese durch ihr Geld, ihr Prestige. Ihre Zivilisation und ihr Lebensstil waren das große Vorbild. Diese prägten die Libo-Phöniker, in denen das libysche Blut überwog.

Unter den Römern wurde das nicht anders. Zur Zeit der Gracchen war zwar viel von „Afrika als Neuland für landlose römische Bürger“ die Rede, aber praktisch kam damals wie später kaum etwas dabei heraus, schon weil das damalige römische Großstadtproletariat ebensowenig Lust zur Landarbeit hatte wie heute etwa das Londons.

Die Wandalen kamen als erste wirkliche Einwanderer nach Nordafrika. Aber sie zählten alles in allem, Männer, Weiber, Kinder und Greise, nur 80000. Byzanz schickte lediglich Offiziere, Soldaten und Beamte. Die erste arabische Invasion war zahlenmäßig überaus schwach, die zweite der Hilal-Beduinien allerdings wesentlich stärker. Die Hilal, die Soleim und die übrigen Araberstämme brachten außerdem gleich den Wandalen Weib und Kind mit. So wurde vor allem Tunesien nicht unwesentlich mit arabischem Blut durchsetzt. Gegen Westen wird diese Infiltration jedoch immer schwächer, und in der Kabylie, im Aures, im Mittleren und Hohen Atlas gibt es noch reinblütige Berberstämme.

Die europäische Einwanderung datiert in ihren Anfängen aus dem 16. Jahrhundert. Allerdings waren es nur wenige Küstenplätze, wie Mazagan, Ceuta, Mellila und Oran, an denen sich Portugiesen und Spanier festsetzten. Ein stärkerer Schub setzte erst mit der 1830 beginnenden französischen Eroberung Algeriens ein. Hier folgten die ersten Siedler der Truppe auf den Fuß. Es gibt französische Familien, die bereits seit drei Generationen in Algerien ansässig sind. Außer den Franzosen kamen Spanier, Italiener, Malteser und die übrigen Mittelmeervölker in großer Zahl, so daß heute der europäische Anteil an dem französischen Nordafrika bereits die Million überschreitet. Ohne die Grenzen, die der Islam dem Verkehr von Gläubigen mit Ungläubigen setzt, wäre wahr-

scheinlich eine in jeder Hinsicht bedeutende berberisch-mediterrane Mischrasse entstanden, zumal der Südeuropäer im Berber auf verwandtes Blut trifft.

Es wäre außerordentlich interessant festzustellen, welche Wirkungen die verschiedenen Blutmischungen hatten, welches Blut sich als das stärkere erwies, und ob bzw. wie weitgehend das Blut der Urrasse, von der Formkraft des Raumes unterstützt, sich immer wieder durchsetzt. Nicht minder wichtig ist jedoch die Einwirkung der aufeinander folgenden Religionen, Kulturen und Zivilisationen. Berber haben in allen eine entscheidende Rolle gespielt. Sie begnügten sich ja nicht mit dem Rang von „Sklavenkönigen“, sondern mehr als einer von ihnen bestieg den römischen Kaiserthron. Die mehr oder minder große Leidenschaftlichkeit, mit der die Berber einen ihnen neu gebrachten Glauben sich zu eigen machten, löste teilweise recht erhebliche geschichtliche Wirkungen aus. So stellten die kriegerischen Bewohner der Atlasländer nicht nur nacheinander Karthago, Rom und Frankreich seine beste Reiterei, sondern es waren in der Hauptsache rasch und fanatisch islamisierte Berber, die unter der Fahne des Propheten als „Araber“ Spanien eroberten und sieben Jahrhunderte lang beherrschten. Die gleichen Berber hatten vorher nicht weniger eifrig das Christentum angenommen, und sie haben mit einem Augustinus, einem Tertullian, einem Cyprian die berühmtesten Kirchenväter gestellt.

Der Weg, der von den Sklavenkönigen zu den afrikanischen Kaisern geht, und von den Baalspriestern zu den Kirchenvätern, führt also weit über nordafrikanisches Gebiet hinaus. Obgleich im Verlauf der Geschichte immer wieder fremde Völker Nordwestafrika erobern, fremde Kulturen es durchdringen, bleibt es keineswegs Objekt der Weltgeschichte, sondern wird durch rasche Übernahme des Neuen und geschickte Anpassung mehr als einmal sehr maßgeblich Subjekt. Der landläufigen Geschichtsbetrachtung liegt es allerdings reichlich fern, aber heute, wo es sich im Interesse des werdenden Großeuropas darum handelt, die mediterrane Einheit der Antike wiederherzustellen, erscheint es nicht unwesentlich, die nordafrikanische Bastion unserem Geschichtsbild einzugliedern.

Wilhelm Weber:

Die Landbrücke und Europa

Wunderbar sinnvoll und dynamisch weitet der gegenwärtige Krieg in jeder neuen Phase seinen Schauplatz. Er sprang vom Herzen Europas nach Nordwest und Südwest über: Vom Nordkap bis zur Biskaya wurde die atlantische Küste unter deutschem Schutz die Basis wider die Angelsachsen. Britannien aber sank von der Höhe der Weltherrin zum Flugzeugträger vor dem Kontinent herab. Deutsche Heere schlugen die Söldlinge der Briten in Nordafrika und auf der Balkanhalbinsel, und die Marmarica und Kreta wurden die Sprungbretter für künftiges Tun. Der Heerzug ins Ostland bis nach Taganrog und vor Petersburg legte zur kontinentaleuropäischen Ganzheit und Einheit den breiten Grund. Japan aber eroberte das Ostglacis vor Britisch-Indien und formt seitdem das neue Groß-Ostasien. Und während dieses die Seegewalt von den Aläuten bis nach Australien und Madagaskar gewann, vernichten deutsche U-Boote vom Karibischen Meer und von den Azoren bis vor Murmansk jeden Feind. So dehnt das junge Eurasien die Herrschaft über sein Vorfeld auf den Ozeanen. Rommel steht vor Ägyptens Tor, Rostow ist in deutscher Hand, täglich winken neue Ziele. Japan aber engt Tschunking ein, bedroht Indien, dieses Kernland des britischen Weltreiches von einst, unmittelbar von Osten und von Süden. Ganz in britischer Gewalt ist einzig noch Indiens Westglacis: Süd- und Ostafrika — von denen

wir hier absehen wollen —, dann Ägypten, Arabien, Palästina, Syrien, Irak und Iran. Sie bilden mit der im Niemandsland zwischen den neuen europäisch-britischen Fronten liegenden Türkei die Landbrücke von Afrika und Europa nach Indien. Auf diesen Raum, der an Fläche nur um etwa ein Viertel hinter Europa zurücksteht, scheint nun alle Bewegung sich zusammenzuziehen.

Aber viele fragen: Was geht dieser Raum uns Europäer an? Die Zeit ist doch vorbei, wo er allein — für die altrömische Mittelmeerwelt — „Orient“, Land des Sonnenaufgangs, hieß und tatsächlich war? Auch der Traum der Romantiker vom gottnahen Leben seiner Bewohner, von der Stätte uralter Weisheit und Dichtung, von der Welt geheimnisvoller Schätze ist verflogen, und selbst die Märchen von 1001 Nächten locken oft nicht einmal unsere Jugend mehr. Aber Goethes „Westöstlicher Divan“?

Trotz aller Farbigkeit scheinen die Länder uns fremd, trotz aller gesunden Kraft und reichen Begabung die Menschen in ihnen die Gegenbilder des ewig vorwärtsdrängenden und schöpferisch gestaltenden Europäertums zu sein. Sind sie denn nicht, Jahrhunderte in Zeitlosigkeit versunken, viel zu spät und nicht unsanft aus ihr erweckt worden? Ersehnen sie nun nicht aus dem Wissen um ihre uralte Geschichte, die erst Europa ihnen wieder erschloß, neues zukunfts-trächtiges Leben in voller Freiheit und nach eigenen Normen? Niemand kann die Gegensätze leugnen, den tausendjährigen Kampf zwischen „Orient“ und „Okzident“ aus der Geschichte tilgen: Wie vor Urzeiten die Naturgewalten, so riß gerade dieser Kampf oft die Kluft abgrundtief zwischen beiden auf. Aber wie die Natur, so wies das Leben beiden immer auch den Weg zu gegenseitiger Durchdringung, zur Selbsterkenntnis und damit zur Steigerung der Kräfte beider. Und in den Spannungen zwischen Bild und Gegenbild offenbaren sich Wesen und Schicksal der Menschheitsgruppen Europas und der Landbrücke in unerhörter Fülle und Gewalt, offenbaren sich auch die Aufgaben, die dem neuen Europa am erwachenden, wiederaufstehenden „Orient“ sich bieten.

Jahrmillionen lang waren die drei Kontinente eine geschlossene Masse. Erst in späten Zeiten der Erdgeschichte, nach der Auffaltung der Gebirgsketten, die gleich einer gewaltigen Doppelvolute von Nordwestafrika und Spanien aus durch Eurasien breit hinschwingen, brach das Mittelmeer ein, zerriß die Einheit, überflutete den Nordostrand der weiten afrikanischen Schollentafel, füllten sich die Gräben des Roten Meeres und Persischen Golfs, versanken weite Gebiete dieser Tafel im Indischen Ozean, aus dem nur die Trümmer in den beiden Indien, den zahlreichen Inseln und in Australien aufragten: das Mittelstück der Schollentafel und der Faltenketten bildet die Landbrücke zwischen den Kontinenten. Was Naturgewalten so zerfetzten — warum sollen es die organisierten Kräfte der Völker, der Maschinen, jenen Gewalten nicht wieder abringen, das Mittelmeer, das im wachsenden Verkehr schon lange ein Binnensee geworden war, eindämmen, und so Land zurückgewinnen, da schon der Indische Ozean im Begriff ist, ein Binnensee zu werden?

Zu beiden Meeren hin ist die Landbrücke offen. Auf ihr sind die großen Diagonalen, seit uralters die Verbindungswege nach allen Fernen, das Werk der Naturgewalten. Aber auch alle Lebensmöglichkeiten überhaupt sind in unerhörter Weise vom Ergebnis der titanischen Kämpfe der Erdmächte abhängig, von der Natur vorbestimmt. Von der Sahara beginnend, die großen Faltenketten kreuzend, dehnt sich — fast wie ein Gegenbild zu diesen — bis zur Gobi hin über den subtropischen und gemäßigten Bereich des nordafrikanisch-asiatischen Massivs ein von Wüsten unterbrochener Step-pengürtel, einst Vegetationsgebiet, erst in jungen Zeiten der Erdgeschichte ausgetrocknet — auch er harrt der völligen Erschließung durch Menschenkraft und Organisation völkisch-menschheitlicher Arbeit mitsamt seinen Grundwassern und seinen Erdschätzen. Diese Zone wird

nur in der Mitte von den Monsunregen des Südens angegriffen, in sie brechen zu Zeiten selbst aus dem fernen Nordwesten des Planeten schwere Wetter ein, sie bilden im kosmischen Bereich förmlich den Zug der Menschen vor. Bäche, kleine Flüsse versiegen mitten in der Zone, nur die größten von ihnen tragen gewaltige Wassermassen der Hochgebirge, der Binnengebirge und Talränder weithin zum Meer. An solchen Stromufern entstehen dann Riesenoasen, gedeiht Kultur. Denn nur wo Wasser ist, webt auch Leben in Dauer. Der ewige Dreiklang Wüste, Steppe, Oase herrscht daher in weiten Teilen der Landbrücke. Er bestimmt das Tun und Gebaren der Menschen, die aus allen Richtungen, oft von sehr fernen Räumen in diese Länder einsickern, einströmen, in ihnen verschmolzen, wie mit Urgewalt umgeprägt werden.

So kommt es, daß schmalgesichtige, oft hochragende Menschen mit kühn geschwungenen Nasen und verhängten Augen als ostmittelländische Sondergruppe, als die „orientalische“ Rasse, weithin zu herrschen scheinen, neben ihnen aber an den Nordrändern der Brücke andere mit fliehender Stirn, fleischigen, gebogenen Nasen, mittelgroßen Körpern, ganz anderem Wesen, die „Vorderasiaten“, durch Jahrtausende sich rein erhielten; daß nordische Typen neben mongolischen und innerafrikanischen begegnen, und viele Spielarten und Übergänge die Buntheit der Mischungen, das Ineinander der Kräfte verraten. Und doch formt jede Landschaft wieder ihren eigenen Typus, so daß der Iraker vom Ägypter, der Syrer vom Iraner erkennbar sich abhebt. Und sicher ist auch dies, daß, so bunt das Gesamtbild sich darbietet, alle zusammen in Farben und Formen vom reinen Europäer sich wesentlich unterscheiden. So ist es seit Jahrtausenden, und doch soll nicht vergessen werden, daß in diesem seit der Altsteinzeit gründlich verwandelten, seit jüngeren Zeiten wohl immer noch in Bewegung begriffenen, aber im Äußeren konstanten Raum Menschentum in seiner frühen Form vom fernen Nordwesten her sich festsetzte, auch immer wieder von dorthier Nachzug erhielt. Aber die Gewalt der Natur formt jeden.

Anders ist der Karawanenführer, der kühn die Schrecken der Wüste zu bewältigen wagt; anders der ruhelos wandernde Steppennomade, der in geschichtsarmem Hirtendasein sein Leben verbringt, freilich zuweilen zu Massen sich sammelt und wie ein gewaltiger Strom jäh ausbricht, um riesige Länder zu erobern. Anders der Oasenbauer, der in schwerem Ringen die Kraft des Bodens in wuchernde Fruchtbarkeit verwandelt, indem er in Gemeinschaftsarbeit das vorhandene Wasser weithin verteilt, sorglich verwaltet, da seine Existenz bedroht ist, wenn die Kanalsysteme verfallen. Und doch liegt über dem Tun aller eine ungeheure Stetigkeit und Gebundenheit. Der Gang der Jahreszeiten regelt ihr Tun. Eine ewige Ordnung stellt jeden an seinen Platz und bringt sein Leben in Einklang mit der sichtbaren Welt. Glied im Getriebe des Kosmos, das über dem engen Lebensgrund der Oase wie über der weiten Steppe greifbar bis an den Himmel nach immer gleichen Gesetzen sich vollzieht, ist er ein Sandkorn im All, an dieses gebunden, und Demut ist seine rechte Gesinnung gegenüber solchem „Schicksal“. Verharren, Zustand, statische Kräfte sind die Hauptzüge im Wesen der Oasenbewohner, liegen selbst auf dem Seelengrund aller fluktuierenden Kräfte der Nomaden: sie stehen in schroffem Gegensatz zu den dynamischen Anschauungen und Kräften des europäischen Nordens. Den Kräften des Verharrens entstammen das Bewußtsein vom Zusammenhang mit dem Raum, mit allen vergangenen Geschlechtern, die Hingabe an die unsichtbaren Mächte, die in das menschliche Tun wirken, der gewaltige Konservatismus, der den Fortschritt, den Entwicklungsgedanken ganz entbehren kann, sich gegen Formen, die uns längst veraltet erscheinen, kaum auflehnt, Uraltetes und „Modernstes“ nebeneinander als fast notwendige Naturerscheinung erträgt, fast verlangt. Denn das All ist ihm Gefüge tragender und lastender Kräfte, die ewig richtig ineinandergreifen müssen; die sichtbare Welt ist

unlösbar dieser Ordnung unterworfen, die vollendete Harmonie ist und ungestört als solche erhalten werden muß, doch die strenge gegenseitige Selbstbindung erhalten wird. Darum ist religio, Religion, die Grundlage und Herrscherin über das Leben, das sie von früh bis spät in dem Lebensprozeß der einzelnen, der Völker, der Gesamtheit völlig durchdringt und erfüllt. Darum ist die Landbrücke auch der Mutterboden der großen Religionen geworden, die als Weltreligionen von ihm ausstrahlen, überall anders erlebt, in tausend neuen Gestalten die Menschengeister erregt, beglückt oder verwirrt haben. Darum steht aber auch die rationalistischste Philosophie wie das Schauen des schwärmerischen Mystikers, die soziale Tat des Staatsmanns wie das wirtschaftliche Gebaren des Kleinsten in dem Bann dieser Religion, mag diese polytheistischen Formen gelten oder das monotheistische Prinzip zur reinsten Darstellung bringen. Religion erregt die Ausbrüche des Fanatismus der Massen, begründet das Gleichgewicht und die würdevolle Ruhe des einzelnen. Dieses religiös bestimmte Weltbild, dessen Grundstimmungen und -anschauungen die Jahrtausende überdauern, ist die Spiegelung der urmächtlichen Herrschaft jener uns fremdartigen Natur über das Leben alles Geschaffenen im wachen Geist und im dunklen Fühlen und Wesen dieser Völker.

Diese Weltanschauung und statischen Kräfte bestimmen auch die Lebensform der Gemeinschaft. Anders ist gewiß die stämmische Ordnung der Nomaden als die Dorfgemeinschaft der Oasenbauern. Jene Viehzüchtergruppen mit ihren oft riesigen Herden, ihrer extensiven Wirtschaft, die das Blutsprinzip und Sippenbewußtsein züchten, den Stolz auf edle Abstammung und Reichtum an Herden, Kriegergeist, Mut und Herrsinn pflegen, — beherrschen, dem Wettbewerb der auf engem Grund Lebenden entrückt, ihre Weidegründe, fügen sich zum Stamm und Stammbund, folgen Starken, die aus der Kraft der Götter sie führen, sind zum Aggregat gefügt, in dem trotz allem die partikularen Kräfte nicht vergehen, lösen sich auch, wenn die Kraft des Starken versagt oder ein anderer sie ruft. Auch bei ihnen herrscht die theokratische Organisation, und das Gefüge kann fein werden, elastisch sein, es bleibt doch den Gesetzen dieser Welt unterworfen. Die dörfliche Organisation der Oasenleute aber ruht auf dem festen Grund, einem überschaubaren Bezirk, aus dem wegzuziehen der Entwurzelung gleichkommt. Die Dorfgemeinschaften können in verschiedensten Formen zusammengefaßt sein, sie wirken zu gemeinschaftlichen Zielen, aus gleicher Haltung gegenüber dem anderen und den Ahnen wie allen unsichtbaren Mächten, den Göttern. Das Dorf ist die Zelle des Staates auf festem Boden. Denn „Staat“ ist Organisation des Lebenszustands, des „status“. Der Oasenstaat ruht auf diesem Grund. Das Volk trägt ihn. Es schafft im Frondienst und leistet oft im Übermaß. Es empfängt wohl auch Ruhe, Frieden, Göttersegen, „Glück“ und Gedeihen. Aber es hat an nichts teil, wird oft hart geschunden von denen, die zu seinem Wohl eingesetzt sind, den Beamten, deren Zahl groß, deren Pflichtenkreis streng geregelt ist wie der der Priester und der Offiziere. Denn diese drei Gruppen sind die Bürgen der Ordnung, des status, den der Wille des Herrschers geschaffen hat und erhält. Er ist die Spitze der Pyramide. Seine Kräfte, die er von den Göttern empfängt, strömen durch seine Beauftragten in das Volk und alles Leben, wie er aus aller Arbeit des Volkes empfängt, was ihm nützt oder gefällt. Seit alten Zeiten ist Monarchie die Lebensform, die alle bindet. Weil der Herrscher göttliche Kräfte besitzt, ist er herausgehoben über die Menschen, von ihnen gelöst, absoluter Herr und Eigner des Landes, des Reiches, mag dieses eine Oase oder eine „Welt“ umspannen. Darum ist er der „Große Mensch“, der Koloß zwischen den Zwergen, und der gute Herr ist gerecht, fromm, demütig wie seine Untertanen und Knechte, mild, Schutz aller Schwachen, aber ein fürchtbar treffender Feind. Sein Wille und Wort sind heilig und Gesetz, seine Macht ist Allmacht. Seine Allgegenwart erfaßt alle Lebensbezirke. Denn er ist in Wahr-

heit der Lebensgestalter. Entartet er aber, handelt er willkürlich, ungerecht, „tyrannisch“, dann ist der Beweis erbracht, daß seine Tugend versagt, die Götter sich ihm entziehen. Und die Zeichen mehren sich, daß die Weltordnung gestört ist. Die Kanäle zerfallen, die Wüste rückt vor. Wirrnis herrscht, eine Unheilszeit, in der das Volk leidet. Widerstandsrecht gilt. Beamte, Priester, Heerführer oder das Volk beseitigen dann den „Schuld“beladenen. Und oft tritt dann aus dem Dunkel, gerufen von Gott, ein Unbekannter, der die Ordnung herstellt, die Menschen zu neuem Glück führt, das Reich erneuert. Die schauende Phantasie der Menschen webt seit alten Tagen eine Fülle von Wundererzählungen und Mythen um die Geburt dieser Heilbringer, ihre Jugend und ihr heldisches Mannestum, selbst um ihren Tod, den Heimgang zu den Göttern, die ihn einst sandten. Denn alles, was solche Starken tun, bleibt den Menschen geheimnisvoll und mit dem Göttlichen verbunden. Auch diese mythischen Bilder vom Herrschertum sind von der Landbrücke, wo sie entstanden, hinausgewandert in alle Welt.

Im Bereich dieses ältesten „Staats“ auf dem Oasengrund Mesopotamiens ist dann auch aus der Vermählung der verharrenden und bewegten Kräfte der Bauern und der Nomaden die Stadt entstanden. Kleine Ackerstädte am Anfang aus regellosen Haufen von Hütten aus Schilf und Lehm um einen Gottestempel und das „große Haus“ (Pharao) des Herrschers, beide aus Stein. Aus ihnen sind allmählich die Riesenstädte mit ihren Riesentempeln und -palästen hervorgewachsen. Und die Bewohner entwickelten in ihnen ihre Kraft zu vielgestaltigem Tun, zu mannigfachem Gewerbe, Handel und Verkehr, sie verbanden sich in der sozialen Organisation und religiös-geistigen Einheit. In der Stadt wurde der Sinn für Planung und Ordnung, wurden die technischen Fortschritte, die Schriftlichkeit des Verkehrs, die Plastik und die Baukunst, die Formen der Literatur schon früh als rationale Errungenschaften gezüchtet. Und diese Stadtkultur trat den Siegeszug durch die ganze Welt an: Nach Indien und Ostasien, durch die Länder des Mittelmeers und Europa. Auch sie wurde vielen Verwandlungen unterworfen, aber das Grundprinzip blieb überall erhalten. Der Bereich dörflicher Bauernkultur wurde von ihr überall eingeengt, der Kampf mit ihr dauert ewig.

Im Raum der Landbrücke entstanden auch die ersten rationalen Formen des Krieges, der Herrschaft über Besiegte, die Reiche, in denen Einzelherrschaften und Partikularismen untergingen, große Landschaften, weite Teile der Brücke zu Großreichen oder all ihre Räume zum „Weltreich“ vereinigt wurden. Je weiter der Horizont sich dehnte, um so stärker wuchs die Gestalt des Herrschers empor. Auch als „Weltherrscher“ war er der Herr des Ganzen, sein Gott über ihm der Herr des Kosmos. Staat, Reich oder Weltreich waren immer eine „Welt“, an deren Rändern der Himmel auf den vier Stützen ruhte. Nur der Horizont also weitete sich, das Bild blieb dasselbe. Im Innern war Kultur, was draußen war, lebte in Finsternis, Wildnis, Barbarei. So bejaht diese Welt allezeit ihre Grundhaltung.

Schon im dritten Jahrtausend v. Ztw. entstand das erste Großreich in Mesopotamien, das über die Oasen des unteren Flußlandes hinausgriff. Im zweiten dehnt das Ägyptische „Weltreich“ sich nach allen Seiten aus bis zum Euphrat und nach Innerafrika, nach Osten und nach Westen. Es besteht 400 Jahre, ermattet, schrumpft ein und vergeht. Ein drittes steigt auf um die Stadt Assur am Tigris, nimmt den Raum der Landbrücke weithin ein und zerfällt schließlich unter dem Ansturm von allen Fronten. Jäh bricht mit ungeheurer Gewalt das arische Element von Iran her auf, arische Herren schaffen das erste Weltreich, das die ganze Landbrücke verbindet. Nach über 200 Jahren ver-

sinkt es unter den gewaltigen Schlägen des Makedonen Alexander, der die Balkanhalbinsel mit diesem Perserreich vereinigt, herangereiftem europäischem Schöpfergeist und Kraftwillen nun die Bahn freigibt zur Durchdringung der fremden Welt, um orientalisches Leben der von ihm gewollten höheren Einheit entgegenzuführen. Wohl zerfällt sein Reich, ewig kehrt der Partikularismus wieder, aber für lange Zeit ist die Synthese der Kräfte zur höheren Einheit geworden. Rom gewinnt Teile der Landbrücke, seine Größten scheitern am Ganzen, auch am Widerstand des fremden Geistes und Lebensgebarens. Rom stirbt gerade an der Herrschaft über beide Welten, ihrer Vereinigung in seiner Lebensform. Der Dualismus Osten-Westen dauert durch anderthalb Jahrtausende; erst recht, als der Islam aufricht, sich die Welt zu gewinnen, dann erneut, als die Türken von der Landbrücke aus gegen das Herz Europas und über das Mittelmeer hin wie nach Norden und Osten angreifen und siegen. Freilich ist der Rückgang ihrer Macht, der Einschrumpungsprozeß dieses türkischen Reichs zugleich die Gegenbewegung Europas gegen den Orient.

Diese begann mit den Fahrten der Kreuzritter, den Unternehmungen der deutschen Kaiser, der französischen Könige, der italienischen Städte. Sie wuchs in den Zeiten der gewaltigen Expansion europäischer Kraft über alle Räume der neuentdeckten Welt. Spanische Könige, holländische Unternehmer, die Franzosen, Engländer und Russen traten auf. Sie wuchs gewaltig seit dem Napoleonischen Zug nach Ägypten, der den Schleier vom zeitlosen Leben dieser Welt riß. Napoleon träumte von Indien und der Weltherrschaft; aber sein Glück wandte sich bei Akkon, er wurde auf Europa zurückgeworfen, um daran zugrunde zu gehen. Ihn abzuwehren bot der Brite alle Kraft auf. Er gewann schon zuvor das Kapland, 1800 Malta. Vier Generationen lang baute er am Westglacis von Indien, das in diesem gegenwärtigen Krieg vollendet ist. Ihn kümmerte keinen Augenblick, ob die Völker in ihm frei waren oder unter der Knechtschaft stöhnten. Er versprach wohl Freiheit, aber übte Gewalt. Die Unterworfenen antworteten mit Gegendruck. Emporgerissen aus ihrem bleiernen Schlaf, haben sie in und an Europa gelernt. Ohnmächtig sich selbst zu helfen, erhoffen, ersehnen sie den Tag, an dem Britanniens Willkür endet, seine Herrschaft zerbrochen wird.

Wie die Regenmassen aus dem Nordwesten, die Zugvögel über die Landbrücke in die warmen Länder, wie die Menschen der alten Zeit, die „Indogermanen“ des zweiten, die Thraker, Griechen, Kelten, Römer des ersten Jahrtausends v. Ztw. kamen, so sind auch später noch oft genug europäische Scharen zu kriegerischem oder friedlichem Tun im weiten Raum der Landbrücke erschienen. Über sie führt der eine Weg in die Weiten der Welt. Werden sie jetzt wiederkehren, um die Briten zu verjagen?

Die Landbrücke ist Vorfeld Europas noch viel mehr als der Ozean im Westen und so stark wie Afrika. Die Völker auf ihr sind uralt und jung zugleich: Sie haben ein Recht auf Freiheit und auf neues Leben, das im Austausch mit dem neuen Europa zugleich seine Eigenart bewahrt, alle Kräfte und Möglichkeiten entfaltet und an Europa wachsend einer höheren Synthese entgeht.

Wird aber erst der Traum der Kühnen verwirklicht, das Mittelmeer stärker als je Binnensee werden, dann wird, was die Naturgewalten einst zerstörten, aufgehoben sein. Im Triumph über die Elemente wird der tausendjährige Kampf zwischen Orient und Okzident begraben und die Einheit Europas und dieses „Orients“ aus den Raumgegebenheiten aller Welt sichtbar, die höhere Synthese ihres Lebens die stärkste Forderung an alle sein.

Außenpolitische Notizen

Der Orient zwischen britischem Imperialismus und deutscher Freundschaft

Der Orient, der sich von Britisch-Indien im Osten nach Ägypten im Westen erstreckende Länderstreifen, einst das Gebiet mächtiger Weltreiche und dem Abendlande in kultureller und wirtschaftlicher Hinsicht weit voraus, verfiel nach seiner Blütezeit in einen jahrhundertlangen Schlummer, der durch Untätigkeit, Verarmung, politische Ohnmacht und staatlichen Zerfall gekennzeichnet war. Schuld daran waren verweichlichte Herrscher, die Verlagerung des asiatisch-europäischen Handelsverkehrs, die nach Auffindung des Seeweges nach Ostindien die früheren Karawanenwege von Zentralasien nach dem Mittelmeer veröden ließ, und schließlich die Zerstörungswut mongolischer Heere. So kam es, daß die orientalischen Länder eine leichte Beute der beiden imperialistischen Großmächte England und Rußland wurden, die, von Süden und Norden vordringend, nach und nach immer weitere Teile dieses Länderstreifens unter ihre Herrschaft brachten.

Einzelne der Gebiete, wie Belutschistan und Aden, annektierte England einfach, für andere, wie die arabischen Fürstentümer am Persischen Golf, wählte es die Form der Protektorate. Afghanistan suchte es zweimal vergeblich zu erobern; es mußte sich schließlich mit der außenpolitischen Kontrolle des Landes begnügen. Die nominell unabhängig gebliebenen Staaten Iran und Türkei hohlte es von innen aus, indem es sie finanziell von sich abhängig machte und jeden Versuch einer Stärkung durch innere Reformen hintertrieb, und indem es das staatliche Gefüge durch Unterstützung der Minderheiten und aller zentrifugalen Kräfte auflockerte. Schon früh richtete es seine begehrliehen Blicke auf die arabischen Teile des Türkischen Reichs und suchte sie durch geschickte Zersetzungsarbeit für eine spätere Okkupation reif zu machen.

Rußland drang in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts bis an die Grenzen Afghanistans vor und bekundete lebhaftes Interesse an den Meerengen und an einem Zugang zum Persischen Golf.

Die Erweiterung und Konsolidierung seiner Machtstellung im Orient bewirkte England vorwiegend mit Kräften, die die orientalischen Länder ihm selbst lieferten.

So führte es seine Eroberungskriege in Indien und in den benachbarten Ländern in der Hauptsache mit indischen Soldaten, und auch die finanziellen Mittel für die Durchführung dieser Politik mußte ihm das reiche Indien stellen. Nur eine Waffe für diesen langsamen Eroberungskampf lieferte England selbst. Das war die vierte Waffe des Britischen Weltreichs neben seiner Flotte, seiner Armee und seiner Luftwaffe, nämlich der Britische Geheimdienst und seine Agenten. In dieser Organisation besaß England eine Armee hervorragender Kenner der orientalischen Länder und ihrer Sprachen. Es waren ausgesuchte Männer, die unter Anwendung aller nach Lage des Falles geeignet erscheinenden Mittel, bis zum politischen Mord, die Macht des Britischen Reiches in den orientalischen Ländern begründeten, erweiterten und erhielten. Die Agenten des Britischen Geheimdienstes zersetzten die von ihnen bearbeiteten Völker, unterstützten die Minderheiten gegen die Zentralregierungen, entfachten Aufstände, gewannen einflußreiche Persönlichkeiten durch hohe Bestechungsgelder und brachten Leute, die sich ihrer Tätigkeit hindernd in den Weg stellten, ums Leben. Sie lasteten wie ein Alpdruck auf den orientalischen Völkern und bestärkten deren Sehnsucht nach wirklicher Freiheit und Unabhängigkeit).

Die britische Propaganda unterstützte geschickt die britische Politik im Orient. Den Völkern, nach denen England seine Netze auswarf, wurde klargemacht, daß das Britische Weltreich das mächtigste und reichste und daß es, hauptsächlich vermöge seiner Flotte, unüberwindlich sei. Wenn die orientalischen Völker ihre Mitarbeit an der Durchführung der britischen Pläne von der Gewährung gewisser politischer Zusagen abhängig machten, war England in der Erteilung solcher Zusagen sehr großzügig. Es rechnete damit, daß es die Völker später mit neuen Versprechungen werde vertrösten können. So ist es erklärlich, daß es England gelang, in den orientalischen Ländern führende Männer einzufangen, die, indem sie die britischen Gelder annahmen und für England arbeiteten, zugleich den Interessen ihres eigenen

^{*)} Vgl. H. L. Wegener „Der britische Geheimdienst im Orient“, Junker & Dünhaupt Verlag, Berlin 1942.

Landes zu dienen glaubten, dessen Zukunft ja nicht besser als im Schatten Englands gesichert zu sein schien.

Im ersten Weltkriege war England besonders freigiebig mit Versprechungen an die orientalischen Völker. Es versprach den Indern die Selbstverwaltung, den Arabern ein unabhängiges Großarabisches Reich, den ostanatolischen Minderheiten — Armeniern, Kurden und Assyrern — die staatliche Selbständigkeit und den Juden eine nationale Heimstätte in Palästina, und erreichte dadurch, daß alle diese Völker ihm bereitwillig halfen, den Krieg zu gewinnen.

Das Ende des ersten Weltkriegs brachte England in der Verwirklichung seiner orientalischen Pläne ein großes Stück vorwärts. Seine Herrschaft in Indien war fest verankert, Afghanistan unterstand seiner außenpolitischen Kontrolle, Iran hatte einen Vertrag unterzeichnen müssen, der ein protektoratsähnliches Abhängigkeitsverhältnis von England begründete, und die Türkei wurde durch den Vertrag von Sévres auf ein kleines Gebiet in Anatolien beschränkt. Von den arabischen Gebieten der Türkei ließ England sich den Irak, Palästina und Transjordanien als Völkerbundsmandate übertragen, Agypten hatte es zum britischen Protektorat erklärt. Zu seinem Bedauern hatte es nicht verhindern können, daß Frankreich sich in Syrien und im Libanon als Mandatsmacht festsetzte. Die so im Gegensatz zu den früheren Versprechungen aufgeteilten arabischen Länder wurden nicht gefragt, sie waren nur Objekte der britisch-französischen Politik. England hatte damals großes Glück durch den Ausfall seines hundertjährigen Konkurrenten im Orient, Rußlands, das ihm bei der Sicherung seines indischen Besitzes manche Sorgen bereitet hatte, jetzt aber durch Niederlage und Revolution ausgeschaltet war.

Nun trat aber etwas ein, womit die siegestrunkenen Briten am wenigsten gerechnet hatten. Die Orientalen, auf die England geglaubt hatte, keine Rücksicht nehmen zu brauchen, rührten sich. Sie hatten erkannt, daß England und Frankreich, die in vier Kriegsjahren die Deutschen nicht hatten auf deutschen Boden zurückdrängen können, selbst am Rande ihrer Kräfte waren. Sie beschloßen daher, die durch das Darniederliegen des russischen Kolosses vermehrte Chance für sich auszunützen.

Den Anfang machte A m a n u l l a h, der nach kurzem Kampfe von den Engländern die Anerkennung der außenpolitischen

Selbständigkeit seines Landes erzwang. Ihm folgte Re z a C h a n, der den Protektoratsvertrag ablehnen ließ und die Engländer zum Verlassen des Iran nötigte. Dann kam M u s t a f a K e m a l P a s c h a, der den Vertrag von Sévres zurückwies, die ihm von den Engländern ins Land geschickten Griechen wieder hinauswarf und im Vertrag von Lausanne die Anerkennung der Unabhängigkeit der Türkei erwirkte. In diesen drei Ländern fanden sich also Führer, die die Gunst der Lage erfaßten und entschlossen ausnützten.

Auch das arabische Volk war nicht gewillt, sich mit seinem Schicksal widerspruchslos abzufinden. Es hatte im Kriege, vertrauend auf die erhaltenen Versprechungen, England Waffenhilfe gegen die Türkei geleistet und fühlte sich durch die Aufteilung in Protektorate und Mandate und durch die Auslieferung Palästinas an die Juden betrogen. Den Arabern fehlte aber noch die einheitliche Ausrichtung auf ein gemeinsames Ziel; denn ihre maßgebenden Führer, die zusammen mit den Engländern gekämpft hatten, konnten sich noch nicht entschließen, den bisherigen Verbündeten den Rücken zu kehren. Es kam zwar in jedem der arabischen Ländern zu Aufständen gegen die englischen Unterdrücker; aber diese Aufstände blieben lokaler Art und wurden von den Engländern, wenn auch unter großen Schwierigkeiten, einzeln niedergeschlagen. Nur in der arabischen Halbinsel gelang es dem tatkräftigen und klugen I b n S a u d, ein unabhängiges Reich zu begründen, und auch seinem südlichen Nachbarn, dem I m a m J a h j a, gelang es, sich als unabhängiger Herrscher zu behaupten. Die übrigen arabischen Länder blieben unter englischer oder französischer Herrschaft oder Kontrolle, auch wenn sie dem Namen nach unabhängig wurden.

Es folgten nun für die arabischen Länder zwanzig Jahre englischer Unterdrückung und Ausbeutung und zugleich englischer Bemühungen, diese Länder für eine aktive Mitarbeit an der Verwirklichung der britischen Politik im Orient zu gewinnen. Dieser Versuch mußte fehlschlagen; denn zwischen England und den Arabern standen als unüberbrückbare Kluft die von England gebrochenen Versprechen und die englische Judenpolitik in Palästina. Dort hatten die Araber die Juden seit 1800 Jahren als verachtete Minderheit geduldet; daß diese Minderheit aber nunmehr den Anspruch erhob, das Land selbst zu beherrschen, war für die Araber unerträglich. Eng-

land suchte den arabischen Widerstand in Palästina mit grausamer Gewalt zu brechen, aber ohne Erfolg. Die Leiden der palästinensischen Araber schufen in der ganzen arabischen Welt ein bis dahin nicht gekanntes Gemeinschaftsgefühl. Aus der Abwehr gegen die englisch-jüdische Bedrohung erwuchsen dem arabischen Volk wirkliche Führer, so in Palästina der Großmufti Amin el-Husseini, in Syrien Männer wie Schükri el-Kuwatli, Haschim el-Atasi und Emir Adil Arslan und im Irak Jassin el-Haschimi, Raschid Ali el-Gailani und andere.

Auch in Indien wurde die Mahnung an England zur Einlösung des Weltkriegsversprechens und der Ruf nach staatlicher Selbständigkeit immer lauter. Mahatma Gandhi suchte dieses Ziel mit den Mitteln der passiven Resistenz zu erreichen, Jawaharlal Nehru liebäugelte mit russischer Hilfe, und Subhas Chandra Bose rief das indische Volk zur Bereitschaft zu aktivem Widerstand auf.

Der neue Weltkrieg hat den orientalischen Völkern eine neue günstige Gelegenheit zur Erringung oder Befestigung ihrer Unabhängigkeit gebracht. Aus dem ersten Weltkrieg hatten sie guten Nutzen gezogen und teils die völlige Unabhängigkeit, teils eine wichtige Vorstufe dazu erlangt. Sie sind nunmehr darauf bedacht, auch diesen Krieg zur Besserung ihrer völkerrechtlichen Stellung auszunutzen. Ihre Lage hat sich aber dadurch verschlechtert, daß die beiden früheren Rivalen, England und Sowjetrußland, nunmehr zusammengehen, so daß die orientalischen Regierungen nicht mehr den einen gegen den anderen ausspielen können, sondern sich nach den Wünschen der zu einer Zweckgemeinschaft vereinigten früheren Konkurrenten richten oder gar ihre Befehle ausführen müssen. Zudem unterscheidet sich der gegenwärtige Krieg von dem früheren dadurch, daß damals die kriegerischen Ereignisse im Orient verhältnismäßig geringen Umfangs waren, während sich jetzt im Orient oder in seinen Randgebieten starke und mit allen modernen Kampfmitteln ausgerüstete Armeen gegenüberstehen.

Bei Kriegsausbruch waren zwar einzelne arabische Führer zur Zusammenarbeit mit England bereit, das Volk stand aber in seiner überwiegenden Mehrheit mit seinen Sympathien auf seiten der Achsenmächte. Und als England im Mai 1941 daran ging, den Irak vertragswidrig völlig zu besetzen, da trat ihm der Irak unter

Führung Raschid Ali el-Gailanis sogar mit den Waffen entgegen. Das war der sichtbarste Beweis für das Scheitern der englischen Politik in den arabischen Ländern. Der Berater Raschid Ali el-Gailanis aber war sein Freund und Gesinnungsgenosse, der Großmufti Amin el-Husseini, der im Oktober 1939 vor den englischen Häschern aus Syrien geflüchtet und nach Bagdad gekommen war und dort erfolgreich an der Einigung des arabischen Volkes gegen England arbeitete.

Die Erhebung des arabischen Volkes im Irak gegen England bewies aber zugleich, daß die Bemühungen der englandhörigen arabischen Führer, Nuri es-Said im Irak, Dr. Abdurrahman Schabandar in Syrien und Fakhri Naschaschibi in Palästina, das arabische Volk wie im ersten Weltkriege zum Zusammengehen mit England zu bewegen, ergebnislos geblieben waren. Die große Mehrheit des arabischen Volkes lehnte diese Männer als Volksverräter ab, wie vor allem an folgendem deutlich wurde: Dr. Schabandar wurde am 7. Juli 1940 in Damaskus und Fakhri Naschaschibi wurde am 9. November in Bagdad erschossen, und Nuri Said wagt kaum noch, sein Haus in Bagdad zu verlassen. Syrien wurde im Juni und Juli 1941 von den Engländern gewaltsam besetzt und anschließend, gemeinsam mit den Bolschewisten, Iran.

Auch in Ägypten sind die fortgesetzten englischen Bemühungen, die Regierung zum Eintritt in den Krieg zu bewegen, erfolglos geblieben. In Indien hat England versucht, sein Spiel des ersten Weltkriegs zu wiederholen und das Volk durch Nachkriegsversprechen zu aktiverer Teilnahme am Kriege zu bewegen; aber der Kongreß hat dem Abgesandten der Britischen Regierung, Cripps, eine glatte Absage erteilt. Die Türkei, Afghanistan und Ibn Saud warten weiter ab; aber auch sie werden freiwillig niemals in einen Krieg gegen die Achsenmächte eintreten.

Raschid Ali el-Gailani wandte sich, als er den Entschluß faßte, sich den britischen Eindringlingen mit der Waffe entgegenzustellen, mit der Bitte um Hilfe an die Achsenmächte, und als er und der Großmufti gezwungen waren, den Irak zu verlassen, suchten sie bei den Achsenmächten Zuflucht. Dadurch haben sie gezeigt, welches Vertrauen sie als die Führer des nach wahrer Unabhängigkeit strebenden arabischen Volkes den Achsenmächten entgegenbringen.

Warum hat das arabische Volk Vertrauen zu den Achsenmächten und ins-

besondere zu Deutschland? Deutschland hat niemals arabische oder mohammedanische Gebiete erobert oder besessen. Es hat aber den Mohammedanern und insbesondere den Arabern stets Freundschaft entgegengebracht. Die Araber haben ferner die gleichen Feinde wie Deutschland, nämlich die Engländer und die mit ihnen verbündeten Amerikaner, die Bolschewisten und die hinter allen Dreien stehenden Juden. Ihr Vertrauen zu den Achsenmächten ist gerechtfertigt worden durch die Sympathieerklärung der Achsenmächte mit dem Unabhängigkeitsstreben der Araber vom 4. Dezember 1940 und durch die deutsch-italienische Erklärung über die Unabhängigkeit Ägyptens vom 3. Juli 1942. Auf Grund dieser Erklärungen haben die Araber das berechnete Vertrauen, daß die Achsenmächte nur das Ziel verfolgen, sie frei und glücklich zu machen und ihnen zu ermöglichen, die Früchte ihrer Arbeit selbst zu genießen.

Hauptträger dieser Zuversicht des arabischen Volkes in seine Zukunft im Bunde mit den Achsenmächten ist die arabische Jugend, die an allen bisherigen Kämpfen gegen die Engländer teilgenommen hat. Sie ist davon überzeugt, daß die den arabischen Ländern von England bescherten Nachbildungen westlicher demokratischer Einrichtungen für sie ungeeignet sind, und daß nur ein von einem einheitlichen starken Willen geleitetes Volk sich in Zeiten höchster nationaler Gefahr behaupten kann. Die arabische Jugend erblickt in den Ländern der Achsenmächte und in ihren großen Führern ihre Vorbilder. Wie diese Länder, und vor allem Deutschland unter seinem Führer Adolf Hitler, sich durch eigene Kraft geeinigt und von fremder Bevormundung befreit haben, so wollen auch sie es tun. Die Eindrücke, die eine auf Anregung des damaligen Reichsjugendführers Baldur von Schirach zum Reichsparteitag 1937 nach Nürnberg entsandte Abordnung der irakischen Jugendorganisation „Futuwwah“ in Deutschland gewonnen hat, haben bei der ganzen arabischen Jugend weitergewirkt. Ähnlich ist die Einstellung der ägyptischen Jugend, die in der Organisation „Misr el-Fatat“ ihren Mittelpunkt und ihre Führung hat.

Die Siege Rommels in Ägypten und das Vordringen der deutschen und der mit ihnen verbündeten Truppen in Richtung auf den Kaukasus erwecken in allen na-

tional gesinnten Arabern und vor allem in der arabischen Jugend die Hoffnung, daß nun bald die Stunde kommen wird, wo sie dabei helfen können, die verhaßten Eindringlinge, die Engländer und Juden, aus ihrer Heimat zu vertreiben und dann im Bunde mit ihren Freunden eine schönere Zukunft aufzubauen. Diese Aufbauarbeit wird die Mitarbeit vieler hilfsbereiter Kräfte auch aus Großdeutschland erfordern. Der deutschen Jugend stellt sich damit eine dankbare Aufgabe. Oben wurde erwähnt, daß England seine politischen Erfolge in den orientalischen Ländern zu einem wesentlichen Teile seinen landes- und sprachkundigen Agenten verdankt. Wir wollen keine Agenten heranziehen, die in Zukunft orientalische Länder nach der Art der Agenten des britischen Geheimdienstes zersetzen und unterdrücken sollen; Deutschland braucht aber, um den orientalischen Ländern bei ihrem zukünftigen Aufbau seine freundschaftliche Mitarbeit leihen zu können, Leute, die die orientalische Mentalität verstehen und orientalische Sprachen sprechen. Die deutsche Jugend muß sich rechtzeitig auf diese große und dankbare Aufgabe vorbereiten.

Gespräch mit Indern über Indien

Über Indien zu reden, ist für uns Abendländer auch heute noch eine Verlockung ins Romantische, wengleich die Umrisse seiner Wirklichkeiten durch das gegenwärtige Geschehen deutlicher werden und uns überraschend näherrücken. Noch sehen wir in Indien eine fremde Welt voll eigenartigen Zaubers an Landschaft, Baudenkmalern und handwerklicher Kunst, an Volkstum und Brauch. Doch eher nur äußerlich fremdartig und einander lange nicht so wesensfremd, wie man meinen könnte, sind Deutsche und Inder — sind die nordischen und die tropischen Arier — in ihrem Menschentum.

Während den Inder eine starke religiöse Gebundenheit durch Jahrtausende sein Leben mehr nach innen kehren hieß, Erziehung und Gesellschaftsschichtung ihn in starre Formen zwangen, ist unsere Lebensgestaltung durch die Notwendigkeiten für den Einzelnen wie für die Volksgesamtheit: mit der härteren, minder ergiebigen Umwelt unserer Zone den Kampf zu führen — äußerlich mehr in Erscheinung getreten.

Es entstanden bei den nordischen Europäern Scharfsicht und Scharfsinn, die Gesetze der Natur nicht nur zu erkennen, sondern auch sie zu meistern und in menschliche Technik umzunutzen. Darum ist die Kluft nur eine scheinbare, die unsere praktisch-physikalische Überlegenheit von dem metaphysischen Übergewicht des Inders trennt: Denn so, wie bei uns in auserlesenen Köpfen — mit innerer Sendung und gehöriger Muße — geistvolle Mutmaßung tieforschend ins Unergründliche vordringt, so verdankt das Abendland Hochleistungen an technischen Entschleierungen dem indischen Geiste.

Und wer die Aufgeschlossenheit des jüngeren Inders sieht vor den ingeniosen Schöpfungen — besonders unserer germanischen Welt —, die Freude, das Entzücken, sein offenkundiges Gefühl des Beschenktwerdens durch die gebotene Schau und das Wissen um — von ihm als überwältigend große Menschenleistung empfundene — Wunderwerke, sei es in Chemie oder Mechanik, in Elektro- oder Wellentechnik; wer die aufnahmestürmige Begeisterung des Inders all diesem gegenüber, seinen Studieneifer, seine Kameradschaftlichkeit hier in Europa miterlebt, der weiß, daß in den Regionen des Geistes und Gemütslebens zwischen uns starke Gemeinsamkeiten und Bindungen bestehen, fundiert durch jene Ebenbürtigkeit im vor Fremden stolz verhaltenen Stauen und durch das Begreifen der Welt des anderen.

Dieses Erkennen und die Achtung gegenseitiger Größe der Völker in Geschichte, Haltung und innerer Verfassung, in den Spitzenleistungen Auserlesener, im Geistigen, im Heldischen, schlagen Brücken, schaffen die Grundlagen der Verständigung auch auf dem so wichtigen — wenn auch von der Träumerseele in uns weniger geliebten — Gebiete der Realpolitik.

Hier ist ein großer Brückenbauer — echter Inder von brahmanischer Herkunft, doch modern und dem deutschen Denken verwandt — Subhas Chandra Bose, mit dessen Persönlichkeit und Stellung zu den Indienproblemen und zu uns wir uns hier etwas näher beschäftigen wollen.

Um den Ausgangspunkt Boses zu erfassen, muß man sich klarmachen, daß unsere bisherige Urteilsbildung über Indien weitgehend von der englischen Propaganda geprägt war. Die indische Fähigkeit zur Selbstregierung in jeder Hinsicht ist an vielen Beispielen nachweisbar: so ist z. B. das von der Brahmanenführung vor Zeiten entwickelte Kastensystem in der Grundlage höchst sinnvoll:

Die Kasten einerseits und die Dorfgemeinde — gesehen als Großfamilie —

andererseits versahen hier die Aufgabe der ordnenden, gesetzgebenden und rechtsprechenden Staatsgewalt. Jede Kaste stellte in Indien einen theokratischen Miniaturstaat dar, mit eigener Gesetzgebung, polizeilicher Überwachung und Richtfunktion, mit kollektiver Selbsthilfe und Fürsorge für die Armen und Schwachen. Ihre Macht war ungleich größer als jede bisherige Staatsgewalt auf dieser Welt, denn ihre Gesetze entstammen der in der Tradition tiefst verankerten Religion, und ihr Arm reichte damit in der transzendenten Vorstellung über den Tod hinaus. So hat das Kastensystem alle politischen Gebilde Indiens überlebt, wenn es auch durch die Strömungen des Nationalismus, des Sozialismus und des Kommunismus infolge der wachsenden Industrialisierung und der steigenden Not in der Gegenwart stärksten Erschütterungen ausgesetzt ist.

Die Kastenordnung mit ihrer peinlichen Pflichtenenteilung und Sittenüberwachung hat Indien vor der Sklaverei, der Erschlafung und dem Zerfall in dem tropischen Klima bewahrt. Dieser primitive Zellensozialismus ermöglichte die moralische Selbsterziehung in enger Gemeinschaft, so daß Indien trotz Fehlens der modernen Sozialerkenntnisse der Lösung dieses wichtigsten aller Probleme innerlich vielleicht ebenso nahesteht wie das deutsche Volk.

Hier wird also altes, oft wunderbar zweckvolles und verinnerlichtes Traditionsgut den neuen Erfordernissen einer Zeitenwende angepaßt werden müssen. Die Heimat des Volkes wird aus der Kaste in den Staat verlegt.

Wenn nun auch das Festhalten an vielen Kastenregeln noch stärkster Brauch ist, so beginnen die Kastenunterschiede unaufhaltsam zu zerfließen, gilt es doch, den bisher rechtlosen und verletzten 60 Millionen Unberührbaren — den Parias — im werdenden sozialistischen Nationalstaate ein menschenwürdiges Dasein zu verschaffen. Wenn Gandhi die Unberührbaren „Gottesleute“ nennt, so fordert er damit ihren Anspruch auf Gleichberechtigung und zeigt, daß eine gesunde Neuordnung und die Beseitigung neuzeitlich untragbarer Zustände sich in Indien in voller Übereinstimmung mit den bestehenden traditionsgebundenen Religionen durchführen läßt, denn der Mahatma wird nicht zum Ketzler, und was er wünscht, werden alle gläubigen Inder annehmen können. Ein Anspruch Gandhis — für die werdende Menschenverbrüderung in Indien wohl der versprechendste, denkwürdige und sozial ge-

sehen der schönste — ist dieser, in dem er sagt: „Einem notleidenden Volke kann sich Gott nur in Gestalt von Lohn und Brot offenbaren.“

Und Bose verkündet den indischen „Brüdern und Schwestern“ in seinem letzten Aufrufe Gleichheit und Gerechtigkeit; Gleichheit zu verkünden ist für Indien gewiß Aufsehen erregend. Zu uns sagte er darnach, daß er damit im Sinne einer überwältigenden Mehrheit des indischen Volkes sprach.

Und dank der mündlichen Überlieferung und Unterweisung durch Priesterschaft und Sippe hat der Inder von heute — obwohl ihm die äußeren Schulungsmittel auf dem Lande fehlen — an den Urelementen seiner Geistigkeit und seiner jahrtausendealten Kultur nichts eingebüßt. Sehen wir von dieser außerhalb der Städte lebenden Hundertmillionenmasse ohne Volksschulunterricht ab und blicken wir auf die immerhin breite Schicht der Hochintellektuellen: hier warten schon hunderttausende, im Ausland — auch an deutschen Hochschulen — wohl ausgebildete junge Inder voll verhaltener Energie und fanatischer Vaterlandsliebe fast durchweg leidenschaftliche Anhänger Boses — auf ihren nationalen Einsatz. „Spüren Sie das heilige Feuer, das von Schrijd Bose ausgeht?“ fragten mich indische Studenten.

Subhas Chandra Bose ist der — trotz orientalischer Herkunft und mittleren Alters — noch unverbrauchte, in Erregung jugendlich wirkende prädestinierte Volksführer, beseelt von einer großen leidenschaftlichen Liebe zu seinem Volk und Land, dem er mit nahezu nordischem Aktivitätsdrang und unbegrenzter persönlicher Einsatzbereitschaft dient. Dabei ist er ein klarer Geist, ohne Illusion, wenn auch gewiß nicht ohne Phantasie. Als Mensch ist er sympathisch, warmfühlend und voll starker Wirkung — besonders auf die Jugend; im Grundzug heiter und voll Humor.

Gegenüber Fremden ist er verschlossen, undurchsichtig. Von Natur aus fast sanft, ist er bei Notwendigkeit hart, unerbittlich und radikal. Seine Kenntnis des Lebens ist weit und seine Einstellung positiv; gegen die menschlichen Schwächen ist er von Verständnis und Nachsicht. Im Verkehr mit seinen Landsleuten und mit Europäern ist er grundverschieden. Seine nahezu

chinesische Bescheidenheit in Gesellschaft von Europäern — die aber keineswegs Unterwürfigkeit ist — verschwindet im Verkehr mit Indern, wobei ihm auch hier jede Hochmutsgeste oder Dünkelhaftigkeit — der er besonders abgeneigt ist — fehlt. Er zeigt dann eine Haltung größter Entschiedenheit und einen Überzeugung strahlenden Willens.

Um die Persönlichkeit Boses und seine Bedeutung richtig zu verstehen, muß man sich seine Herkunft, seine persönlichen und politischen Verhältnisse vergegenwärtigen.

Er stammt aus einer materiell unabhängigen, angesehenen Aristokratenfamilie und ist Angehöriger der ersten bevorzugten Kaste. Seinen politischen Werdegang darf ich kurz zusammenfassen.

Bose wurde zusammen mit englischen Kindern in einer Missionsschule erzogen; seine Reifeausbildung erhielt er jedoch in einer indischen Schule. Nach Erlangung des akademischen Grades in Philosophie vervollständigte er seine Studien in England — Cambridge —. Eine gehobene Laufbahn im britischen Verwaltungsdienst in Indien stand ihm nun offen. Er verzichtete jedoch darauf und schloß sich begeistert dem berühmten Nationalistenführer Desbandhu C. R. Das an, unter dessen Einfluß er eine nationale Lehranstalt errichtete und leitete. Späterhin betätigte er sich immer intensiver und selbständiger in allen Fragen des kompromißlosen Freiheitskampfes und schreckte auch nicht davor zurück, sich in Gegensatz zu seinen früheren Lehrern und Vorbildern zu stellen. Sein Interesse galt insbesondere der Jugend und der notleidenden Masse. So war er Präsident der allindischen Jugendorganisation, der allindischen Studentenorganisation und des allindischen Arbeiterkongresses. Das von ihm in Bengalen aufgestellte Freiwilligenkorps war der Stolz ganz Indiens. Boses Person und sein Werk waren hierbei ständig der Bedrohung durch die englischen Gewalthaber ausgesetzt: elfmalige — insgesamt sechs Jahre umfassende — Gefangenschaft verursachte seine wiederholten Erkrankungen. Daraus erklärt sich auch seine Kompromißlosigkeit zum Unterschied von Gandhi, der die Gefängnishärten als Mittel zur Läuterung beinahe begrüßt und alle Vergewaltigungen willig über sich ergehen läßt.

Gandhi ist auf diesem Wege mit der Zeit sozusagen zum geistlichen Führer Indiens geworden, zum Bringer des heiligen Feuers, zum Rufer und Wegbereiter, während Bose

der unbestrittene heldisch kämpferische Befreier seines Volkes ist.

Ein weiterer Schritt auf seinem Weg war im Jahre 1930 seine Wahl zum Oberbürgermeister von Kalkutta, die für ihn, als erst 33jährigen, eine ganz besondere Auszeichnung bedeutet und deren Nachricht ihn wieder einmal im Gefängnis erreichte.

1933 — wieder verhaftet — erhielt er die Erlaubnis, sich zur Herstellung seiner Gesundheit nach Europa zu begeben. Sein erster Besuch in Europa brachte ihn nach Italien. In Genf gründete er ein Propagandakomitee aus Angehörigen aller Nationen, die für Indien Sympathie hatten, und begab sich dann nach Wien. Hier studierte er das mitteleuropäische Leben und faßte hierfür eine solche Vorliebe, daß er — entgegen seinen ursprünglichen Plänen — einige Jahre in Wien blieb. Insbesondere erfreute er sich an der eigenartigen Atmosphäre Wiens und der Lieblichkeit seiner Landschaft. Es war eine lehrreiche und daher für Bose glückliche Zeit, gerade in der Anfangsära des Nationalsozialismus in Europa anwesend zu sein — und da wieder gerade in Wien —, um so aus nächster Nähe, aber doch aus einem guten Abstand, Eindruck und eigenes Urteil gewinnen zu können. Vielleicht war die Distanz Wien — nahe genug am Reich und doch außerhalb seiner Auseinandersetzungen — für das langsame Kennenlernen, Erkennen und Erstarren der positiven Einstellung Boses wichtig und notwendig.

1936 entschloß sich Bose, von Wien nach Indien zurückzukehren, um, wie er sagte, zunächst ins Gefängnis zu wandern und in absehbarer Zeit die Präsidentschaft der Kongreßpartei zu übernehmen, was beides eintraf. Diese Präsidentschaft 1938 benutzte Bose, um mit allen Mitteln ein Kompromiß mit der englischen Regierung zu verhindern und die Befreiung seines Volkes vorzubereiten. (Er hat diesen Kampf übrigens auch selbst in seinem Buch „The Indian Struggle“ geschildert.)

Bose gründete damals zunächst das Nationale Planungskomitee, das das Programm des Neubaus des nationalen indischen Lebens in allen Einzelheiten auszuarbeiten hatte, und begann gleichzeitig den allindischen Feldzug, um das indische Volk auf einen Kampf vorzubereiten, der beginnen sollte, sobald es in Europa Krieg mit England gäbe. Mit dieser radikalen Aktivität stieß Bose auf seiten der bisherigen nationalen Führer, wie Gandhi und Nehru, auf entschiedenen Widerstand. Trotzdem wurde er für 1939 wieder gewählt. Als er jedoch die Forderung aufstellte, England ein sechsmonatiges Ultimatum für die Freigabe Indiens zu überreichen, wurde sein Beschluß von den Gandhi-Anhängern abgelehnt. Bose legte nun seine Präsidentschaft nieder und faßte die jungen radikalen und einsatzbereiten Elemente — Hindus, Mohamedaner, Kastenangehörige und Kastenlose — im „Forward Bloc“ fester zusammen, wodurch der Kongreß seither in diesen und in die Gruppe der Gandhisten gespalten war. Bei Kriegsausbruch vereinigte sich jedoch fast das gesamte nationale Indien unter seiner größeren politischen Klugheit und Tapferkeit zu einer einheitlichen Front gegen den gemeinsamen Feind. 1940 wurde Bose neuerdings in Gefangenschaft gesetzt.

Sein allgemeines Programm hat er, seit er in Deutschland ist, oft formuliert in Manifesten an die Inder der Heimat oder in der Zeitschrift „A z a d H i n d“ (Freies Indien); zur künftigen Gestaltung der außenpolitischen Beziehungen Indiens sagte er kürzlich im Sender:

„Wie der letzte Weltkrieg zur Auflösung überalterter Imperien geführt hat, so wird dieser Krieg mit der Zertrümmerung des britischen Weltreiches enden, des letzten Anachronismus der modernen Politik. Die Mächte des Dreierpaktes, die das zuwege bringen werden — Deutschland, Italien und Japan — sind deshalb unsere natürlichen Freunde und Verbündeten.“

Kleine Beiträge

Ernst Kühnel:

Von arabischer Kunst

Keine andere Religion hat so tief einschneidend auf die gesamte Lebensführung ihrer Anhänger eingewirkt wie der Islam. Er beansprucht den ganzen Menschen, er regelt über Dinge des Glaubens hinaus Fragen von Recht und Staat, von Handel und Wandel und greift so bestimmend ein

in das tägliche Dasein. Ursprünglich für die Araber geschaffen und mit ihrer Sprache und Schrift untrennbar verbunden, wurde er überraschend schnell zur Weltreligion und damit zu einer Geistesmacht, die alle Grenzen verwischte und ohne Rücksicht auf Rasse, Sprache und Brauchtum die stetig wachsende Masse seiner Anhänger in eine riesige, geschlossene Ge-

meinschaft zusammenzuschweißen suchte, viel gründlicher, als das Christentum es je versucht hat. Die Geschichte des Islam kann zum sicheren Prüfstein dienen, bis zu welchem Grade religiöse Zusammenhänge geeignet sind, über naturbedingte und artgebundene Gegensätze hinweg der kulturellen Entwicklung verschiedener Völker eine einheitliche Ausrichtung zu geben.

Drei Umstände waren es, die der Predigt Mohammeds den schnellen und endgültigen Sieg über die anderen herrschenden Bekenntnisse und damit ihre weite Verbreitung sicherten: die eindeutige, kompromißlose, gemeinverständliche Lehre von dem einzigen Gott, die Vereinfachung des Kultes, der fortan nur im Gebet bestand, ohne liturgischen Aufwand und ohne jede Symbolik, und schließlich die Niederlegung der göttlichen Offenbarung in einem über alle Zweifel erhabenen heiligen Buche. Die Annahme des Koran, der zum Zwecke der Reinhaltung nur in der Urfassung verkündet werden durfte, brachte die allgemeine Einführung der arabischen Schrift mit sich und zwang so alle Gläubigen zu enger Berührung mit Gedankenwelt und Sinnesart der Araber. Aus ihrer Mitte war der Prophet erstanden, sie hatten in harten Kämpfen für die neue Idee geblutet und sie unwiderstehlich zum Siege geführt über Wüsten, Berge und Meere, und sie fühlten sich berufen, ihr das endgültige Gepräge zu geben.

Es ist immer wieder behauptet worden, die zur Zeit ihres Machtantritts in primitivstem Nomadentum befangenen Araber wären von sich aus nie instande gewesen, eine Bewegung, die sie zuerst ergriffen hatte, zu der Bedeutung zu führen, wie sie der Islam erlangte; seine Errungenschaften seien vielmehr ganz den alten Kulturvölkern zu verdanken, die sich in der Folge zu ihm bekannten. In diesem Sinne erblickt man im Islam einen letzten Ausklang der antiken Welt, und in dem Bemühen, alles aufzudecken, was ihn mit dieser verbindet, übersieht man gern die Kluft, die ihn von ihr trennt, ebenso wie man das überschätzt, was er im Dogma von Juden und Christen übernahm, statt den Gegensatz zu betonen, in den er zu ihnen trat. Natürlich mußte der Islam, wie jede neue Weltanschauung, wenn sie Dauer haben will, seine historischen Vorstufen miterfassen, und die grundsätzliche Auffassung, daß die Wahrheit längst gefunden sei, daß alle Offenbarungen letzten Endes übereinstimmen und nur bei jeder Zeitenwende wechselnde Darlegungen fänden, führte zwangsläufig

nicht nur zur Duldung von Denken und Wissen des Altertums, sondern geradezu zur Beschäftigung mit ihnen. Aber nur der oberflächliche Betrachter kann übersehen, daß das in Wahrheit längst Versunkene bei der Formung des neuen Weltbildes nur als Erinnerung mitwirkt.

Ganz ähnlich lagen die Dinge auf dem Gebiete der Kunst, die die Glaubensstreiter gewiß nicht aus den Steppen und Wüsten Arabiens mitbrachten. Nichts war natürlicher, als daß man, um den dringendsten Bedürfnissen zu genügen, zunächst antikes Baumaterial verwendete und alle vorhandenen künstlerischen Kräfte sammelte, aber wesentlich war dabei, daß sie, vor völlig neue Aufgaben gestellt, gezwungen waren, gänzlich umzulernen. Es handelte sich ja nicht nur darum, in der Moschee einen neuen Typus des Gotteshauses zu schaffen, sondern infolge des Umbruchs im gesamten Privatleben galt es, dem Schmuckbedürfnis von einer völlig neuen Einstellung her Genüge zu tun. Der Formenschatz, den der Islam in den alten Kulturländern vorfand, hätte von sich aus nie die Kraft zu einer Wandlung besessen, wie sie sich jetzt vollzog. Und gerade der Umstand, daß seine Träger einem unverbrauchten und künstlerisch unbelasteten Volke angehörten, ließ sie besonders geeignet erscheinen, den Schaffenden hier den Weg zu weisen und darüber zu wachen, daß das neue Gedankengut nicht in überwundene Formen gepreßt, sondern zu kräftigem Eigenleben geführt wurde.

Welcher Art war nun der grundsätzliche Wandel, der sich in der Kunstanschauung vollzog? Wie jede wirklich produktive Kunst, so geht auch die des Islam aus von der Natur. Aber das Weltbild des islamischen Menschen ist ein ganz anderes als das der Antike oder des christlichen Mittelalters. Die Vorstellung von der Allmacht Gottes gestattet ihm nicht, der Natur selbst gestaltende Kräfte zuzuschreiben; ihre Erscheinungsformen sind vielmehr ganz von der göttlichen Willkür abhängig. Die Natur bedeutet Veränderung, Wechsel, Vergehen; beständig und während ist nur der ewige Schöpfer und Gestalter. Darum ist auch der Schönheit in der Natur keinerlei Wert beizumessen, und es kann nicht Aufgabe der Kunst sein, im Bilde das festzuhalten, was nach göttlichem Rat-schluß dem Vergehen geweiht ist. Nicht die Wirklichkeit ist zu schildern, sondern im Gegenteil: die Natureindrücke sind durch die Phantasie umzu- prägen und gleichsam zu ent-

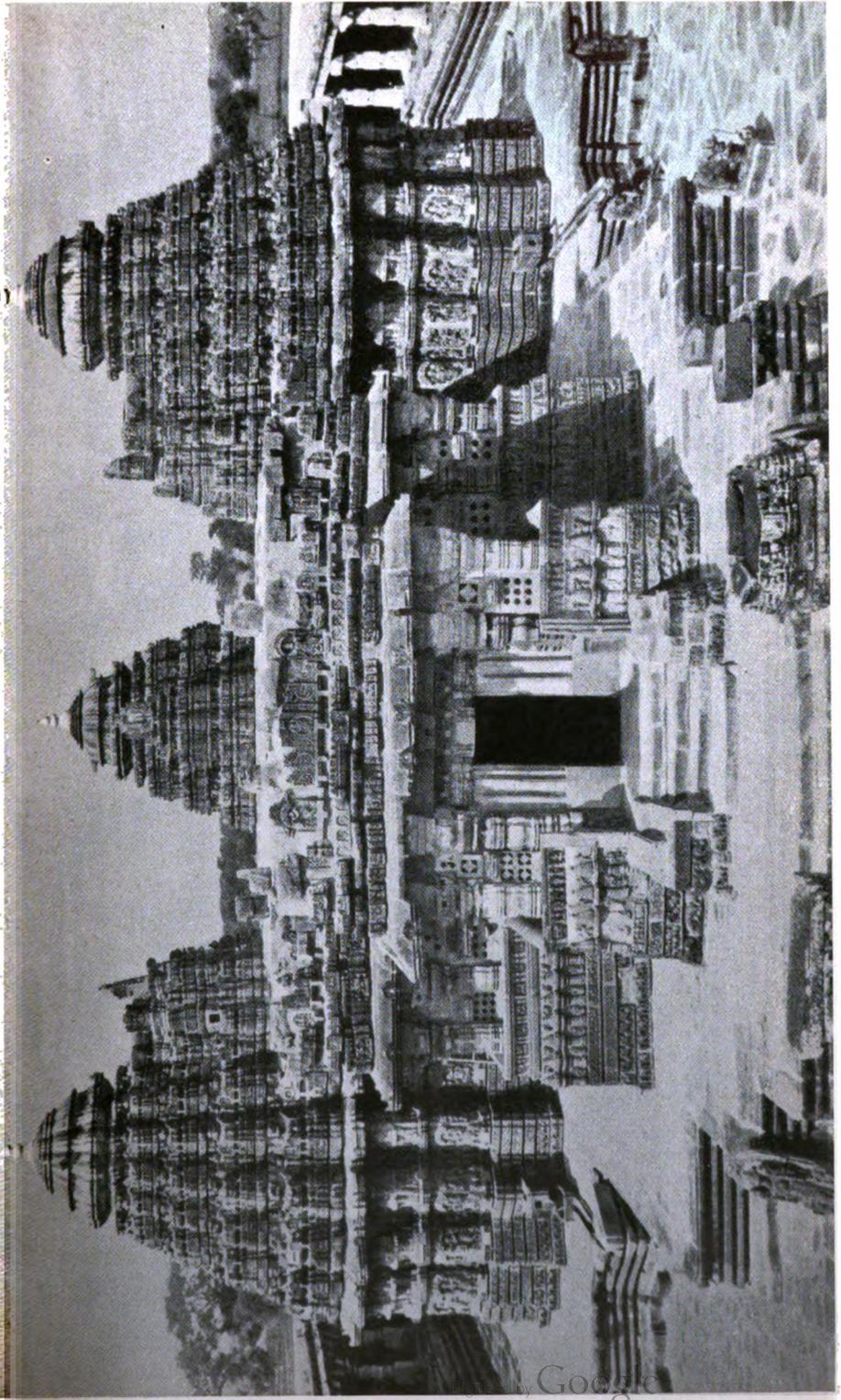
werten. Werden naturferne Gebilde gleichmäßig über die Fläche verteilt und in endloser Reihung wiederholt, so daß der Blick nicht hier oder da länger verweilt, sondern das Zierwerk in rhythmischem Schwunge gewissermaßen vorübergeführt wird vor dem Auge des Beschauers, so ist das eine im islamischen Sinne glückliche Lösung. Die Diktatur des *Ornaments* und die Ablehnung einer Malerei und Bildnerei großen Stils, wie sie das Abendland übte, ergab sich unter solchen Voraussetzungen von selbst. Nicht Unfähigkeit, Mensch und Tier wiederzugeben, erklärt ihre seitene Verwendung, sondern die Schwierigkeit, sie so zu entwerken, daß sie, entsprechend den oft mit puritanischer Strenge vorgebrachten religiösen Bedenken, lediglich als belanglose Bereicherung des unbelebten Schmuckwerks erschienen. Nur bei der Buchminiatur kam es gelegentlich zu reiner Bildgestaltung, aber auch da blieb die dekorative Fassung immer streng gewahrt.

Das hier angedeutete ästhetische Programm hat, wie man sieht, mit dem Schönheitsbegriff der Antike nichts mehr gemein, und darüber kann wohl kein Zweifel sein, daß nicht Kopten oder Syrer oder Perser es aufstellten, sondern daß es sich zwangsläufig aus der neuen Weltanschauung ergab, die von arabischem Geiste erfüllt war und nur von Arabern vortragen werden konnte. Ihrer Mission wären sie nicht gerecht geworden, hätten sie nur dafür gesorgt, daß die morschen Reste alter Herrlichkeit, die fremdstämmige Kunstschaffende aufrechterhielten, im Sinne des Islam umgeschmolzen wurden; sie mußten selbst schöpferisch mit eingreifen und der weiteren Entwicklung den Weg weisen. Sie waren dazu imstande; denn nicht Mangel an Begabung hatte sie bis dahin abgehalten, Kunstwerke hervorzubringen, sondern die Bedürfnislosigkeit ihrer nomadischen Lebensweise. Aus der Eintönigkeit eines in trostloser, entbehnungsvoller Ode sich abspielenden Hirten-daseins, das nur gelegentlich durch Stammesfehden und Raubzüge eine Abwechslung erfuhr, hatte ihre kühne Einbildungskraft sich längst in die Höhen romantischer Schwärmerei geschwungen: ein spärlicher Quell ward ihnen zum großen Glück, ein bescheidener Garten zeigte ihnen das Paradies, und jedes Liebeserlebnis erschütterte sie bis ins Mark. Das Bedürfnis, ihren Empfindungen Ausdruck zu geben, drängte sie früh zu Dichtung und Musik; sie hörten begeistert zu, wenn ihre Barden

Stamm und Sippe verherrlichten, und selbst dem einfachen Mann war der Hang zur gereimten, bilderreichen Rede geläufig. Dazu kam eine Neigung zur Beschäftigung mit den Fragen des Kosmos: der funkelnde Lichtdom über ihrer raumlosen Wüste wurde für sie von besonderer Bedeutung, die Sterne dienten ihnen als einzige Wegweiser bei ihren Wanderzügen und als Künder kommender Dinge. So vorbereitet traten sie an die große Kulturaufgabe heran, die ihr Prophet ihnen stellte, und wir dürfen getrost sagen, daß sie sie auch ohne fremde Hilfe gelöst hätten.

Sie haben dem naturenrückten Ornament die entscheidende Rolle in der Kunstausübung zugewiesen, sie haben in das Zierwerk das in Schwingungen und Schichtungen sich endlos wiederholende Linienspiel hineingetragen, das in ihrer Dichtung und in ihrer Musik blutsverwandt widerklingt, sie haben vor allem jenes tausendfältig abgewandelte, unaufföhrlich sich gabelnde Blattrankenwerk erfunden, das man mit Recht als „Arabeske“ bezeichnet und das in der gesamten Kunstgeschichte einzig dasteht als Schulbeispiel für die Unerschöpflichkeit zeichnerischer Variationen über ein und dasselbe Thema. Sie sind bei anderen in die Lehre gegangen, aber sie sind schließlich doch ihrer inneren Eingebung gefolgt. So ist das Zustandekommen eines islamischen Kunststils im wesentlichen das Verdienst der Araber und im Verein mit arabischer Wissenschaft und arabischer Philosophie eine ihrer unvergänglichen, für die gesamte Kultur des Mittelalters entscheidenden Leistungen. Sie haben Syrer und Perser, Kopten, Berber und Goten, Türken und Inder unwiderstehlich in ihren Bann gezwungen und zu begeisterten Verfechtern ihrer Ideale erzogen, die auch dann noch weiterwirkten, als ihnen selbst im Laufe der historischen Entwicklung die politische Führung längst endgültig entrisen war.

Arabischer Formwille hat vor allem der Schrift eine beherrschende Rolle bei der Ausschmückung von Raum und Gerät zugewiesen: Koransprüche und Wunschformeln in wohl- ausgewogener kalligraphischer Haltung, hier mit wuchtiger Schwere, da in schwellendem Schwung oder mit spielerischer Anmut, umziehen die Fläche, und oft ist es so, daß alles übrige Zierwerk ihnen untertan scheint. Einen Hauch arabischen Geistes verspüren wir, wenn wir verfolgen, wie das geometrische Flecht- und Schlingwerk meisterlich gehandhabt ist, durch



Der Tempel von Somnathpur (Indien) mit sternförmigem Grundriß



Aus einer arabischen Handschrift, datiert 1237: Straßenbild in Bagdad

Paris, Nationalbibliothek

unaufhörliche Verbindungen in klar durchdachte Irrgänge lockend, und wie Streifen und Pässe von üppiger Rankenzier übersponnen sind, in Einrollungen und Spaltungen sich selbst stetig erneuernd. Den Weg zum wahren Sinn arabischer Ornamentik findet aber erst der, den die ewige Wiederkehr der Gebilde, das Kommen und Gehen in rhythmischem Wandel nicht langweilt, sondern zur willigen Einfühlung in eine fremde Gedankenwelt anregt.

Nicht immer hat das Abendland diesen Dingen ganz ferngestanden. Noch heute künden unsere Kirchenschätze von dem Verständnis, das man im Mittelalter für die Kunsterzeugnisse der Sarazenen hatte, und in der Romantik können wir häufig genug Einflüsse aus dem islamischen Orient aufzeigen. Vorher noch begegnen uns in der nordischen Kunst erstaunlich ähnliche Lösungen, wie sie etwa gleichzeitig die arabischen Meister fanden. Im Wikingerstil zumal ist diese Erscheinung ganz auffallend. Auch dort beherrscht das naturferne Ornament die Fläche, zwar nicht so

abgeklärt, vielmehr in dynamischer Unrast, aber doch in ebenso schwingendem Fluß. Die Normannen haben eine Erinnerung daran in die Gotik hinübergerettet, und die Sympathie, mit der sie als Eroberer Siziliens arabische Kunst und Kultur förderten, wird unter diesem Gesichtspunkt ebenso begreiflich wie die oft getadelte Vorliebe Kaiser Friedrichs II. für arabische Sprache und Bildung. Jahrhunderte später trieb die Beschäftigung mit dem maurischen Ornament Hans Holbein dazu, Arabeskenmuster zu entwerfen, die auch im islamischen Sinne als völlig einwandfrei gelten dürfen. Und schließlich hat, wie so oft, wiederum hier Goethescher Geist die Formel gefunden, die uns den Orient näherbringt:

Daß du nicht enden kannst, das macht dich groß,
Und daß du nie beginnst, das ist dein Los.
Dein Lied ist drehend wie das Sterngewölbe,
Anfang und Ende immerfort dasselbe,
Und was die Mitte bringt, ist offenbar
Das, was zu Ende bleibt und anfangs war.
(Aus dem Westöstlichen Divan).

Erlesenes

Aus dem Arabischen

Abfälle von Hariris Rätselmakamen

Da runzelte der Rätselmann die Brauen
Und sprach das Rätsel vom

Grauen:

Wenn das des Morgens angekommen,
Wird das der Nächte dir benommen;
Doch das des Lebensabends siehst du,
Wenn das ist auf dein Haar gekommen.

Darauf blickte er kraus
Und sprach das Rätsel vom

Strauß:

Einen sah ich wie den Wind
Rennen durch die Wüsten;
Einen seh' ich an der Brust
Sich des Liebchens brüsten;
Einen werd' ich keck bestehn,
Wen danach wird lüsten.

Nun gab er seinem Geistespiegel die Glätte
Und sprach das Rätsel vom

Bette:

Es ist, worin das Wasser fließt,
Es ist, worauf die Blume sprießt;
Es ist, worauf bei Tag und Nacht
Der müde Mensch die Ruh' genießt;
Und gleichnisweise nennst du so
Auch das, was dich im Tod umschließt...

Nun taucht' aus seiner Weishelt Meer als
Insel

Das Rätsel vom

Pinself:

In geschickter Künstlerhand
Macht er schöne bunte Sachen;
Als ein ungeschickter Mensch
Läßt er alles mit sich machen....

Dann trieb er mit Hast
Auf die Weide das Rätsel

Mast:

Sie machet feist
Nur solche meist,
Die speisen, bis
Man sie verspeist.
Er wuchs und stand
Auf Bergen dreist,
Auf Wassern steht
Er jetzt und reis't
Du magst mir sagen,
Wie er heißt,
Wenn sie dir nicht
Benahm den Geist....

Hier ward er unterbrochen —
Von Klatschen oder Pochen? —
Sonst hätt' er Jahr und Wochen
In Rätseln fortgesprochen.

Aus dem Arabischen von Friedrich Rückert.

Kasside von Mutenebbi

auf einen aus dem Stamme der Tenuchten,
und siehe, dieser hatte ihn darum gebeten.

Sag' dem Kodaastamm, es mög' sich weiten
Vor ihm das Land in alle Ewigkeiten!
Doch sag' ihm auch, er hab' in mir den Mann
Sich ausgespart für wechselvolle Zeiten.
Denn meiner Sippe Ruhm kann seinen Stamm
Zurück zu Yemens stolzen Söhnen leiten.
Ich bin der Sohn des Fernkampfs und des

Nahkampfs,

Wo Aug' in Auge kühn die Recken streiten,
Sohn der Kamelsättel, Sohn der Gezelte
Und Sohn der Wüsten, die sich endlos weiten.
Lang ist mein Stammbaum, lang die

Wüstenbahn,

Auf welcher meine Dromedare schreiten,
Lang ist mein Lanzenschaft und lang die
Stangen,

Die für der Gäste Zahl das Zelt mir weiten.
Scharf ist mein Auge, scharf mein Lanzenzahn,
Doch schärfer noch mein gutes Schwert im
Streiten,

Denn es erblickt der Herzen Innerstes,
Wenn mich auch Staub umgibt auf allen
Seiten.

Es zwing' die Menschen! Doch genügt mir's
auch,

Lassen sie sich von meiner Stimme leiten.

Übertragen von Friedrich Rosen.

Aus dem Indischen

Kälidâsa

Über Kälidâsas Drama Sakuntalâ schrieb Herder 1791: „Angenehmer als dies ist mir so leicht keine Produktion des menschlichen Geistes gewesen, eine wahre Blume des Morgenlandes und die erste schönste ihrer Art... So etwas erscheint freilich nur alle zweitausend Jahre einmal.“ Mit ihm begeisterte sich Goethe an diesem indischen Drama in folgenden Distichen:

„Willst du die Blüte des frühen,
Die Früchte des späteren Jahres,
Willst du, was reizt und entzückt,
Willst du, was sättigt und nährt,
Willst du den Himmel, die Erde
Mit einem Namen begreifen,
Nenn ich, Sakuntalâ, dich,
Und so ist alles gesagt.“

Indische Spruchlehren

Große Charaktere bleiben sich gleich
im Glück wie im Unglück; die Sonne ist
rot beim Aufgang wie beim Untergang.

Im Glück ist das Herz der Männer hoher
Gesinnung zart wie Lotus und im Unglück

hart, wie wenn ein Stein mit einem Felsen
zusammenstieße.

Gesundheit, Einsicht, Zucht, Fleiß und
Freude an den Wissenschaften sind die
fünf inneren Hilfsmittel zum Gelingen des
Studiums; Lehrer, Buch, Obdach, Kamerad
und Ohren aber fördern es als fünf äußere
Hilfsmittel.

Zehn Lehrer überragt ein Erzieher an
Würde, hundert Erzieher ein Vater, tau-
send Väter eine Mutter.

Die eigenen Taten des Menschen, die er in einem
früheren Leben getan hat, bilden nach der Auffassung
der Inder sein Schicksal (Karma). Tatkräftiges Han-
deln ist unbedingte Voraussetzung für die Erfüllung
des Schicksals:

„Die Tat, in früherem Sein vollbracht,
Die nennt mit Recht man Schicksalschluß:
Drum unentwegt mit aller Macht
Man Mannestat vollbringen muß.“

Wie keinen Wagen an sein Ziel
Befördern kann ein einzig Rad,
So wird das Schicksal nicht erfüllt,
Ermangelt es der Mannestat.“

Doha

Gold zu suchen ging mein Freund.
Od ward das Heim, der Hain entlaubt.
Er fand nicht Gold, er kehrt nicht heim,
Und silbern ward mein Haupt.

Die Doha ist ein Gedicht von nur zwei
Zeilen, welches oft einen ganzen Roman
enthält. Es ist keiner Übersetzung möglich,
den für die indische Volkspoesie charak-
teristischen weichen Wohlklang der Hindi-
sprache wiederzugeben. Es sei mir daher
gestattet, eine Transkription des Textes
beizufügen:

Sona lene pi gaye aur suna hogaye des,
Sona mila na pi phire aur rupa hogaye kes.

Übertragen von Friedrich Rosen.

Der Schüler des Buddha (600 v. d. Zw.)

... Lebendiges umzubringen hat er ver-
worfen, Lebendiges umzubringen liegt ihm
fern: ohne Stock, ohne Schwert, fühl-
sam, voll Teilnahme, hegt er zu allen lebenden
Wesen Liebe und Mitleid. Nichtgegebenes
zu nehmen hat er verworfen, vom Nehmen
des Nichtgegebenen hält er sich fern: Ge-
gebenes nimmt er, Gegebenes wartet er ab,
nicht diebisch gesinnt, rein gewordenen
Herzens. Die Unkeuschheit hat er ver-
worfen, keusch lebt er: fern zieht er hin, ent-
raten der Paarung, dem gemeinen Gesetze.

Lüge hat er verworfen, von Lüge hält er sich fern: Die Wahrheit spricht er, der Wahrheit ist er ergeben, standhaft, vertrauenswürdig, kein Heuchler und Schmeichler der Welt. Das Ausrichten hat er verworfen, vom Ausrichten hält er sich fern: Was er hier gehört hat, erzählt er dort nicht wieder, um jene zu entzweien, und was er dort gehört hat, erzählt er hier nicht wieder, um diese zu entzweien; so einigt er Entzweite, festigt Verbundene, Eintracht macht ihn froh, Eintracht freut ihn, Eintracht beglückt ihn, Eintracht fördernde Worte spricht er. Barsche Worte hat er verworfen, von barschen Worten hält er sich fern: Worte, die frei von Schimpf sind, dem Ohre wohlthuend, lieblich, zum Herzen dringend, höflich, viele erfreuend, viele erhebend, solche Worte spricht er. Plappern und Plaudern hat er verworfen, von Plappern und Plaudern hält er sich fern: zur rechten Zeit spricht er, den Tatsachen gemäß, auf den Sinn bedacht, der Lehre und Ordnung getreu, seine Rede ist reich an Inhalt, gelegentlich mit Gleichnissen geschmückt, klar und bestimmt, ihrem Gegenstande angemessen ...

.... Treu dieser heiligen Tugendsatzung, treu dieser heiligen Sinnenzügelung, treu dieser heiligen klaren Einsicht sucht er einen abgelegenen Ruheplatz auf, einen Hain, den Fuß eines Baumes, eine Felsengrotte, eine Bergesgruft, einen Friedhof, die Waldesmitte, ein Streulager in der offenen Ebene. Nach dem Mahle, wenn er vom Almosengange zurückgekehrt ist, setzt er sich mit verschränkten Beinen nieder, den Körper gerade aufgerichtet, und pflegt der Einsicht. Er hat weltliche Begierde verworfen und verweilt begierdelosen Gemütes, von Begierde läutert er sein Herz. Gehässigkeit hat er verworfen, haßlosen Gemütes verweilt er, voll Liebe und Mitleid zu allen lebenden Wesen läutert er sein Herz von Gehässigkeit. Matte Müde hat er verworfen, von matter Müde ist er frei; das Licht liebend, einsichtig, klar bewußt, läutert er sein Herz von matter Müde. Stolzen Unmut hat er verworfen, er ist frei von Stolz; innig beruhigten Gemütes läutert er sein Herz von stolzem Unmut. Das Schwanken hat er verworfen, der Ungewißheit ist er entronnen; er zweifelt nicht am Guten, vom Schwanken läutert er sein Herz

.... Solchen Gemütes, innig, geläutert, gesäubert, gediegen, schlackengeklärt, geschmeidig, biegsam, fest, unversehrbar.

richtet er das Gemüt auf die Erkenntnis des Verschwindens — Erscheinens der Wesen

Aus einer der Reden des Buddha, nach dem Pali-Kanon.

Rabindranath Tagore

Der gleiche Strom des Lebens, der Tag und Nacht durch meine Adern fließt, fließt durch die Welt und tanzt in rhythmischen Maßen.

Das gleiche Leben ist's, das freudevoll durch den Staub der Erde schießt in zahllosen Gräsern und ausbricht in rauschenden Wogen von Blättern und Blumen.

Das gleiche Leben ist's, das geschaukelt wird in der Ozeanwiege von Tod und Geburt, von Ebbe und Flut.

Ichühl meine Glieder erstrahlen von der Berührung der Welt, dieses Lebens. Und mein Stolz stammt aus dem Lebenspuls der Äonen, die durch meine Adern tanzen in diesem Augenblick.

*

Wenn der Tag vorbei, wenn die Vögel verstummen, die Winde müde erschlaffen, dann lege den Schleier der Dunkelheit dicht über mich, wie du die Erde gehüllt hast in Decken des Schlafes und zärtlich schlossest im Dämmern die Blätter des schmachtenden Lotos.

Nimm von dem Wandrer, des Bündel leer ist von Vorrat, ehe die Reise vollendet, dessen Kleid zerrissen und staubbeschwert, dessen Kräfte erschöpft sind, nimm von ihm Armut und Schmach, erneure sein Leben, der Blume gleich unter der Decke der gütigen Nacht.

*

Gott hielt mit dem Regen zurück, Tag auf Tag vom verdorrten Herzen. Feurig nackt ist der Horizont, keine dünnste Decke von sanften Wolken, kein schwächster Wink von fernem, kühlendem Schauer.

Schick das zornige Wetter, schwarz wie der Tod, wenn's dein Wunsch ist, das mit der Geißel des Blitzes den Himmel von Pol zu Pol peitscht.

Doch ruf ab, Herr, ruf ab diese lastende schweigende Hitze, still, scharf und grausam, die das Herz mit düstrer Verzweiflung verbrennt.

Laß die Wolke der Gnade schwer niederhängen, wie der tränende Blick der Mutter am Tage des Zornes des Vaters.

Neue Bücher

Indien

Die politische Indien-Literatur in englischer Sprache ist unermesslich groß, die deutsche bisher unwahrscheinlich klein. Es ist mit der politischen Literatur wie mit den politischen Interessen. Das Alter und das Ausmaß an politischem Interesse an Indien entspricht durchaus dem Umfang an Buchliteratur über dieses Land. Deshalb haben Werke wie das von Ludwig Alsdorf, „Indien“ (Deutscher Verlag), eine so überragende Bedeutung, weil sie die deutsche Öffentlichkeit fast auf Neuland führen, auf Neuland, das von aktuellster Bedeutung ist. Alsdorf ist einer der besten deutschen Kenner Indiens aus der jüngeren Generation. Sein Buch hat beachtliches Aufsehen erregt und erscheint jetzt in der 2. Auflage. Er beschreibt darin, neben einer kurzen, aber eindrucksvollen Einleitung über das „vorbritische“ Indien, jenes Land mit seinen 390 Millionen Bewohnern, das wegen seiner Größe, seiner Bevölkerungszahl, seiner vielen Rassen, die es beherbergt, und den unterschiedlichen Sprachen, die diese sprechen, wegen der Vielfalt seiner Probleme und seiner geographischen Abgeschlossenheit durchaus Anspruch auf die Bezeichnung „Kontinent“ erheben kann. Kaspar.

Ein Indienhandbuch, wie es uns bisher fehlte, stellt die Schriftenfolge des Kurt Vowinkel Verlags (Heidelberg-Berlin) dar, die von vier indischen und vier deutschen Verfassern bestritten wird und in übersichtlicher Knappheit einen ganz vorzüglichen Einblick in das große Gebiet Indien gibt. Bisher erschienen die grundlegenden Schriften: von Hermann Beythian „Was ist Indien?“, die geographische, klimatische, volkswäßige, religionsphilosophische Grundstruktur vorzüglich und eindringlich umreißend (wenn auch manchmal allzusehr nur von unserem derzeitigen naturwissenschaftlichen Denken her gesehen); dazu eine Skizze von Bhatta „Kastenwesen und Staat“; von Hermann Lufft „Die Wirtschaft Indiens“ nach Struktur, Kräften und Entwicklungsmöglichkeiten dargestellt; von Mukund Vyas „Männer und Mächte in Indien“, einen Abriss der Geschichte der indischen Unabhängigkeitsbewegung und des Nationalkongresses und besonders wichtige Persönlichkeiten skizzierend, — es ist dabei gelungen, diese Dinge uns wirklich verständlich zu machen und, z. B. die historische Rolle Gandhis aufzuzeigen, über den Außenstehende leicht extreme Urteile fällen, anstatt die Meisterlichkeit zu erkennen, mit der er die vielen Kräfte Indiens jederzeit zu balancieren suchte und das Tempo der Entwicklung den Langsamen anpaßte, eben um das Ganze mitzunehmen; außerdem von Wilhelm Kruse „Denkmäler indischer Kunst“, ein Bändchen, das man sich etwas umfangreicher gewünscht hätte, weil für den anschauenden Außenstehenden gerade die Kunst ein guter Weg zum Erfassen der Fülle, des spezifischen Mittelpunktes und der Spannweite indischen Wesens sein könnte. Die Kürze, zu der das Material hier gedrängt wurde, verlangt ein sehr aufmerksames Lesen und Betrachten, um zum Wesen zu kommen, obwohl der Verfasser sehr klar und faßbar darstellt. Die Spannung, die zwischen der rasenden Uppigkeit des tropischen Wachstums und dem Willen zur dennoch allerklarsten konzentrierten Wesentlichkeit besteht, prägt die indische Kunst deutlich; das urwaldhafte Überranken der hochragenden, mächtigen Tempel und Figuren und Pflanzen — und daneben der andere Pol, die Göttergestalten, die das Wuchern in einem großen Rhythmus zusammenraffen (der im Flammenring tanzende Schiva; die schaffende Fruchtbarkeit der

Zweiheit, dargestellt als Wisnu mit der Gemahlin Schri oder als Schiva mit der Schakti; die höhere schöpferische Dreieit, dargestellt in der Dreiecksform der Trimurti, oder aber jene inneren Konzentration der Buddhafiguren, die schwebend über dem abstrahierten Meditationsformel des Yandis Zeichens werden, der in das Lotusblütenrund eingefügten ineinandergeschobenen beiden Dreiecke). Das Eindringen der unplastischen islamischen Weltanschauung wirkte manches zur Straffung der Formenüberfülle und schuf die Herrlichkeiten der indisch-islamischen Bauten; Paläste, Moscheen, Gräber wie das Tadsch Mahal; die durch die großen islamischen Kaiser gepflegte kleinformatige Malerei aber brachte eine glückliche Verschmelzung zu einer wunderbaren, farbig hochgezüchteten, der Natur nah verbundenen Darstellung von Tier und Landschaft und darin lebend — mit einer Art kindlicher Unbewußtheit träumerisch unbefolgt dargestellt — die Menschen.

Diesen ersten grundlegenden Heften sollen noch folgen ein Abriss der englischen Herrschaft in Indien, ein historisch-politisches Bild des Islam in Indien, eine Skizze der sozialen Zustände und Probleme und eine andere über die deutsch-indischen Geistesbeziehungen. Wir sind für das Zustandekommen dieser indischen Schriftenreihe sehr dankbar, gerade auch, weil sie handlich und billig angelegt wurde. O. St.

Bücher vom Vorderen Orient

Dr. Fritz Grobba, der bis zum Beginn dieses Krieges deutscher Gesandter in Bagdad war, hat uns von Prof. Six herausgegebenen Schriftenreihe „Kleine Auslandskunde“ (Junker & Dünhaupt Verlag, Berlin) den Band Nr. 10: Irak, veröffentlicht. Das Buch ist die erste eingehende Schilderung des Irak in deutscher Sprache. Der Siedlungsraum der Araber wird umrissen, das Volk mit seinen Eigenarten untersucht und alle Gebiete staatlich und kirchlicher Aktivität auf den hundert zur Verfügung stehenden Seiten beleuchtet. So wie der Irak hier dargestellt wird, so ist er, wie er sein könnte, und wie er sein wird, in welcher Weise die untersuchten Kräfte sich auswirken werden, darüber sich Gedanken zu machen, bleibt dem Leser überlassen. Der Verfasser hat offensichtlich der Zielsetzung der Schriftenreihe entsprechend weitere Untersuchungen die Grundlage geben wollen.

Von anderer Art ist die Broschüre Anton Hantschels: „Englands Schatten über dem Persischen Golf“ (Mittler & Sohn, Berlin), die sich zwar mit einem ähnlichen Thema befaßt, jedoch durch Schilderung der tatsächlichen Entwicklung der Länder um den Persischen Golf in den letzten Jahrzehnten Verständnis für die politischen und teilweise auch wirtschaftlichen (Öl!) Probleme dieses Raumes zu wecken sucht.

Der Orient wird von anderen geistigen Gewalten regiert als etwa die Länder Europas. Was in unserem Weltteil als Nationalismus und Sozialismus die Gemüter bewegt, was hier als Wissenschaft und Kunst höchste Verehrung genießt, was für wir unseren Idealismus einsetzen und Kraft führen, heißt dort im Orient — Islam. Erhard Diez hat darüber ein ausgezeichnetes Buch geschrieben: „Glaube und Welt der Islam“ (W. Spemann, Stuttgart). Das Leben ist für die Orientalen Religion. Wie weit das heute anders zu werden, läßt Diez nicht unbeachtet. Aber noch heute ist in den Ländern des Islam der Ausgangspunkt des Denkens und Handelns nicht in erster Linie politisch oder völkisch oder künstlerisch, sondern religiös, nämlich islamisch. H. F.

Hauptschriftleiter: Günter Kaufmann, Wien. Anschlag der Schriftleitung: Berlin-Charlottenburg, Kadisdamm 45, Reichsjugendführung, Fernspr.: 41 00 11. — Verlag Franz Eher Nachf. G. m. b. H. (Zentralverlag NSDAP.), Berlin SW 68. — Pl. Nr. 8 v. 1. März 1938. — Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, Berlin SW 68.

KJA

WAS IST
 DAS HÖHERE
 DES HÖCHST-
 GESTELLTEN?
 DAS
 GEFÜHL DER
 GESAMTHEIT

FRIEDRICH HEBBEL
 1813-1863

Aus „Hebbel: Der Mensch und die Mächte“
 Kröners Taschenausgabe Bd. 144



Tapferkeit

Opferbereitschaft und Tapferkeit der Totenkopfhusaren befreiten 1813/14 Europa von der Herrschsucht eines Korsen. Heute kämpft der deutsche Soldat mit denselben Eigenschaften den Bolschewismus in Europa nieder. Die deutsche Jugend aber erzieht sich zu Opferbereitschaft und Tapferkeit durch das Schießen mit der Kleinkaliber-Büchse beim Wehrsport



ERMA-B. GEIPEL-GMBH
 ERFURT



KK
 WEHRSPORT
 GEWEHRE



GUSTLOFF-WERKE
 WAFFENWERK SUHL

Millionen

sparen bei der Postsparkasse. Täglich werden es mehr.
Man erkennt die vielen Vorteile, die gerade das Post-
sparen bietet.

Einfach und bequem

steht an allen Orten Großdeutschlands die Postsparkasse
zur Verfügung.



DEUTSCHE REICHSPOST

W 27

*Hunderte von Anfragen
nach Sportwaffen*

kommen immer noch täglich zu uns. Ein Beweis, daß Mauser längst zum Begriff für die zuverlässige Sportwaffe geworden ist! Aber unsere kriegswichtigen Aufgaben drängen die Herstellung und Lieferung für die Dauer des Krieges völlig in den Hintergrund. Es bleibt nichts anderes übrig, als daß jeder von uns für des anderen Lage Verständnis und Geduld übt bis zum siegreichen Ende des Krieges.



MAUSER-WERKE AG. OBERNDORF AM NECKAR



THE LIBRARY OF CONGRESS
DUPLICATE

Wille und Macht

Ihreorgan der nationalsozialistischen Jugend

1007



HERAUSGEBER: BALDUR VON SCHIRACH

dem Inhalt:

Krieg für den Frieden des Abendlandes

Stimmen aus den europäischen Ländern

ro d'Alba, Rom | Svend Fleuron, Kopenhagen | Ion Conea, Bukarest | Fanny
Sofia | Ferdinand Vercocke, Brüssel | Fernand M. Collard, Cercle Wa
Rothe - Vom Amt des Künstlerischen - Prof. Frie... mm | Frankreich
Europa - Roosevelts Rede an die Jugend der W... die A
Baldur von Schirach - Ulrich Gehm | Die Internationale Boy-Scout
Erlesenes - Kunstdruckbeilage | Darstellungen der Eu

matsschrift / Heft 9

Berlin, September 1942

Preis 30 Pf.

Digitized by Google

INHALT

- Ortrud Stumpfe: Europa**
Adolf Saenger: Entwurf zu einer Europa-Plakette
Auro d'Alba: Roms Bestimmung
Svend Fleuron: Über die dänisch-deutsche Kulturgemeinschaft und das neue Europa
Prof. Ion Conea: Rumäniens Bekenntnis zu Europa
Adolf Saenger: Der Stier trägt Europa an Land (Zeichnung)
Fanny Popowa-Mutafowa: Bulgarien und das neue Europa
Ferdinand Vercnocke: Flandern, germanisches Grenzland in den Niederen Landen
Günther Mönnich †: An die jungen Führer (Gedicht)
Fernand M. Collard: Das junge Wallonien in der europäischen Front
George Kettmann jr.: Dem Kameraden (Gedicht)
Carl Rothe, Generalsekretär des Europäischen Schriftsteller-Verbandes: Vom Amt des Künstlerischen heute und morgen

AUSSENPOLITISCHE NOTIZEN

- Roosevelt . . . auf dem Kapitol**
Baldur von Schirach: Antwort an Roosevelt
Ulrich Gehm: Die Internationale Boy-Scout-Organisation
Der Schwung der Jugend und die Politik ohne Ideale
Prof. Friedrich Grimm: Frankreich und Europa

ERLESENES

- Finnland im Kampf um die Zukunft**
Henrik Steffens über Deutschlands europäische Aufgabe
Pestalozzi über die Rettung Europas

KUNSTDRUCKBEILAGE

- Darstellungen vom Raub der Europa**
von Hendrik van Balen (Wien, Landschaft von Jan Breughel d. Ä.), Rembrandt (Privatbesitz), Michael Willmann (Landesmuseum Schwerin), Martin Reymbouts (Wien, Brüsseler Gobelin)
· 2 Farbaufnahmen: Angerer und Göschl (Wien)
Fotos: Schwarz, Kaiser-Friedrich-Museum Berlin (1), Stoedtner Berlin (1)

Die Hefte unserer Zeitschrift erscheinen am 20. jedes Monats

Wille und Macht

Führerorgan der nationalsozialistischen Jugend

HERAUSGEBER: BALDUR VON SCHIRACH

Jahrgang 10

Berlin, September 1942

Heft 9

Europa

An den aufsteigenden Ufern Kretas landete die Tochter Asiens durch die Gewalt des Zeus — den die alten Weisen im Bilde des Stieres faßten, der herrschenden und im großen Atemstrom urhaft verfügenden Macht. Zeus verfügte über die Königstochter aus Vorderasien nach dem Herkommen der Vergangenheit ihres Erdteils, der im Zeichen der Verehrung des Stiers stand, und in ihrem Schoße bildete sich das Schicksal der Zukunft zur Gestalt. Die Essenz der alten asiatischen Kulturen wurde unter der Hand des Göttervaters zum Blütenboden der neuen Kultur Europas. Der Sohn des Zeus und der Europa war Minos, und aus dem Dämmer des Ungewissen ragt die große Überlieferung der minoischen Kultur Kretas in den wach erfaßten Tag der Geschichte. Sie ist die erste Kultur Europas und wir datieren sie von etwa 3000 v. Ztw. ab; der König Minos aber ging in die Geschichte und in den Mythos ein als der große Gesetzgeber, der nach seinem leiblichen Tode zum Totenrichter im Reich des Pluto erhoben wurde und den Seelen ihren Anteil zumißt. Maß und gesetzhaftes Ordnen — dies steht am Anfang des europäischen Schicksals und spricht vom ersten Tage an die Aufgabe Europas aus.

Sie führt in das kühle, aber fruchtbar zur Selbstverantwortung des Menschen antreibende Licht des wachen Denkens und des wägenden Anschauens. Nicht mehr lenken allein die Priesterweisen die ihnen anvertrauten Völker nach den Regeln, die sie in der selbst-enthobenen Ekstase an den Mysterienstätten der großen Weltordnung ablauschten, sondern Könige und Helden treten aus den Reihen des Volkes hervor, lassen sich berühren von den gewaltigen Kräften der überall wirkenden Götter, ordnen und schaffen und leisten strenge Arbeit — deren Meisterbild die zwölf Arbeiten des Herakles werden —, ihr Tun zieht weite Kreise, es ordnen sich Staatengebilde, nach Knossos auf Kreta entsteht Mykene im Peloponnes, sind Athen und Sparta gereift, wo nun schon eine breite Schicht von Menschen in den Vordergrund getreten ist und sich selbst verantwortet, sich und die Anvertrauten, jene anderen, die noch nicht selbständig handeln, noch ganz eingetaucht sind in das Brodeln der Lebenserfahrung, so wie das Kind Stehen und Gehen und Sprechen und alle Dinge erst sehen und

lernen muß, so wie das Gefüge der Lebensalter und der Kräfte die rechte Ordnung des Menschen bedeutet und es Schlimmes für die Zeiten und Reiche heißt, wenn jeder dem anderen gleich sein will.

Und der Weg Europas führt aus den in Bildern geschauten Natur- und Weltordnungen der Mythologien zur Philosophie, die die große Ordnung im kleinen Spiegel der Gedanken und Ideen konzentriert und ihren Werdegang aus den mächtigen Plänen des Heraklit und Anaxagoras zu den präzisen Fragen der Sokrates-Plato nimmt: „Wer bin ich, wer bist du, und was ist das Sein und das Haben oder Besitzen und das Tun?“, und so fort, Frage auf Frage, die aus dem ungeheuren Rahmen des kosmischen Zusammenhangs den kleinen Raum der nächsten Um-Welt herausgreifen und beleuchten, Schritt für Schritt die Erkenntnis ausdehnend. So sind Plato und Aristoteles die Grundlage des abendländischen Philosophierens geworden, und aus diesem Denken und Forschen wurden die vielfältig sich steigernden Formen des Lebens und Handelns abgeleitet und geprägt, vom Erlebnisdrang zerbrochen und vom Willen zu Maß und Ordnung neu gefügt; so entstand die Naturwissenschaft und die technische Art, Schwierigkeiten der Umwelt zu bewältigen, und schließlich in den letzten Jahrhunderten begann die große Wachheit Europas widerzustrahlen auf den alten Boden Asiens und trieb alles in die Strudel neuer Formbildung.

Was sich dem wachen Gedanken und der Verantwortung des Ich, der freien Persönlichkeit einst noch entzog, wird erfaßt: Was Apoll, der Gott des Maßes und der Formengewalt der Kunst, sonnenhell offenbart, ist das dargebrachte Opfer des Dionysos, ist das Wirken der Götterkräfte, eingegangen in die Naturschöpfung und wieder auferstehend im Menschenwesen zu der Herrlichkeit der tragfähigen Persönlichkeit. Für jene alten Zeiten war das dionysische Symbol der Wein; den gewaltigen in die Welt ausgebreiteten und hingegebenen Götterkräften im eigenen Innern zu begegnen, in Trieben und Leidenschaften sie ungebündigt aufflammen zu sehen, war Not und Erschütterung, der Wein trug in diesen Strudel hinein wie ein himmlischer Helfer, und im Rausch wurde die Verflechtung der Menschenseele mit dem Leben enger und enger, Welt und Seele verschmolzen, neue Erfahrungen und das Staunen zeugten neue Kräfte, des Dionysos Fülle wurde zu Maß und Schönheit unter der Hand des apollinischen Strebens. Der köstliche Saft der Trauben pulsierte verwandelt im Blut der Menschen. Dionysos Zagreus, der Bruder der Proserpina, der zerstückelt wird; Dionysos Bacchos, der Gott in der Süße und Glut des Traubensaftes, der als Dionysos Jacchos, als in der Menschenseele auferstehender Gott der Zukunft an der Kultstätte von Eleusis gefeiert wurde; Dionysos als gottmenschlicher Atem, aus Zeus und der griechischen Königstochter Semele entstanden, die bei der Begegnung starb, weil sie verlangte, den Gott in seiner wahren Gestalt zu sehen und in Blitz und Urgewalt zerrissen wurde, so daß Zeus den Sohn mit seinem eigenen Pulsschlag bis zur vollen Gestaltung entfallen mußte, ehe er ihn zu den Menschen sandte. Den Dionysos, zwischen Göttern und Menschen ausgebreitet, kennt die Mythologie sofort im Beginn Europas: Als die Tochter des Minos, Ariadne, ihre Aufgabe getan und dem Held aus Athen, Theseus, geholfen hat, das kretische Labyrinth zu durchschreiten und den Minotaurus zu töten — den des Minos Sippe aus dem Irrtum der Leidenschaften heraus gebildet hatte wie ein letztes, gräßlich entartetes Aufbäumen nicht mehr göltiger, bewußtseinsferner Urkräfte, die der reife Mensch aus sich heraussetzen mußte als überaltertes asiatisches Erbe —, nimmt Dionysos sie zu sich. Es ist aber, auf einer anderen Ebene gespiegelt und in einem früheren und frühreiferen



Adolf Saenger: Entwurf zu einer Europa-Plakette

Bewußtseinszustand der Menschen, das Dionysos-Schicksal das entsprechende Erlebnis zum nördlichen Baldur-Schicksal, zu dem lichten Baldur, der von den Kräften der Begierde und des Dunkels getroffen, danach aber von der wachen Kraft des „schweigenden Asen Widar“ wieder zum Licht erweckt wird so, wie der Dionysos zagreus zum iacchos wird.

So greift schon im Mythenbild des Minos alles ineinander, was Europa ist: groß und gewaltig steht der Gesetzgeber und Seelenrichter Minos in der Mitte, es fällt der Minotaurus und seine dumpfe Sphäre von ihm ab und erlischt, die Ariadne vereinigt den Dionysos der neuen Kultur, und der Held Theseus schafft sich die Rechte, aus denen später die athenische Kultur als Blüte Griechenlands entstehen kann. Die Kraft des Erdteils Europa ist vom ersten Augenblick seiner Kultur an ganz gegenwärtig; was uns das kretische Knossos hinterließ an Kunstwerken, hat den Trennungstrich überschritten, unterscheidet sich scharf von der Vergangenheit, den ägyptisch-mesopotamischen Kulturen. Dort herrschte die statische, die streng gebundene Form, der Mensch noch ohne den eigenen Schwergewichtspunkt, wie Schlafwandler gehen, mit steifen Gliedern; hier ist mit einem Schlag die Bewegung ausgelöst, der Mensch schlägt die Augen auf, in sich selbst fühlt er den Funken, der zu Frage und Antwort, zu Tragen und Belasten, zu Handeln und Leiden treibt. In der Spannung zwischen dionysischen und apollinischen Kräften entspringt das Drama, die Tragödie — das im Men-

schen-Ich ausgetragene Schicksal der göttergegebenen Aufgabe —, und schon das erste plastische Figürchen, das die kretische Kultur formt, ist europäisch. Es gibt dort kleine Stierspringer, sie raffen in einem einzigen dynamischen Zug die ganze Gestalt des aktiven, widerstandbezwingenden Menschen zusammen, die Glieder sind beherrscht von der Körpermitte her, und nicht mehr hängen die Arme wie steife Gewichte an den streng und ertümlich aufgerichteten Körpern der ägyptischen Figuren. Die schwere Gestalt hat begonnen, sich zu bewegen: Schon in Kreta, mit dem ersten Atemzug des neuen Europa, ist die These ganz da —, der wache Wille zur Selbstverantwortung des Menschen.

So geht der Weg weiter. Rom prägt nach dem Denken und Kunstschaffen nun die exakte Formel, nach dem Maß das nüchterne Gesetz aus und trägt die Bewegung weiter hinein ins Herz des Kontinents. Das Mittelalter entfaltet die Fülle der menschlichen Kräfte: Wollen, Können und Hoffen. Dann ist das ganze Europa erwacht und sein Atem überströmt weithin seine Grenzen, die Völker gären und raufen, bekämpfen und befreunden sich und messen sich aneinander, wie im einzelnen die großen Europäer die Elemente und Ordnungen des Lebens messen und erproben. Es scheint nicht unähnlich einer Fuge; sind die einzelnen Stimmen aufgestanden und haben ihr Wort gesagt, so gehen sie ein in das große tönende Konzert — führende und begleitende, sanfte und harte, sich schenkende und fordernde Stimmen, alle zusammen sind es, die das Herz des Hörenden glücklich machen im Widerspiegeln der großen kosmischen Ordnungen, da alle Sterne, Monde und Sonnen sich gegenseitig im Gleichgewichte schwebend und kreisend erhalten. So ist es das Europa, das die Verantwortung des Denkens und Wollens im Lauf der Jahrhunderte entfaltet und aus Frage und Anschauung die Ordnung und das Maß immer neu zu gewinnen suchte, das hierfür ein Vorbild aufstellen soll: die Ordnung der Gemeinschaft, den Zusammenklang der Stimmen, das Bemessen der Kräfte nach dem oberen, nicht nach dem unteren Maß — denn daß Minos zum Seelenrichter erhoben wurde, bedeutet ja nichts sonst, als daß er, frühe Verkörperung des Europäischen, sein ganzes Handeln durchpuls hat mit dem Ethos, dem Prinzip der sittlichen Weltordnung, dem Verschmelzungspunkt des Wahren, Schönen und Guten allezeit zustrebend. So trug er die Rechtfertigung Europas in sich; er sah die Welt an, bedachte und empfand sie mit Hirn und Herz und erkannte sie dadurch, und bildete danach die Ordnung, die Gemeinschaft der Menschen des Volkes und die der Völker. Er drang durch zur Freiheit und verantwortete sich selbst nach dem Ethos und durfte darum auch andere in ihrer Verantwortlichkeit einschätzen. Was später von vielen (und vielleicht besonders klar und strahlend durch Friedrich Schiller und Johann Wolfgang von Goethe) erfaßt wurde, die Kraft der Persönlichkeit als die Würde Europas, das hatte das Bild der antiken Mythologie vom ersten Atemzug Europas an den Völkern mit auf den Weg gegeben. Fruchtbar ist es, zurückzuschauen, den Kreis zu runden, den Herzschlag des Anfangs in sich zu erneuern, so daß er im kühnen Durchstoß auslöscht, was sich in den Blutbahnen abgelagert hat — die Dürre des Denkens, die kranke Übersteigerung der Besitzlust, die Enge des Fühlens. Aus dem Bilde des Anfangs entsteht die Wirklichkeit der Zukunft: Europa, Fülle und Würde des verantwortungsstarken Menschen im Führen und Sichtenlassen der Gemeinschaft. Das Schicksal, das der Göttervater auftrug, als er die Europa an den Strand der einsamen Insel am Rand des neuen Erdteils brachte, allein und für sich in diese Welt gestellt, erfüllt der Kontinent, indem er zum Spiegel der gereiften Menschenkräfte wird.

O. St.



Hendrik van Balen, Landschaft von Jan Breughel dem Älteren: Raub der Europa

die Persönlichkeit ermutigen, anerkennen und ehren, insofern sie ein Ausdruck der höchsten Bestrebungen der Rasse ist.

★

Worin ist nun dieser Menschentypus verkörpert, der den Anstoß zu einer neuen Kultur geben und ihr einen besonderen Charakter verleihen soll? Bei uns in dem Legionär „M“, dem neuen Italiener, wie er uns jetzt tausendfach entgegentritt, mit dem roten M auf dem Rockkragen und mit leuchtenden Augen, in dem Vollmenschen, der nicht bloß ein Mann der Wirtschaft oder ein Politiker, ein Dichter, Heiliger oder Krieger ist, sondern potentiell all dies in sich vereinigt. Es ist der Mann der Bataillone des Duce, dieser Todesbataillone, die für das Leben geschaffen wurden, der beste Teil der Rasse und ihrer heroischen Überlieferung, der Mann, dessen Glaubensbekenntnis lautet: „Siegreich ist immer der, der den stärksten Glauben hat und im Leiden die größte Standhaftigkeit zeigt.“

Dieser neue Mensch, für welchen „das Volk der Körper des Staates und der Staat der Geist des Volkes ist“, besitzt ein inneres Licht, das einem begeisterten faschistischen Glauben entspringt, dem Glauben der Legionäre Cäsars. In diesem Vertreter des 20. Jahrhunderts lebt die Kraft des Geistes, die aus der großen Überlieferung Roms quillt, aus den Gesetzestafeln, die der Welt das Recht als höchstes Sinnbild der menschlichen Kultur verkündeten. Und wir dürfen nicht vergessen, daß die Völker, so oft sie versucht haben, sich diesem Gesetze Roms zu entziehen, in Gefangenschaft geraten oder irgendwie den Feinden der Menschheit in die Hände gefallen sind.. Die Geschichte ist lehrreich.

Gegen die verschwommenen und trügerischen Lehren steht also der römische Wirklichkeitssinn, vom Ideal durchtränkt durch den religiösen und politischen Glauben, den Glauben, der mich begeisterte Wahrheiten verkünden ließ: „Wir glauben an den Duce, weil wir an Gott glauben“, oder mich in dem „Gebet des Legionärs“ sprechen ließ: „Mache mich mehr und mehr unserer Toten würdig, damit sie, die ja die stärkeren sind, den Lebenden mit ‚Hier!‘ antworten.“ — „Herr, laß dein Kreuz zum Feldzeichen werden und der Fahne meiner Legion vorangehen!“ Und in der Zeit der inneren Kämpfe, als die vereinigten Gegner des Faschismus, die den Sieg der Idee und des großen Mannes doch schon vorausahnten, uns in den Augen des Volkes als Schergen des Kapitalismus hinzustellen versuchten, da ließ dieser Glaube mich ausrufen: „Ja, wir haben uns an Italien verkauft, und es hat uns mit der Bläue seines göttlichen Himmels bezahlt!“

★

Aus dem Obigen geht bereits klar hervor, worin der Beitrag Italiens und des italienischen Volkes zum europäischen Wiederaufbau bestehen kann. Ohne Ruhmredigkeit, aber auch auf jeden Fall kann der wahre Faschismus als Vorläufer und Pionier neuer Lebensformen diese Formen nicht nur in Europa, sondern in allen Ländern der Welt verwirklichen, und er hat auch schon den Anfang damit gemacht. Er wird das in der Weise tun, daß er die anderen Völker, jedes unter Wahrung seiner Unabhängigkeit und seiner ureigenen Bestrebungen, mit dem edlen Geiste der ständigen Revolution erfüllt. Diese Revolution, die als ein fortdauerndes Überwinden und Erobern zu verstehen ist und die dem italienischen Volk bereits in Fleisch und Blut übergegangen ist, „stellt die ausgesprochene, kategorische und endgültige Antithese zu der gesamten demokratischen Welt dar, zur Plutokratie, zum Freimaurertum, kurz zu der Welt der berühmten Grundsätze von 1789“. Und diese neue, durch den Faschismus formulierte Idee fasziniert die Völker immer mehr, je besser sie ihre erhabene Schönheit verstehen lernen. Wenn Italien erst in seinem Meere frei ist, wird das auch Europa die Freiheit der Weltmeere schenken. Seine besten Söhne werden an den lebenswichtigen Punkten des Imperiums stationiert sein und als Gleiche unter Gleichen alle Welt mit der italienischen, durch die Erfahrungen dreier Jahr-

tausende geläuterten Geisteshaltung bekannt machen und den andern Völkern die Kraft ihrer Arme, mit der sie einst das Gesicht ganzer Erdteile umgewandelt haben, zur Verfügung stellen.

Es gehört zu den natürlichen Fähigkeiten der Mittelmeerrasse, insbesondere der italienischen, daß sie das Übermaß und die leeren Abstraktionen anderer menschlicher Naturen zu mäßigen versteht. Bei dieser Rasse steht das Denken im Gleichklang mit der Tageswirklichkeit, und daraus ergibt sich eine völlige innere Ausgeglichenheit. Der Duce hat gesagt: „Neben einer neuen Wirtschaft braucht die Welt auch eine neue Ethik. Es ist das Verdienst und der unvergängliche Ruhm der faschistischen Revolution, daß sie die große Straße eröffnet hat, auf der nach und nach alle Völker marschieren werden.“

Aber unsere Feinde haben ein Interesse daran, daß der anormale Staat, dieser Eunuchenstaat, der bestenfalls liberal-freimaurerisch-demokratisch ist, verewigt wird, dieser Staat, der es den Juden ermöglicht, ihn in jeder Weise, angefangen vom entärteten Liberalismus und jenem krankhaften Modernismus, zu durchdringen und zu durchsetzen, und deshalb bekämpfen sie den faschistischen Gedanken mit allen Mitteln und vorzugsweise mit dem der Lüge. Gegen das christliche Rom führt der Antichrist all seine Scharen heran. Sie werden nicht die Oberhand behalten, aber wir müssen sehr wachsam sein und auf das Bewußtsein der Menschen kräftig einwirken. Wir werden in der Kunst und im Leben eine zweite italische Renaissance erleben, und sie wird herrliche Früchte tragen.

*

Schon seit 1921 versicherte uns Mussolini: „Es ist vom Schicksal bestimmt, daß das Mittelmeer wieder uns gehören soll, das Schicksal will es, daß Rom wieder die maßgebende Kulturstadt für ganz Westeuropa wird. Wir geben den künftigen Geschlechtern auf, leidenschaftlich dieses Ziel zu verfolgen, d. h. Italien zu einer der Nationen zu machen, ohne welche die künftige Menschheitsgeschichte gar nicht denkbar ist.“

Das angelsächsische Reich ist mit materiellen Interessen verknüpft und deshalb egoistisch. Das Römische Reich als tragende Idee geht von dem Gedanken aus, den Völkern Kultur zu vermitteln (siehe Äthiopien) und ist deshalb altruistisch.

Mussolini ist der Begründer der dritten italischen Kulturepoche; es ist dies eine Kultur, die wieder die höchsten Formen der Poesie, des Heroismus, der wirkenden Mystik in sich schließt. Wenn dieser Mann erklärt: „Gut sein heißt Gutes tun ohne einen Lohn dafür zu erwarten, auch nicht im Jenseits“ (Libro di Arnaldo), so ist er damit zum Heiligen geworden. Er trägt das Zeichen Gottes, und wir müssen ihm folgen.

„Durch die ganze Welt tönt der Herzschlag Mussolinis“, denn der „Wille zur Macht“ ist in ihm Wirklichkeit geworden, aber nicht nur aus Liebe zu seinem Vaterland, sondern aus Liebe zur Menschheit.

Ein Politiker, ein Gelehrter, ein Philosoph wäre vielleicht niemals zu dieser Schlußfolgerung gelangt. Ein Dichter gelangt ganz leicht zu ihr. Darin habt ihr recht, ihr Kameraden von der Hitler-Jugend.

*

Es besteht kein Zweifel, daß diese Zeit der Schwarzhemden und der Braunhemden (Römertum und Germanentum zu einer einzigen, lebendigen Tat verschmolzen) in der Lage ist, allen Kulturvölkern etwas Neues zu verkünden, nämlich die Wahrheit, ohne welche es keine freien Menschen gibt, und die Gerechtigkeit, ohne die kein Friede in der Welt herrschen kann. Mit der Wahrheit und der Gerechtigkeit haben wir dem italienischen und dem deutschen Volke größere materielle und ethische Möglichkeiten gegeben. Diese beiden Völker werden der Welt Arbeit und Kultur bringen, und wir werden gemeinsam

an der Aufrichtung der neuen europäischen Ordnung im Rahmen der Weltordnung schaffen.

Gegen diese beiden Ecksteine sträuben sich die Mächte der Vergangenheit und führen gegen sie einen allerdings aussichtslosen Kampf. Sie müssen jetzt in ihren Lügen zugrunde gehen, weil sie die Ungerechtigkeit verewigen wollten.

Wir werden siegen, denn wir wollen die Gesittung verbreiten, um Aufbauarbeit zu leisten, meine Kameraden, unsere Feinde aber wollen die Welt verderben und zerschlagen, um sie auszuplündern.

Darf denn die Materie jemals über den Geist herrschen? Wir werden siegen, denn gegen den Tod erhebt sich unerbittlich das Leben.

Svend Fleuron:

Über die dänisch-deutsche Kulturgemeinschaft und das neue Europa

Kurz nach dem Kriege 1864 brachte Björnsterne Björnson in einer aufsehen-erregenden Rede auf Skamlingsbakken den Wunsch vor, die Nordländer mögen Deutschland gegenüber ihre Richtung ändern und unterstrich die Notwendigkeit einer germanischen Schicksalsgemeinschaft. Die offenen Worte des Dichters riefen besonders in Grundtvigianischen Kreisen*) einen Sturm der Erbitterung hervor — und lösten den sogenannten Richtungsstreit aus, der einen sehr interessanten und lehrreichen Verlauf nahm. Zeit und Ort waren für diese Aussprüche vielleicht unglücklich gewählt, da den besten Dänen die erlittene Niederlage noch so nahe war, daß sie den deutschdänischen Gegensatz zugunsten größerer historischer Perspektiven noch nicht aufgeben konnten. Doch dieser tragische Hintergrund der Rede Björnsons machte sie nicht weniger wertvoll. Vor dem Richterstuhl der Geschichte wird der große norwegische Dichter unter den wenigen Männern stehen, die das kommende germanische Europa voraussahen und verkündeten.

Ich nannte die Grundtvigianer als besondere Gegner Björnsons im Richtungsstreit. Aber es wäre unrichtig, dem Grundtvigianismus — dem ursprünglichen, gesunden Grundtvigianismus, der nichts mit der jetzigen „Volkshochschulbewegung“ zu tun hat — die Schuld für den künstlichen Gegensatz, der nach 1864 zwischen Dänen und Deutschen geschaffen wurde, zu geben. Allerdings konnte Grundtvig selbst harte Worte über jenes Deutschland fallen lassen, das sich von den „romanischen Todesmächten“ beherrschen ließ. Dem deutschen Volk aber brachte er größte Sympathie und größtes Verständnis entgegen und nahm entschieden Abstand von jenem Deutschenhaß, der ein charakteristisches Merkmal für die unvölkischen Epigonen der Volkshochschule war. Damals schrieb der alte Volksführer:

„Für mich wenigstens ist es sonnenklar, wenn wir für dänisch keinen anderen Begriff als antideutsch hätten, sowie die Polen unter polnisch anscheinend nur antirussisch, antipreußisch und antiösterreichisch verstehen, da wird es Dänemark bald ebenso gehen wie es den Polen ging, dann hatten wir entweder niemals, — oder haben das Recht verloren, ein Volk zu sein und ein Reich zu bilden.“

Nein, will man den Dingen auf den Grund gehen, dann muß man offen sagen, daß Grundtvigs ganzer Einsatz und das Lebenswerk seiner besten Schüler —

*) Grundtvig war der Begründer einer sehr bedeutenden sozialreformatrischen Volksbewegung. D. Schr.

wir denken bloß an die Tendenzen in Jakob Knudsens Schriften und Morten Pontoppidans meisterhafte Schilderung des deutschen Freiheitskrieges „Anno 13“ — gerade eine wesentliche Grundlage für die von Björnson geforderte Richtungsänderung waren.

An dem unfruchtbaren Deutschenhaß tragen weder der Grundtvigianismus noch die tragischen Bruderkämpfe zwischen Dänen und Deutschen die Schuld. Der Haß hat seinen Ursprung im jüdischen Liberalismus und Marxismus und ist nicht nur gegen Deutschland, sondern auch gegen das Beste in unserem eigenen nordischen Erbe gerichtet. Es ist hinterhältige Mobilisierung der Haßgefühle im kleinen Manne gegen alles Große, Starke und Nordische, was die „gute Demokratie“ in Dänemark und den anderen kleinen Ländern dazu gebracht hat, eine geschmacklose Abgötterei mit dem „kleinen deutschen Mann“ zu treiben, der vor lauter Menschlichkeit die stolzen Traditionen Preußen-Deutschlands ableugnen und mit allen und jedem Brüderschaft trinken sollte. Die Demokraten treffen sich mit den Bolschewisten im Haß gegen ein einiges Deutschland und ein einiges Großgermanien, und sie wollen lieber Deutschland schwach sehen und seine Macht vernichten, als daß sie die Nordländer als einen starken politischen Faktor an der Seite Deutschlands in die große Geschichte eingehen sehen wollen.

Dieser unfruchtbare Haß ist selbstmörderisch und hat nur dazu geführt, daß die dänische Politik in der Zeit von 1864 bis 1940 zu einem unehrlichen und wirklichkeitsfernen Kompromiß zwischen Dänemarks staatspolitischen Möglichkeiten und einer gegen Deutschland aufgehetzten Volksstimmung wurde.

Wenn man sich in die politische Geschichte Dänemarks vertieft, erfährt man, daß die gesunde Entwicklungslinie im deutsch-dänischen Verhältnis eine Schicksalsgemeinschaft von zukunftsweisendem Charakter zeigt. Es ist nicht zufällig, daß Deutsche und Dänen ein ums andere Mal Schulter an Schulter gegen die Gefahr im Osten gekämpft haben und daß ein deutscher Ordensritter uns den schönen Danebrog geschenkt hat.

Diese politische Schicksalsgemeinschaft, die viel tiefer wurzelt als die tragischen Verwicklungen zwischen den beiden Völkern im Laufe der Geschichte, haben ihren Ursprung im gemeinsamen Blut, der geographischen Lage und der gemeinsamen Kultur.

Die gegenseitige kulturelle Befruchtung war groß, ja viel größer als die meisten nur ahnen. Da sind z. B. unsere reichen und feinschattierten Volkslied-dichtungen, die im 18. Jahrhundert die größte Bedeutung für Herder und Goethe haben sollten, und die deutsche Romantik, die durch Henrik Steffens, den Vetter Grundtvigs, einen starken geistigen Durchbruch in Dänemark auslöste — das goldene Zeitalter —, wo Männer der Wissenschaft und Dichter den Weg zu den einzigartigen Kultur- und Charakterwerten unserer nordischen Vorfahren wiederfanden. Es würde zu weit führen, die lebendige Wechselwirkung zwischen der wissenschaftlichen Forschung und der Literatur dieser beiden Völker von Bartolin bis Grönbeck zu schildern und die engen Beziehungen z. B. zwischen der Malerei und der Musik in den beiden Ländern aufzuzählen. Wer aber den einfachen dänischen Menschen die Trios von Haydn und Mozarts Quartette spielen gehört hat und wer dem Grundton in den Melodien beider Völker nachgelauscht und eine dänische Mutter gehört hat, die ihr Kind mit der deutschen Melodie „Nun ruhen alle Wälder“ in den Schlaf singt, wird keinen Augenblick darüber im Zweifel sein, daß die deutsch-dänische Kulturgemeinschaft eine Tatsache ist, an der nicht gerüttelt werden kann.

Ich kann mich über die Stellung Dänemarks in der kommenden europäischen Neuordnung jetzt nicht aussprechen, nur eins ist für mich klar, daß Dänemark

durch ein hartes Schicksal bald vor die Wahl gestellt wird: demokratische Neutralität oder nordischer Einsatz.

Unsere Zuschauerrolle muß vorbei sein. Noch können wir Dänemarks Stellung im neuen Europa mitbestimmen, denn es ist an uns, einen klaren Standpunkt einzunehmen, oder es auch bleiben zu lassen. Die Nationalstaaten waren eine Stärke Europas und haben eine wesentliche Voraussetzung für die europäische Führerstellung in der Welt geschaffen, während die Kleinstaaterei und die inneren Zerwürfnisse unter den blutsverwandten Nationen immer schicksalhafte Folgen für Europa und Schuld an dem Mangel an Lebensraum in Nord- und Mitteleuropa hatten.

Unter dem neuen Europa verstehe ich nicht ein entnationalisiertes Weltreich, wo der nordische Mensch nicht mehr Wurzel schlagen kann (denkt z. B. an USA. und das amerikanische Nationalgefühl), sondern einen politischen Verband europäisch-nationaler Staaten. Die neutralisierten Liliputstaaten, die außerhalb des europäischen Zusammenseins leben wollen, haben allerdings keine Lebensberechtigung, denn sie verurteilen die Elite ihrer Völker und ihre beste Jugend zu einem verkrüppelten, ärmlichen Dasein ohne Ziel und Halt.

Die Grenzen des neuen Europas müssen gegen Osten vorgeschoben, und kinderreiche Familien nordischer Herkunft müssen eine Kolonisationsarbeit von gigantischen Ausmaßen mit nationalsozialistischer Zielsetzung durchführen.

Ich sehe die Horizonte einer herrlichen neuen Zeit, wo der Jugend große Aufgaben gestellt werden, und mich erfüllt eine tiefe und dankbare Bewegung für den Mann, der den wesentlichsten Anteil an der Neuschöpfung Europas hat: Adolf Hitler.

Ion Conea:

Rumäniens Bekenntnis zu Europa

Wer daran gewöhnt ist, sich in geographische Karten zu vertiefen, auf denen die Bodengestaltung zu sehen ist, weiß, daß sich die Linien und Gestaltungen des Erdreliefs immer wieder gleichsam organisch vereinigen und geographische Individuen ausprägen. Der rumänische Boden und das rumänische Volk nun bieten uns einen jener selten glücklichen Fälle, daß ein klar geformter Boden einem Volkswesen „biogeographisch“ angepaßt ist in einer vollkommenen Harmonie zwischen der räumlichen Ausdehnung und dem einwohnenden Menschen, wie es bereits Strabo berichtete: „Ein Land, das so geschaffen ist, wie man es sich wünscht, als hätte hier gleichsam eine weise Göttin der Vorsehung ihre Hand im Spiel gehabt.“ Ein Raum, äußerst harmonisch geformt und zugleich einer der reichsten Räume Europas.

Was ist nun das rumänische Volk? Es ist zum größten Teil ein Bauernvolk (allerdings: der rumänische Staat ist deshalb nicht nur ein Agrarstaat, sondern kurz vor Ausbruch des jetzigen Krieges stammten seine Einkünfte zur Hälfte aus der Landwirtschaft und zur Hälfte aus der Industrie), in ihm sind die Bauern der Urquell ethnischer und politischer Kraft und haben eine der ältesten, reichsten und eigenartigsten Volkskulturen bewahrt. „Die Liebe zur Erde haben uns die Daker gelehrt, die Tausende von Jahren unsere Scholle beherrschten und in der Stunde, in der sie sie nicht mehr beherrschen konnten, aus ihren Leibern Felsblöcke schufen als Gebot für die Nachfahren, auf daß niemals die Ehre und Pflicht vergessen werde, daß wir unseren Boden zu verteidigen haben... Die Früchte des Sieges werden den rumänischen Bauern ge-

hören. Die Lebensschichtung, der Staatsaufbau von morgen werden für die Hebung des Bauerntums bestimmt. Aus den glühenden Tiefen unseres Bauerntums haben wir viele nationale Werte, Quellen der Erneuerung, der Schöpfung und Arbeit des gesamten Volkes gewonnen." (Vize-Ministerpräsident Mihail Antonescu.) Auf dieser Grundlage wird der neue ständische Staat errichtet und das ganze Land, Männer und Frauen und die Jugend, durch straffe Organisation eingespant werden.

Unser Wesen ist gastfreundlich, nachgiebig und gefühlvoll. Unsere große Leidenschaft ist die Musik, besonders die gesungene. Aus ihr sprechen unser Boden und unsere Wälder, unsere Geschichte — mit einem Wort: unsere Seele. In dem südlichen Teil unseres Landes sind wir ebenso feurig-heiß wie die strahlende Sonne des Südens. Wir sind aber auch gleichzeitig zähe und hart wie die unbarmherzige Kälte und der scharfe Wind, der im Winter über die russische Steppe aus der Antizyklone des nördlichen Sibirien zu uns gelangt. Wir halten unser Wort, wir lieben und achten unsere Freunde, und vor allem: wir hassen niemanden. Wir wollen nichts, was einem anderen gehört, aber um so mehr halten wir an dem fest, was unser ist.

Haben wir den Führer, den wir brauchen, dann gehen wir, genau wie unsere dakischen Vorfahren vor nunmehr zweitausend Jahren, lächelnd in den Tod und sehen in dem Tod unsere Erlösung. Die Worte eines deutschen Schriftstellers treffen gut zu, vom „opferbereiten Volkstum“: „Der Bauer, der in seinem persönlichen Leben anspruchslos ist bis zur Entsagung, ist es gleichfalls im Krieg. Seine Geduld und seine Unermüdlichkeit sind fast beispiellos. Gerade hierbei zeigt es sich, wie Volkstum und Soldatentum eng verbunden sind. Ob es der hochbepackte Bauernwagen ist, ob es Geschütze sind, der Bauer fährt sie mit dem gewohnten Gleichmut über die steinigen Gebirge und die schmalen, gefährlichen Wege. Geduldig erträgt er, wie er es nicht anders gewohnt ist, die Unbilden des Wetters, die Hitze, die Kälte, sei es als Landmann, sei es als Krieger. Und ebenso gleichmütig und in sein Schicksal ergeben nimmt er Hunger und Durst auf sich und erfüllt seine Pflicht bis zum letzten.“ Und diesen Mut hat er auch bei der Erlernung und Handhabung der technischen Waffen bewiesen. Die ihm angeborene Intelligenz und Geschicklichkeit lassen ihn die technischen Handgriffe und Berechnungen schnell überwinden, während die Unbekümmertheit seines Temperaments ihn zu einem auch mit den technischen Waffen vertrauten, heldenmütigen Kämpfer machen. Das Lob der deutschen Militärmission, die kurz vor dem Kriege unser Heer ausgebildet hat, das heute neben dem Deutschen Reich Schulter an Schulter für eine gemeinsame Sache kämpft, ist die sprechendste und zuständigste Anerkennung dieser Eigenschaften des rumänischen Bauern und Soldaten. Ebenso werden die deutschen Heeresberichte, ganz besonders die Berichte dieses Sommers, die berufenste Anerkennung des Opfergeistes und Heldentums unserer Soldaten bleiben. Bereits im ersten Kriegsjahr verloren wir 6000 Offiziere und 150 000 Mannschaften, davon 80 Prozent jenseits des Dnestr, also für die europäische Sache.

Diesen Kampf gegen die bolschewistische Pest aber haben wir schon zweimal geführt: Im Jahre 1917 im Innern unseres Landes und im Jahre 1919 irgendwo jenseits der Grenzen, obwohl uns ein gewisser „Viererrat“ von jenseits der Grenzen dies ausdrücklich untersagte. Jetzt stehen wir im dritten Feldzug —. Dieser Kampf liegt Rumänien besonders, bildet es doch eine geschichtliche und geopolitische Brücke zwischen Mitteleuropa und dem Südosten. Wir stützen uns auf die Karpaten und halten im Namen und im Interesse von ganz Europa an der Donaumündung Wache. Diese Tatsache aber ist eine der Grundlagen zu unserem stolzen Vertrauen auf die Zukunft. „Rumänien: Tor der Reichtümer,

durch das das deutsche Mitteleuropa sich mit dem rumänischen Schwarzen Meer vereint. So hat unser Volk auch in Zukunft einen Lebenszweck, den es zu verwerten wissen wird, wenn das Europa des Germanentums und der Latinität sich auf neuen Grundlagen und wirtschaftlichen Realitäten organisieren wird, nicht aber auf Fiktionen, auf veralteten Ansprüchen oder verrauschten Plutokratien. Durch die Nordkarpaten legen wir eine Brücke zu der großen deutschen Masse, durch die Lemberger Linie verbinden wir uns mit der Ostsee, wir leiten die Reichtümer des europäischen Nordens zum Süden und Osten Europas, durch die Donau gehören wir Mitteleuropa . . ." (Mihail Antonescu).

Diese historische Mission haben wir allezeit erfüllt und hatten einen entscheidenden Anteil an dem Widerstand gegen die Einfälle der Hunnen und des türkischen Halbmonds. Wir waren zahlreich und hielten in den Wäldern und Schluchten der Karpaten stand. Unseren Nachbarn im Süden, die wir achten und deren gute Eigenschaften wir rückhaltlos anerkennen, haben wir aus unserem Blute drei ihrer größten Staatsgründer und Heerführer geschenkt: Petru, Assan und Lonita. Unseren Nachbarn im Nordwesten aber, die wir gleichfalls achten und deren Eigenschaften wir ebenso schätzen, haben wir Ion und Matei Huniade gegeben — zwei der bedeutendsten Gestalten ihrer Geschichte. Ein großer Teil Serbiens und Bulgariens ist seit jeher ethnisch von unserem Blut durchdrungen. Wir wissen, daß diese beiden Nachbarn zum großen Teil das gleiche, ethnische Gepräge aufweisen wie auch wir. Einer unserer bedeutenden Gelehrten schreibt: „Die Geschichte und Ethnographie sind Zeugen dafür, daß diese drei Völker im Grunde auf ein und derselben Rasse aufbauen, über die sich neuere, dünnere Schichten gelegt haben, und daß der modernen Geschichte dieser drei Völker eine große, notwendige, höhere Einheit zugrunde liegt, die Rom geschaffen, Byzanz erhalten und das Osmanische Reich geerbt hat.“

Das östliche, das Testament Peters des Großen, setzt uns nicht in Schrecken. Besonders auch nicht deshalb, weil uns vom Westen her ein anderes Testament, das politische und wirtschaftliche Testament eines Friedrich List, schützt, das von dem heutigen Deutschland buchstäblich verwirklicht wird. Die Ideen Lists sind bekannt; darin heißt es an einer Stelle über Südosteuropa ungefähr so: Deutschland ist berufen, seine schützenden Fittiche auszubreiten über den ganzen Süden, über den von der Natur längs der Donau vorgezeichneten Weg, wo jetzt, an Stelle des zerfallenen türkischen Reiches, der russische Strom überzufluten droht, der aber, koste es, was es wolle, an der Grenzlinie des rumänischen Flusses Pruth von den Deutschen, verbündet mit den Ungarn und den Rumänen, aufgehalten werden muß.

Kampf ist uns vorgeschrieben, davon sagt unser Sprichwort: „Besser ist es, einen Tag als Falke, denn ein Jahr als Krähe zu leben.“ Und wie sehr erinnert das an den Satz Friedrich Nietzsches: „Wer ein Held sein will, der errichte sein Haus auf dem Vesuv.“ Ja, fast sind wir unseren Nachbarn im Osten dankbar dafür, daß gerade ihretwegen unser Haus auf einem Vesuv aufgebaut ist und gerade ihretwegen wir Rumänen ständig gefahrvoll zu leben haben.

Gerade auch diese Spannung hat zur Schärfung unseres geographischen Bewußtseins beigetragen. Wir kennen unsere so ganz und gar europäische Lage und denken mehr an diese geopolitische Mission, die der Zukunft angehört, als an die Vergangenheit. „Wir setzen auf die Ehre und Gerechtigkeit des zukünftigen Europa.“ Dies ist unser Bekenntnis zu dem Europa von heute und besonders zu dem von morgen!

Fanny Popowa-Mutafowa:

Bulgarien und das neue Europa

In der Geschichte der Menschheitskultur erkennen wir zwei klar hervortretende Haupttendenzen, die der menschlichen Natur eigen sind: das dynamische und das statische Prinzip, Perioden der Blüte und des Untergangs, ein männliches und ein weibliches Prinzip, Epochen des Apollonisch-Faustischen und Epochen des Untergangs, der Dekadenz und des Todes.

Seit seiner frühesten Geschichte hat das bulgarische Volk immer wieder seine rassische Eigenart klar erwiesen, an der Seite der Völker, die das Gesunde, Natürliche, Dynamische, Männliche, Staatsbildende, Tapfere verkörperten. Nicht umsonst war Tangra, der Gott der Urbulgaren, der Gott, der die Idee des Sieges der Gerechtigkeit über die Gesetzlosigkeit, der Wahrheit über die Lüge, des Guten über das Böse versinnbildlichte. Und als die Altbulgaren das Christentum annahmen, verwandelten sie es gleich zum Bogomilentum, einer Lehre, die die Wahrheit und Gerechtigkeit suchte, die hinter so vielen und sich scheinbar widersprechenden Dogmen verborgen war.

Im Panegyrikus über Theoderich den Großen wird gesagt, daß die Goten und Bulgaren zwei Völker sind, die nie in der Schlacht zurückweichen. Heute, nach 14 Jahrhunderten, schreibt ein deutscher Kenner: „Die geistige Verwandtschaft zwischen dem deutschen und dem bulgarischen Volk kommt besonders stark in der bulgarischen Literatur zum Ausdruck, die dieselben Ideale besingt, welche in der altgermanischen und deutschen Dichtung den ersten Platz einnehmen: Treue, Tapferkeit, Ehre, Freiheitsliebe, Selbstaufopferung für Volk und Vaterland.“

So trat Bulgarien nicht zufälligerweise 1915 an Deutschlands Seite in den Krieg ein, in den großen Kampf für Freiheit und Gerechtigkeit. Und nachdem es mit ihm zusammen den Kelch der Bitternis bis zur Neige geleert hatte, konnte Bulgarien während der folgenden Jahre schwerster Prüfungen nicht anders, als mit seinem ganzen Herzen, mit allen seinen Gedanken dort sein, wohin die alten ererbten Gesetze es hinbefahlen, nämlich an der Seite des ehrlichen Kampfes, des Strebens nach einer höheren Gerechtigkeit, nach einer größeren Wahrheit.

Bulgarien erlebte im Jahre 1878, nachdem es durch 5 Jahrhunderte unterjocht gewesen war und sich selbst zum Opfer gebracht hatte, um die europäische Kultur vor dem Abgrund zu retten, seine Wiederauferstehung mit jungfräulichen, unberührten Kräften. Nicht umsonst haben wir ein altes Sprichwort: „Jedes Böse hat sein Gutes.“ Lange Zeit empfanden wir das fünfhundertjährige Joch als ein großes Unglück für unser Volk. Aber nichts geschieht in der Geschichte, das nicht irgendwie seinen tieferen Sinn und seine Bestimmung hätte. Wenn Deutschland nicht den Weltkrieg verloren hätte, würde heute nicht das mächtige Reich Adolf Hitlers bestehen. Wenn Bulgarien nicht 500 Jahre lang kulturell und politisch in Vergessenheit gewesen wäre, würde es heute nicht auf der Weltbühne als ein junges Volk mit aufgespeicherter Energie und unbegrenzten Lebensmöglichkeiten erscheinen.

Deswegen ist heute der Begriff „Neues Europa“ für Bulgarien nichts Fremdes, wozu es erst erzogen werden müßte, sondern nur der Weg zu seinem ursprünglichen und natürlichen Zustand. Noch vor weniger als 70 Jahren verbrachte der Bulgare sein Leben in patriarchalischer Einfachheit, fern von allen Lastern einer schon angefaulten, verjudeten, dem Untergang geweihten Kultur. Der Bulgare aus der Zeit vor der Befreiung kannte keine Lüge, keine diplomatische Intrige, keine Kabale des Goldes. Er gab Anleihen,

ohne einen Wechsel zu verlangen, nur auf das Ehrenwort vertrauend. Die Bulgarin brachte 10 bis 15 Kinder zur Welt, als wäre dies das natürlichste im Leben. Die Brüder und Gevatter bearbeiteten ihren Acker gemeinsam und standen sich in der Not unverbrüchlich bei. Die Verteidigung der Ehre war viel wichtiger als das Geld; die Arbeit viel wertvoller als der Gewinn. Im Jahre 1840 — also beinahe ein halbes Jahrhundert vor der Befreiung — schrieb der in Weles geborene Bulgare Jordan Dschinow: „Der wahre Bulgare lügt nicht, ist nicht neidisch, verliert seine Zeit nicht mit Faulenzen, ist nicht falsch und verschwenderisch. Er arbeitet, führt Krieg, ist treu, gastfreundlich, fürchtet Gott, ehrt seine Könige und alle Gesetze, die von Gott und von den Königen kommen.“

Die Freiheit brachte allerdings neben ihren vielen Gütern diesem reinen, gesunden, natürlichen bulgarischen Volk auch die Ansteckung einer schon verfaulten, falschen Zivilisation, die in den klangvollen, jedoch leeren Phrasen der europäischen liberalen Gesellschaft ihren Ausdruck fand. Jedoch hat das Gesunde im bulgarischen Volk, das instinktiv die Gefahr witterte, niemals die demagogischen Prinzipien der europäischen freimaurerischen und jüdischen Intelligenz angenommen.

Heute folgt das bulgarische Volk dem Ruf Adolf Hitlers, ein neues, einigeres Europa zu schaffen — ein Europa, das in sich die Kräfte finden soll, alle schädlichen und schicksalhaften Verirrungen zu vermeiden, mit einer Bereitwilligkeit und Innigkeit, die durch seine Geschichte und rassische Eigenart bedingt ist. Schon im Mittelalter suchte das bulgarische Volk durch das Bogomilentum eine größere soziale Gerechtigkeit. Es bewies seine Anhänglichkeit an die nationale Einheit, indem es seinen nationalen Staat, seine nationale Kirche und nationale Kirchenschrift schuf. War etwa unser großer Dichter und Revolutionär Christo Botew nicht das Vorbild eines Nationalsozialisten schon im Jahre 1876? Haben nicht Wassil Lewski, Benkowski, Stefan Stambolow mit dem Preis ihres Lebens gezeigt, wie der wahre Volksführer sein muß — fest, unerbittlich, mit allen Kräften die Rechte seines Volkes verteidigend? Das bulgarische Volk ist immer mit Bereitwilligkeit und Liebe seinen großen Führern gefolgt, indem es das Recht der Führerpersönlichkeit vor den lügenhaften demagogischen Prinzipien der Pseudodemokratie anerkannte.

Im neuen, glücklichen, einheitlichen Europa wird Bulgarien einen starken Anteil großer Aufgaben erhalten. Bulgarien hat gleich Deutschland und Italien am eigenen Leibe die Lüge und Grausamkeit der Friedensdiktate der jüdisch-freimaurerischen Pariser Clique am schmerzlichsten verspürt; so werden sie gemeinsam alle Kraft hergeben, um Europa für immer vor der Wiederkehr der schrecklichen Zeit zu bewahren, in der das Idol des fünfzackigen Sternes regierte. Heute erlebt Bulgarien Seite an Seite mit dem deutschen Volk die Verwirklichung eines tausend Jahre alten Wunschtraumes: Die Vereinigung aller seiner Volksgenossen. Bulgarien ist aus einer national-einheitlichen Bevölkerung zusammengesetzt, und immer herrschte auf dem Balkan dann Frieden, wenn es ein großes, einiges Bulgarien gab. Ein solches Bulgarien ist eine Garantie für ein ruhiges Leben, für den Fortschritt, für das Glück, für die segensreiche Entwicklung aller Balkanvölker. Mächtig, gerecht, frei von einem engherzigen Chauvinismus oder blinder Megalomanie, staatsbildend, mit einem der tapfersten Heere, mit einem der fleißigsten Völker, gesegnet mit fruchtbarer Erde, stellt Bulgarien ein Unterpfand für das Gelingen und für die Festigung der neuen revolutionären Ideen der Staaten der siegreichen Achse im südöstlichen Gebiet unserer europäischen Heimat dar.

Ferdinand Vercocke, Brüssel:

Flandern, germanisches Grenzland in den Niedereren Landen

Als Philipp von Marnix von St. Aldegonde im Jahre 1587 auf dem Reichstag zu Worms die Sache der Niederlande in ihrem Kampf gegen Spanien verfocht, da richtete er sein besonderes Augenmerk auf die dringende Notwendigkeit, das große Strommündungsgebiet dem germanischen Norden erhalten zu müssen. Denn dies lag sowohl im deutschen als im niederländischen Interesse. Der kluge Diplomat, dem die Ernennung zum Bürgermeister von Antwerpen bevorstand, hatte hiermit seine Voraussicht in germanischen Großraumverhältnissen gezeigt. Die Niedereren Lande an der See mit ihren natürlichen Flußhäfen leben von einem weiten Hinterland, doch eröffnen sie gleichzeitig eine Ferne, weit wie die Weltmeere selbst. Dieses Nordseeland in die Hände der Welschen fallen zu lassen, wäre in der Tat ein Unheil gewesen, und die Geschichte unseres Volkes wird vom Kampf für sein germanisches Wesen getragen.

Denn Flamen sind keine Romanen. Der belgische Staat, in dem sie seit 1830 mit den Wallonen gezwungenermaßen zusammenleben, ist die künstliche Schöpfung englischer Diplomatie, die damit die vollständige Einverleibung dieses Gebietes an Frankreich zu verhindern suchte. Auf Grund ihrer Geburt sind die Flamen Niederländer und gehören zur großen germanischen Volksgemeinschaft. Die Flamen in Belgien, zusammen mit den Flamen in Südflandern, das durch die Kriegserfolge Ludwigs XIV. innerhalb der französischen Grenzen liegt, zusammen mit den sogenannten Holländern, bilden das niederländische Volk, eins nach Sprache und Kultur.

Seinem Wesen nach germanisch, hat dieses Volk eine eigene reiche Persönlichkeit. Die Niederlande sind ursprünglich das Land der Salfranken. Cäsar hatte diesem Volksstamm eine Landstrecke zugewiesen, die nahezu mit Holländisch- und Belgisch-Brabant übereinstimmt. Von hier aus strahlte ihre Volkskraft über das Deltagebiet. Den sächsischen Nordosten und Südwesten ebenso wie das friesische Küstengebiet bezogen sie in ihr Kraftfeld ein. Von den Salfranken empfangen diese Gebiete ihre Kultur und deren Ausdruck, nämlich die gemeinsame Sprache. Aus ihr ist die moderne niederländische Sprache gewachsen, die eine eigene Gestalt hat und, sowohl mit der reichsdeutschen Hochsprache als auch mit den niederdeutschen Dialekten verwandt, als Kultursprache ein eigenes Dasein führt.

Die erste Provinz, die mit eigener Persönlichkeit in der Geschichte auftritt, ist die Grafschaft Flandern. Hier leben friesische, sächsische und fränkische Sippen in gestaltender Einheit beisammen. Sie ist im kleinen gesehen ein Bild des gesamten Deltagebietes. In der hügellosen Ebene, die, außer dem Meer, keine natürlichen Grenzen kennt, strebt dieses Volk durch die Zeiten in der doppelten Spannung seines Dranges nach Weite und seines Willens zur Selbsterhaltung. Die erste große Schlacht, die gegen das aufrückende Frankreich zu Cassel geschlagen wurde, gewann im Jahre 1071 Robrecht de Fries, der in der Sage als der Anführer großer Flotten weiterlebt. Ihm steht die Bevölkerung des westfälischen Küstenlandes zur Seite. Keinen anderen Titel als den eines Markgrafen von Flandern durch Gottes Gnaden achtet er seiner Macht würdig. Obwohl durch die Bestimmungen des Vertrages von Verdun vom Jahre 843 Lehnsleute der französischen Krone, üben diese Grafen alle königlichen Rechte aus und führen eine eigene, großzügige Politik. Zwei Jahrhunderte bevor die deutsche Hansa in diesem Lande ihre Kontore einrichtete, hatte die flämische Handelsschiffahrt bereits die Ostseegebiete bis nach Rußland angelaufen. Im 2. Jahrhundert war Brügge schon Großstadt und ein Welthafen des Westens. Die



Adolf Saenger:
Der Stier trägt die
Europa an Land
(Kohlezeichnung)

Hansa von Brügge, um 1100 gegründet, die allein ein Brügger als Graf führen durfte, beherrschte den gesamten flandrischen Handel des Nordwestens.

Drang nach Weite über See, Drang nach Weite über Land: Robrecht de Fries ist der erste bedeutende Kreuzfahrer. Bereits Jahre bevor der Papst Urban den bewaffneten Zug gegen die Sarazenen predigte, brach er, Sohn der Wikinger, zu seinem ritterlichen Abenteuer auf. Sein Sohn, Robrecht II., erwarb sich den Beinamen „von Jerusalem“, obwohl er die Annahme der Krone verweigert hatte.

Nicht allein Glück brachte das Meer, es hat unserem Volke auch harte Schicksalsschläge zugefügt, die sich jedoch wieder zu seinem Heil auswirkten. Als die Flut die Höfe des Küstengebietes überspülte, da folgte das kinderreiche Volk von Bauern und Soldaten dem Ruf der deutschen Fürsten und begann seinen großen Treck in das Land der Oosterlingen, nach Ostland. Also wurde zuerst von flämischen Siedlern das Ostlandlied gesungen. Da war Land urbar zu machen und zu bebauen, da war ein „betere stee“. Sie halfen, die slawischen Wenden, die damals noch einzelne Gebiete des deutschen Ostens besaßen, vertreiben und trugen als bodenverbundene germanische Bauern bei zur Festigung des Deutschen Reiches. Bis zu den fernsten Grenzen des nordischen Raumes, selbst bis nach Siebenbürgen, zogen sie aus. Noch im 19. Jahrhundert waren in Deutschland geschlossene Siedlungen festzustellen, die nach Sprache und Sitte ihre ursprüngliche niederländische Wesensart bewahrt hatten. Noch heutzutage ist in Deutschland „der Fläm̄ng“ wohl bekannt, und Namen flämischer Städte zeugen für ihre Gründer. So führt Lichterfelde bei Berlin noch dasselbe Wappen wie Lichtervelde in Westflandern.

Die Bauwerke, die innerhalb der eigenen Grenze den Geist dieses Volkes verewigen, gestalten seinen angeborenen Drang nach Weite, nach übermenschlichem Leben und Ewigkeit. Der Dom der alten Salfrankenstadt Doornik ist der lautere Ausdruck seines niederländisch-germanischen Wesens. Seine Baumeister heben riesenhafte Türme in die Lüfte als Burgen und Leuchttürme zugleich, oder sie krönen sie mit einem Glockenspiel, den „Beiaarden“, die, immer jung, durch die Gezeiten klingen. Ihre Hallen haben die Weihe von Kirchen; die Gildehäuser mit ihren vergeistigten und reich aufstrebenden Giebeln erscheinen wie Schreine von Stein.

Hier im geschäftigen Gedränge des Welthafens am Swin tritt die adelige Gestalt des germanischen Arbeiters in die Geschichte ein. Die flämische Gemeinde ist ein Arbeiterstaat im kleinen, der „Belfort“ ist sein Triumphbogen. Vom Arbeiter singt Jakob van Maerlant (gestorben um 1290), der Dichter und Kämpfer von Damme, der sein Volk für einen neuen Kreuzzug, eine Heerfahrt in die Ferne aufruft. Der flämische Arbeiter lacht mit dem Fuchs im Meisterwerk der Tierepik „Van den Vos Reinaecke“, dem Urbild von Goethes Reinecke Fuchs, über den sterbenden Lehnstaat. Sein Wesen und seine Sprache beeinflussen den westlichen Teil der Niederlande und schließen ihn frühzeitig zu einer kulturellen Einheit zusammen. Sein Geist strahlt mit den Kaufleuten der deutschen Hanse über das Reich aus und lebt in Niederdeutschland in verwandten Formen wieder auf. Die niederdeutsche Stadt, jetzt so schändlich durch englische Vernichtungswut zugerichtet, stand einmal mit Flandern in engster Verbindung. Im Straßenbild der deutschen Ostseestädte, so z. B. in Danzig, ist der Giebelstil des niederländischen Baumeisters häufig. Das Rathaus von Thorn trägt den unverkennbaren flämischen Belfort-Turm.

Flämisch-niederländischer Geist strahlt nicht allein im Mittelalter über die Grenzen aus: zur Zeit der Renaissance gestalten ihn seine Bildhauer und Baumeister in der ganzen Welt des Nordens. Als Brügge versandete, wurde seine

Tradition im 15. Jahrhundert von Antwerpen übernommen. Gleichzeitig ist auch das politische Übergewicht auf Brabant übergegangen. Brüssel wird die Hauptstadt der Niederlande, ein Lieblingaufenthalt von Wilhelm von Nassau, dem Prinzen von Oranien, der die Führung des niederländischen Freiheitskampfes gegen Spanien übernahm. Marnix' Verteidigungsrede für germanische Solidarität auf dem Reichstag zu Worms aber blieb ergebnislos. Infolge der reichsdeutschen Zurückhaltung dem früheren Reichslehen gegenüber blieb der Sieg nur halb, der Prinz mußte das reichste Gebiet seines Landes in spanische Hände fallen lassen — und so wurde eine zufällige Grenze, die nichts mit Volkstum zu tun hat, eine Kriegsgrenze, quer durch Brabant gezogen.

Vor der spanischen Gewaltherrschaft war die führende Schicht der südlichen Niederlande größtenteils zum Protestantismus übergetreten, in die nördlichen Niederlande ausgewandert. Nun sollte sich ihr Drang nach weiträumiger Ausdehnung mehr denn je entfalten. Denn zu „Hollands“ goldenem Zeitalter haben die flämischen und brabantischen Einwanderer beigetragen. Die Staatskirche in den Vereinigten Provinzen wurde auf die Grundprinzipien gebaut, die der einflußreiche Brügger Gomarus oder Franz Goemaere als Leidener Professor vertrat. Südniederländer sind es hauptsächlich, die als Soldaten und Kapitäne im Landesheer zu Felde zogen. Unter den Admiralen, die Nederlands Ruhm als Seemacht begründeten, sind mehrere Südniederländer.

Unter den Entdeckern stehen sie bahnbrechend an erster Stelle. Ein Brüsseler fährt zum Nordpol und entdeckt die nordöstliche Durchfahrt. Ein Doorniker entdeckt das Kap Horn und eine neue Seestraße südlich des amerikanischen Festlandes, die durch die Zeiten hindurch den Namen „Lemaire“ bewahrt hat. Noch trägt eine Bergspitze in der Straße von Magalhäens den Namen „Campaña de Roland“, nach dem Brügger Roland, der mit dem Portugiesen die Seestraße zum Stillen Ozean entdeckte.

Die Gründung der großen Schiffahrtsgesellschaften in dem nordniederländischen Staat ist zum Teil das Werk von Flamen und Brabantern. Die westindische Kompanie ist ausschließlic dem Antwerpener Willem Usselinck zu verdanken. Die Bedeutung unseres Gebietes als Seefahrervolk kann man aus der Tatsache ableiten, daß die ersten Niederländer im Eismeer von den Russen als „Brabanders“ begrüßt wurden; die Portugiesen bezeichneten sie als „Flamengos“.

Nachkommen von Südniederländern bewerben sich um die Ehrenposten in der Republik. Sie werden Lehrmeister und Hofprediger der prinzlichen Statthalter. So wurde der Brügger Simon Stevin Generalquartiermeister des Staatsheeres und Erbauer von Festungen. Lehrer von Prinz Maurits, war er auch dessen Freund. Als Bürgermeister von Amsterdam führen Flamen und Brabanter eine ganze Zeit hindurch die Stadt an der Ij, die infolge der Einwanderung aus den bedrängten südlichen Provinzen zweimal ihre Wälle vorverlegen mußte.

Der Prinz der niederländischen Dichter selbst, Joost van den Vondel, Sänger des prinzlichen Amsterdam, seiner Seefahrt und seines Reiches über See, stammt, obwohl in Köln geboren, aus Antwerpen an der Schelde, von wo seine Eltern vor der spanischen Inquisition geflüchtet waren. „Antwerpen war die Mutter von Amsterdam, ebenso Brüssel die von Den Haag“, das sind nicht Worte eines Flamen, sondern die des holländischen Kritikers Busken Huet. Man sieht die Linie, die durch unsere Geschichte läuft.

Diese Entwicklung spiegelt sich in dem heraldischen Sinnbild wider, das niederländische Gae kennzeichnet: dem Löwen. Das Löwenschild, das Wappen der Grafen von Flandern und der Herzöge von Brabant, nimmt von den Niederen Landen Besitz. Selbst eine Reihe rheinischer Geschlechter, so die von Nassau und Jülich, führen u. a. im späten Mittelalter ebenfalls das Löwenwappen. Eine

Verbundenheit des höchsten Adels umspannt diese Gebiete, die von der brabantischen Aristokratie ausgeht.

Innerhalb dieses Raumes, mit diesem Boden verbunden, entstand die Kultur des Deltavolkes: die niederländische Mystik, die niederländische Malerschule, die Schule der niederländischen Polyphonisten in der Musik über die zufälligen Staatsgrenzen hinaus. Doch das Ursprungsland ist die Grafschaft Flandern mit ihrer Hauptstadt Brügge, die vielleicht ihr ausgesprochenes völkisches Bewußtsein ihrem Kampf um Selbsterhaltung zu verdanken hat.

Dieses germanische Grenzland hat durch den Zufall der staatlichen Politik bis in die Zeit Kaiser Karls V. als Lehngut zum romanischen Königreich Frankreich gehört. Nun aber die liberalistisch-staatliche Weltanschauung der völkischen Ordnung weichen muß und Europa nach den gewaltigen Plänen Adolf Hitlers wieder aufgebaut wird, tritt auch altes südniederländisches Kulturland, das Land der Seegermanen, mit seiner glanzvollen Vergangenheit in dieses Zeitgeschehen und die Zukunft ein. Der Kampf für sein germanisches Wesen findet in dem germanischen Staatenbund, an den sich auch die anderen Völker des Nordens anschließen, in dem neuen Europa unter reichsdeutscher Führung seine Krönung. Der Führer aller Germanen, der für sein Volk und alle Völker des Kontinentes kämpft, wird in seiner neuen Weltordnung das flämische Grenzland in den Niederen Landen mit seinem tausendjährigen Adelsbrief nicht vergessen. Seine Söhne stehen nun mit im Kampf gegen die bolschewistische Gefahr und streiten an der Seite ihrer germanischen Brüder und der Kameraden verbündeter Nationen im Osten. Im Geiste nationalsozialistischer Weltanschauung erzogen, marschiert seine Jugend in den Reihen des Europäischen Jugendbundes.

Flandern grüßt Adolf Hitler mit dem niederländischen Seefahrerruf: „Hou-Zee“!

An die jungen Führer

Vor allen Taten schweige euer Herz.
In Sammlung weih' es sich der künft'gen Stunde.
Und gebt die Losung euch mit stillem Munde
Und fühlt den Sieg und schreckt nicht vor dem Schmerz.

Schon weht der Sturm zu scharf um euer Haupt.
Es ist an euch, den großen Schritt zu wagen!
Ihr seid geboren nicht, um noch zu fragen.
Der Sieg ist euer, wenn ihr an ihn glaubt.

Seid still und stark: ihr sollt die Zweifel brechen!
Euch stählt die Flamme der Beständigkeit!
Kann je das Schicksal wahrer mit euch sprechen?

Euch will ein jeder Tag zum Sturm bereit.
Denn dem, der sich ganz an das Leben gibt,
Wird offenbar, daß ihn das Leben liebt.

Günther Mönlich †
gefallen im Osten

Fernand M. Collard:

Das junge Wallonien in der europäischen Front

Dieser Krieg ist für Europas beste Menschen nichts anderes als der gewaltsame Ausdruck einer lange notwendigen totalen Wandlung. Dieses gewaltige und blutige Ringen kann nur dann die heilende und heilige Rechtfertigung erfahren, wenn es zu jener „Umwertung der Werte“ führt, aus der heraus nach tragischem Geschick und dramatischer Verwirrung das kommende Gesetz und das kommende Geschlecht aufrichten soll das große Reich des Abendlandes, das nicht untergehen darf. Und wir, noch verstrickt in den mächtigen Bann der alten Werte, belastet mit ihren scheinbar fest verankerten Formen, müssen — rückschauend von jetzt gewonnener Warte — die Welt unsrer bisherigen geschichtlichen, völkischen und kulturellen Vorstellungen von falschen Elementen befreien, um das Gebäude der neuen und gültigen Begriffe aufzurichten.

Für uns, die Jugend Walloniens, formt sich bei solcher Betrachtung ein dramatisches Bild unserer Geschichte, und dieses Bild wird vor allem den entfernten Beobachter, der noch viel mehr unter der kritiklos übernommenen und geläufigen Vorstellung über den belgischen Raum und seine Stämme, die Flamen und Wallonen, steht, zunächst befremden. Während die flämische Konzeption durch nähere Berührung mit der deutschen Öffentlichkeit weitgehend bekannt geworden ist, sind Probleme und Begriffe, ja selbst die Ausgangspunkte der wallonischen Frage meist unbekannt und erscheinen verworren. Die auf dem Wiener Kongreß ausgetüftelte Regelung der Mündungsgebiete von Rhein, Maas und Schelde war so künstlich, daß sie den Beobachter hätte stutzig machen müssen, sie hat sich aber der gedankenlosen Betrachtungsweise des 19. Jahrhunderts so aufgedrängt, daß sie heute noch verbreitete Gültigkeit hat. Die gründliche Revision solcher Konzeptionen muß uns zurückführen zu den Ausgangswerten unserer völkischen Existenz. Denn wir können in ein neues Europa, das unter blutigen und schweren Opfern erstritten wird, nur wahrhaft eintreten, wenn wir im klaren Bewußtsein unserer gesunden und unverfälschten Werte unseren eigenen Beitrag zu der Errichtung eines dauerhaften Baues der europäischen Schicksalsgemeinschaft darbringen.

Was ist denn Wallonien? Es erscheint dem oberflächlichen Beobachter als der „romanische“ Teil des belgischen Staates, es erscheint also als die Kuppelung eines sprachlich-kulturellen Gebildes, der Romanität, und einer diplomatisch-politischen Konzeption neueren Datums, des belgischen Staates. Das würde aber, wenn man die Konstruktion bis zum Ende durchdenkt, bedeuten, daß Wallonien als ebenso künstlich entstandener Begriff wie der des belgischen Staates erscheinen würde und deswegen als innerlich falsche Konstruktion keine eigenvölkische Daseinsberechtigung hätte, ja, es erschiene sogar verständlich, wenn man bei einer Neuordnung des westlichen Europa Wallonien an das nächste romanische Gebilde angliedern würde.

Eine solche Konzeption ist aber völlig falsch und widerspricht allen völkischen, geschichtlichen und geopolitischen Elementen. Es genügt, typische Menschen aus Frankreich und Wallonien zusammen zu sehen, ihre Reaktionen zu verfolgen, ihre Denkungsart zu vergleichen, um zu verstehen, wie falsch eine solche flüchtige Gleichstellung ist, die ja nur auf der Französisierung der bürgerlichen und intellektuellen Schichten beruht. Sie widerspricht vor allem jeder geschichtlichen Erkenntnis, wenn man die Vergangenheit Walloniens untersucht. Denn dann stellt man fest, daß Wallonien niemals romanisch orientiert war, sondern stets nach dem germanischen Kern Europas, dem Reich. Die Wallonen sind immer ein germanisches Volk gewesen: ihre erste „Romanisierung“ — sehr oberflächlich übrigens — erfolgte

im Zuge der Eroberung durch Cäsar, der für sie den Begriff „linksrheinische Germanen“ gebraucht. Ein neuer germanischer Kraftstrom ergoß sich während der fränkischen Durchdringung zur Zeit der Auflösung des römischen Imperiums. Die Breitenwirkung dieser fränkischen Kolonisation ist ganz einwandfrei festgestellt, wenn auch eine gern verbreitete Tendenz darin nur das Eindringen einer schmalen Herrenschicht sehen möchte, die ohne Einfluß auf die völkische Substanz blieb. Von diesem Augenblick an teilt Wallonien das Schicksal des Reiches unter der fränkischen Dynastie der Merowinger, dann die Blüte der karolingischen Epoche. In der Folge bildet Wallonien ein Kernstück des lotharingischen Raumes, während Flandern in französische Vasallität mündet. Für Wallonien ist diese Zeit die der großen nationalen Kirchenfürsten in engster Gemeinschaft mit dem Reich. Es ist dies auch die Zeit, in der die Kunst in tiefer Verwandtschaft in Maas- und Rheintal aufblüht, in der die Fertigkeit der Metallverarbeitung in einheitlicher Meisterschaft von Köln bis hinter Namen aufstrebt, in der die Kaufleute die Straßen des Westens erschließen und die wirtschaftliche Einheit des wallonischen Raumes mit dem Reich im Westen herstellen. Die Verflechtung Walloniens mit dem Reich und seine kraftvolle Blüte sind so groß, daß das Haus Luxemburg den Kaiserthron einnimmt und das Haus Bayern sich mit den Fürsten des Hennegaus verbindet und sich so eine wichtige Position auf dem politischen Spielfeld des Westens schafft. Selbst die kurze Zusammenfassung im „burgundischen Reich“, übrigens nur dynastisch gebunden und nicht organisch begründet, wie es einige Historiker als Anhänger der These einer der belgischen entsprechenden Staatsbildung schon im 15. Jahrhundert sehen wollen, selbst diese burgundische Konstruktion bildete schließlich nicht den beabsichtigten Pufferstaat, sondern einen vorgeschobenen Pfeiler des Reiches Karls V. Einzig die Periode der spanischen Herrschaft — aus legitimer Erbfolge — und die Annektion durch die Französische Revolution und Napoleon — aus dem Recht des Eroberers — sind die Abschnitte romanischer Führung in Wallonien und wurden zu Zeiten schlimmer Unterdrückung für unser Land. Einstimmig von allen Historikern jeder Observanz werden die Phasen dieser Verbindungen mit romanischen Ländern als Unglückszeiten bezeichnet. Die weitere Entwicklung führte dann zum Eintritt unserer Provinzen in das diplomatische Spiel des 19. Jahrhunderts, zur Aufrichtung eines liberalen Systems in Flandern sowohl wie in Wallonien, das sich mit Recht den Titel eines „kapitalistischen Paradieses“ beilegte. Sie führte weiter zur Entblößung der alten Heeresstoßrichtung Sambre und Maas und machte Wallonien zum dauernden Schlachtfeld Europas.

Das Ergebnis war auf der anderen Seite ein vollständiger Mangel von Glauben an ein politisches Schicksal. Hineingerissen in alle Konflikte eines sich zerfleischenden Europas, ohne dabei Gewinn zu erringen, wohl aber Substanzverluste, zogen die Wallonen es vor, allen weitergreifenden ideellen Konstruktionen aus dem Wege zu gehen, um so mehr, als sie schon unter der Last ihres Dualismus — hier natürliche Bande zur germanischen Welt und dort angeeignete romanische Formen — nicht zum Ausweg umfassender Konzeptionen neigten. Sie haben sich mit einer gewissen Leichtigkeit und einem ausgeprägten Skeptizismus in einen Hang zur Lustigkeit geflüchtet, dessen Ausdruck in der dialektischen Dichtung auf der ursprünglichen und niederen Stufe nicht über den Durchschnitt der Farce und der witzigen Erzählung herauskommt und auf der Stufe höherer Literatur nicht über einen künstlichen und nur philologisch belebten Charakter hinausgeht. Eine echte Liebe zur Musik blieb lebendig — übrigens ein gemeinsamer Wesenszug mit Rhein- und Moselland. Aber vor allem wandten sich die Wallonen den Formen des tätigen Lebens zu: übten ihre

hervorragenden soldatischen Eigenschaften und ihre Tüchtigkeit in der Arbeit. Ihre Tapferkeit in den Heeren, die die europäischen Kriege bestritten, wobei ihr mangelndes politisches Interesse sie oft in feindlichen Lagern kämpfen ließ, machte ihre Besten zu Marschällen und Generälen des Reiches: Tilly, Clerfayt, den Prinzen von Ligne. Es war bis zum Weltkrieg das Privileg der „wallonischen“ Regimenter in der kaiserlich österreichischen Armee, weder Bart noch Schnurrbart zu tragen, ein Recht, das sich ein wallonisches Regiment nach glänzender Waffentat erstritt, als sich bei der Frage des Kaisers, warum sie keinen Bart trügen, herausstellte, daß sie noch nicht im bartfähigen Alter standen. Wallonen halfen Napoleon besiegen — unter dessen Adlern andere Wallonen kämpften. Ihre glänzende Befähigung zur Arbeit bewiesene Männer Walloniens, indem sie den Namen ihrer Metallerzeugnisse in alle Welt trugen; Schweden dankt ihnen die Technik der Eisenverarbeitung. In neuerer Zeit erbauten sie Städte in Ägypten, konstruierten die Eisenbahnen Chinas, führten einen Teil der Elektrifizierung Afrikas durch, errichteten die Straßenbahnen Südamerikas...

Dieser Sinn für die praktische Wirklichkeit führte die Wallonen früh zum Sozialismus. Viel mehr als die marxistische Seite dieses Sozialismus, die ja vielfach nur ein schreierisches Aushängeschild bei Wahlfeldzügen war, kann man in diesem Sozialismus eine tätige Organisation gewerkschaftlicher Bindung, beruflicher Auslese, wirtschaftlichen Selbstschutzes, gemeinsamer Hilfeleistung und genossenschaftlicher Bemühungen finden. So war dieser Sozialismus — obwohl anfangs marxistischer Provenienz — der einzige in Europa, der aus sich selbst heraus und gegen die zweite Internationale in seinem „Plan der Arbeit“ einen positiven Beitrag zu einer allgemeinen wirklich sozialistischen Lösung zu verwirklichen versuchte.

Diese beiden Elemente: Tapferkeit und sozialistische Verantwortung, sind auch die Garanten einer Zukunft Walloniens im neuen Europa. Die einzigen. Zugleich aber auch die sichersten, weil sie standgehalten haben, auch trotz der Schockwirkung und der Verwirrung, die der aussichtslose Krieg von 1940 brachte. Unsere Legion „Wallonie“ zählt zu den tapfersten in der großen Armee des neuen Europas im Osten. Unsere Arbeiter, die in einer im Vergleich zu anderen Ländern sehr starken Zahl nach Deutschland gekommen sind oder in der Heimat an der Erzeugungsschlacht teilnehmen oder an den Befestigungswerken der nordfranzösischen Küste mitarbeiten, haben sich große Achtung errungen. Ihr Sozialismus ist durch den Wirbelsturm von 1940 von vielen Schlacken gereinigt worden; die demokratische Legende vom reaktionären Nationalsozialismus fiel bei der Berührung mit dem revolutionären Deutschland schnell zusammen. Und diese Berührung bereitet den Weg einer fruchtbaren Gemeinschaft der Arbeit vor.

Hier liegt auch der Weg zu einer endgültigen Lösung der inneren Tragödie Walloniens. Nicht in einem künstlichen Versuch, ein ebenso künstliches volkstümliches Bewußtsein zu wecken. Denn in Wirklichkeit hat es Wallonien, schon dialektisch in vier Gruppen gespalten und zersplittert durch ein Feudalsystem, niemals zu einem klaren und starken Gebilde einer Einheit gebracht. Als Industrievolk hat der Wallone auch nicht die Verwurzelung in einem sich ständig erneuernden Volkstum, wie es bäuerliche Völker haben. Künstlich ein solches Volkstum für Wallonien zu beleben, würde bedeuten, die Bande zur Romanität zu verstärken und damit die wallonische Tragödie zu verewigen, oder aber kirchliche Bindungen auslösen, auf die der Wallone, skeptisch in Glaubensdingen, obwohl noch an manchen Formen hängend, schon aus sich

selbst heraus verzichtet hat. Ein solcher Versuch könnte auch einen falschen Nationalismus 1848er Färbung herbeiführen.

Und deswegen glauben wir Jungen, daß nur diese Erkenntnisse aus der Wirklichkeit uns Wallonen in ein neues Europa führen können. Unsere Aufgaben würden dabei sein, das soziale Niveau Walloniens auf die Höhe des deutschen Arbeiters zu heben, weiter die vorhandenen Reste des Klassenkampfes auszurotten und endlich unsere Volksgenossen zum Verständnis dessen zu führen, daß ein wirklicher Sozialismus nur möglich ist in einer germanischen Weltanschauung unserer Volksgemeinschaft.

Darum müssen wir jungen Wallonen vor allem den drückenden Ring eines politischen Formalismus sprengen. Er hat uns gestern zu einer administrativen Diktatur französisierter Schichten über den belgischen Raum geführt, er würde morgen auch einen analogen Druck von flämischer Seite auslösen können. Wir jungen Wallonen sehen unser Heil darin, unsere engen politischen Formen im weiten Gefüge eines germanischen Reiches aufgehen zu lassen, dessen Söhne wir trotz aller falschen Lenkung immer geblieben sind.

Das sind die Hoffnungen des jungen Walloniens, wenn es eintritt in die neue europäische Gemeinschaft, in die Gemeinschaft, die das dauerhafte Gebäude des Abendlandes unter germanischer Führung mit Blut und Eisen, mit entschiedener Bereinigung und Klärung, mit starkem Glauben, aber auch der Bereitschaft zu Opfern errichten will.

Dem Kameraden

Frühgestorbner Kamerad,
Antlitz, schmal, gespannt von Tat,
darin groß die Augen standen,
weißt du nicht, daß, Frontsoldat,
wir dich unersetzlich fanden.

Keiner konnte widerstehn,
deiner Flamme nachzugehn.
Warum bist du fortgegangen?
Keiner kann die Träne sehn
netzen des Soldaten Wangen.

Aus den Nebeln dieses Lands,
längs den Wegen dunklen Sands,
aus dem Reich, dem niedrig leuchteten,
stieg aus Schatten und aus Glanz
deines jungen Glaubens Leuchten.

Damals in dem sterbend Jahr
trug die Bahre unsre Schar
in dem goldnen Blätterfallen,
trüber Wind strich unser Haar,
als dein Marschtritt muß verhallen.

Frühgestorbner Kamerad,
der aus unserm Kampfe trat,
sehn als Flagge wir nun schweben,
Antlitz, schmal, gespannt von Tat,
über unserm Kampf und Leben.

George Kettmann jr.

Aus dem Niederländischen übertragen von Adolf von Hatzfeld

Carl Rothe :

Vom Amt des Künstlerischen heute und morgen

An bedeutsamer Stelle, als einstmals das Gespräch sich Körner zuwandte, der Einheit von Leben und Werk, berichtet Eckermann, wie der Achtzigjährige von sich selbst aussagte, er sei keine kriegerische Natur und habe keinen kriegerischen Sinn. Und weiter bekannte Goethe, in Worten unabdingbar einer These gleich: „Ich habe in meiner Poesie nie affektiert. Was ich nicht lebte und was mir nicht auf die Nägel brannte und zu schaffen machte, habe ich auch nicht gedichtet und ausgesprochen. Liebesgedichte habe ich nur gemacht, wenn ich liebte. Wie hätte ich nun Lieder des Hasses schreiben können ohne Haß!“

Das klingt, als habe der Altgewordene den großen Sturm vergessen, der zwar nun lange schon vorüber, in dem er aber doch eine weite Strecke gestanden. Als hätten nicht die schaffensreichsten Jahre dieses erfülltesten Lebens inmitten von Krieg und Kriegen gelegen. Als sei Abstand von der Dringlichkeit einstiger Tage bereits so fern, Erinnerung getrübt von der überwältigenden Fülle der Erfahrungen und Gesichte. Und auch, für wen denn durfte er so sprechen? Er, dem die Gefährten schon und die Mitlebenden das Außergewöhnliche zuerkannt, sein Wort, indem er von sich aussagte, berge Urteil, gültigem Gesetze gleich, für sie alle. Ein Rang, den ihm die Nachwelt nicht geschmälert und die Weltichtung — ohne Ruhmredigkeit — erst recht bestätigt und erhöht hat: die erstaunlichste, beglückteste Verkörperung des künstlerischen Genius zu sein, Geschlechter viele vor ihm, Geschlechter lange nach ihm.

Sprach er also nur für sich, wenn er bekundete, keine kriegerische Natur zu sein? Sprach er für alle seinesgleichen? Für den künstlerischen Menschen schlechthin und stellvertretend, wie Clausewitz um gleiche Zeit mit klassischer Prägnanz dem „Wesen des kriegerischen Genius“ Wort und Deutung verliehen hat? Und wenn ihm Körner nicht behagte, waren da nicht andere noch? Fouqué und Eichendorff, Freiwillige bei den Lützowschen Jägern. Oder Platen und Kleist, diese beiden gar aktiven Offiziere von Stand und Beruf.

Wie sich denn nichts begab, was nicht an sein Ohr drang, so wußte er auch von diesen genau. Ja, für diese auch sprach er. Für sie alle und gerade auch für diese. Denn wohl kannte er von ihnen auch das andere und weitere, von Platen und Kleist, daß sie den Dienst quittiert und den Abschied genommen. Kleist am ungeduldigsten und eiligsten und lange, ehe sein herrlicher Haß endlich hätte jubeln dürfen. Als es für den Offizier bei der Garde in Potsdam darum ging, bei dem Berufe auszuharren, in seiner allezeit schmerzvollen Aufrichtigkeit schwankenden Glaubens geworden, ob er das militärische Amt ausfüllen könne, so unbedingt, wie er jegliches von sich abforderte, da stöhnte er auf: „Gegen seine Überzeugung glauben, heißt glauben, was man nicht glaubt, ist unmöglich.“ Er verließ die Armee nach den Feldzügen an Rhein und Mosel und wandte sich hin zu seinem noch schmalen dichterischen Werk.

Auch und gerade für den verabschiedeten Leutnant von Kleist galt, was Goethe mit der Bemerkung aussagen wollte, er habe keinen kriegerischen Sinn. Darum aber waren jener und die anderen keine schlechteren Soldaten als ihre Gefährten. Bei Großgörschen, Leipzig, Waterloo. Nicht nur die Aktiven, auch die Freiwilligen, in den Hundert Tagen zum erneuten Male aufgerufen, standen durch Jahre unter den Waffen; Eichendorff kehrte erst 1816 heim in die schlesischen Wälder. Den soldatischen Dienst verstanden sie wohl und so selbstverständlich wie die andern, sie haben nicht geringer ihre Pflicht getan und mehr als ihre Pflicht nur. Und es ist ja auch aus späteren Kriegen nun berichtet, von Dichtern und von Musikanten, von Malern und von Forschern, wie der Künstler ein vorbildlicher Soldat sein kann, ohne daß er einen kriegerischen Sinn zu

haben braucht, bewertet an dem, was Clausewitz darüber ausgesagt hat. Denn zum Kriegerischen freilich gehört mehr als nur soldatische Fertigkeit.

Dem Preußen Kleist aber, dem das militärische Fach zuwider ward, diesem gerade sind dann hernach, dem großen Künstler nun, die herrlichsten Gestalten gelungen, die das deutsche Schauspiel vom kriegerischen Helden besitzt, Armin, der Prinz von Homburg. Wie könnte es verwundern? Denn immer, seit der Ilias, ward eine innigste Beziehung errichtet vom Dichter hin zum Krieger. Die Frage nach Wesen und Walten, nach Geheimnis und Bestimmung des kriegerischen Genius hat manchen Künstler bis an das Ende seiner Tage nicht losgelassen, wie im Werk des zügellos kühnen Grabbe, das in den Namen Hannibal, Hermannsschlacht und Hundert Tage gipfelt. Und von anderen etwa, die nie eine Uniform getragen haben, hat deutsche Dichtung das Unvergänglichste, was Schönheit einer Sprache zu verschenken hat, nachgerufen denen, die im Kriege sich vollendeten und um Bewahrung und um Ehre blieben — Aufruf und Tröstung, Gleichnis und Verklärung in Hölderlins Hymne vom Tod fürs Vaterland und in Jean Pauls Sätzen über die Schönheit des Sterbens.

So innig verbunden sind des Kriegers Tat und seines Ruhmes Lied. Es besteht kein Gegensatz und ist keine Fremdheit. Aber es ist ein Anderssein, woraus Leben und Weben des Künstlerischen stammt, und wohin Trachten und Vollbringen des militanten Geistes drängt. Ein Anderssein immerdar und so alt, wie in homerischen Tagen es Hesiod in der Göttergeschichte seine Griechen mit unvergleichlichen Versen gelehrt hat:

denn von der Musen Geschlecht und von dem Schützen Apollon
stammen die Sänger auf Erden, die saitenspielenden Männer,
Könige aber von Zeus.

Denn wiewohl des Künstlers Sinnen sich in besonderer Neigung der kriegerischen Tat annimmt, und der Künstler dem Krieger enger verbunden scheint als jeglicher andere Stand — das Kriegerische macht nicht allein die Welt des künstlerischen Schaffens aus. Künstlerische Tat, ihr Denken, Hoffen, Wirken setzt sich aus anderm Stoff zusammen als kriegerische Art und Kunst, ja als das Sonstige auch, was sich um die Ordnung der öffentlichen Dinge bemüht, wie denn der Mann des Staates nahe bei dem Herrn der Schlachten steht.

Das ist an wenigem skizziert. Uns gilt der Friede nicht minder hehr als der Streit, und heldischer als manches Soldatenleben kann uns die Gebärde sein, mit der ein Bauer, eine Frau die Lebensbürde tragen. Uns sind die Vagabunden aller Straßen freund, die schwierig einzuordnenden, die schlecht in Reih und Glied marschieren, die Käuze und die Querköpfigen, Quintus Fixlein und Michael Kohlhaas — kurzum die „Krummstiefel“ des Lebens besonders sind unseren Fabeln die sehr geliebten Gäste. Denn das allzu Rechtwinklige und das immer nur Gradlinige ist voller Langeweile, erst im Absonderlichen erhellen sich Gesetze ganz und die Buntheit unseres Seins.

Wir klagen über Trümmer, die der Krieger in Kauf nehmen muß — wehe seiner Schlacht, wenn er sie nicht in Kauf nähme. Doch wehe uns auch, wenn wir an Ruinen stumpf vorüberreiten. Verborgен bleibt dem Künstler manches, was dem Krieger selbstverständlich sein muß — hingegen für eine Geste, wo der Krieger stumm verweilt, findet der Künstler die einzigartige Aussage und sichert ihr Unsterblichkeit.

Kannä, Höchstädt, Leuthen, Rivoli, Tannenberg — das sind die Schulen der Könige immerfort. Uns aber sind andere Bilder vertrauter: Hölderlin und Hegel, die siebzehnjährigen, an einem Fenster des Tübinger Stifts, wie sie hinabschauen auf das Spiel der Jüngeren und inmitten den Knaben dort erblicken, Schelling geheißен. Da steigt in Straßburg im Gasthof „Zum Geist“ ein neuangekommener

Gast die Stiege hinauf, „sein gepudertes Haar war in eine runde Locke aufgesteckt, das schwarze Kleid bezeichnete ihn gleichfalls, mehr noch aber ein langer, schwarzer seidener Mantel, dessen Ende er zusammengenommen und in die Tasche gesteckt hatte“. Der Student Goethe, eben auch „ganz unvermutet und zufällig“ eingetreten, bleibt plötzlich stehen und sieht gebannt zu dem Fremdling auf, faßt sich ein Herz, stürzt ihm nach und spricht ihn an — sie nennen ihre Namen, es ist Herder. Und indem wir weiterschweifen und nachspüren, wo sich die Geister begegnen und Bündnis und Freundschaft geschlossen haben von so weitreichender Bedeutung, wie diese Begegnung auf der Treppe des kleinen Straßburger Gasthauses für die deutsche Geistesgeschichte wurde, spannt sich von Toten zu Toten, von Toten zu Lebenden und auch von Lebenden zu Lebenden ein ungeheurer Bogen und wölbt über uns die Wirklichkeit des europäischen Geistes aus der Verstrebung von Werken und Taten derer, die wir als unsere Ahnen und als unsere Meister rühmen.

In einem ergreifenden Brief mit der Anrede „Lieber Bruder“ schrieb Hölderlin einst an Hegel, den so gänzlich anders gearteten Gefährten: „Übrigens wünscht ich Dich oft in meine Nähe. Du warst so oft mein Genius. Ich danke Dir so viel.“ Wie unzählige Male gewiß sind in kärglichen Kammern und in schlaflosen Nächten, vor mißglücktem Torso und nach vollendetem Werk, von zuckendem Mund und von heißem Auge, heimlich und offen, zu Gräbern hin, über Generationen weg, alle Grenzen sprengend, diese Beschwörung: ich wünscht dich oft in meine Nähe — dieses Geständnis: du warst so oft mein Genius — dieser Dank: ich danke dir sehr viel — ausgerufen worden! In Erinnerungen und Tagebüchern, aus Dichtungen und Lebensbeichten sind kostbarste Lehren, seltsamste Einflüsse, verschwiegene Schülerschaften überliefert und eingestanden und offenbaren der Nachwelt großartige Zusammenhänge und Einklänge in wahrhaft erhabenen Begegnungen des schöpferischen Geistes. Es ist ein immerwährendes Geben und Nehmen, von längst Verstorbenen an die Lebenden, von Lebenden an noch Namenlose, im Zufall begegnet oder in Lebensarbeit errungen; dort genügten verstreute Zitate, hier füllt ein Briefwechsel Bände; dort gleich der Entdeckung neuer Welten gefeiert, hier die in Qualen ersehnte Bestätigung des eigenen Werkes. Nicht in der Nachahmung fremder und in der Preisgabe der eigenen Werte vollzieht sich diese fortgesetzte Begegnung, sondern in Aussage und Entgegnung, als Ansporn und Vertiefung, in Weiterführung und Neudeutung, zu Überwindung und Erhöhung — Zwiegespräch, das nicht verstummen kann, Erhellung unseres Selbst, deren Lichter nicht verlöschen. Bis hin zu uns, den Lebenden, strahlen diese Strahlungen, streben diese Verstreungen — so schließen sich Ringe an Ringe, Ringe zur Kette, zu unendlicher Kette, die Ahnen und die Lebenden und die Kommenden zur Herrlichkeit und Größe des europäischen Geistes fügend.

In weltwandelnder Zeit, die aufgerufen ist, sich eine neue irdische Ordnung zu erstreiten, kann es eine kurze Weile so scheinen, als sei das Bewußtsein allen verhüllt, aus dieser gemeinsamen Heimat zu stammen. Ein kurzlebiger Irrtum, an den dann nur noch die Oberflächlichen und die Verzagten glauben. Denn das Entgegengesetzte ist geschehen und als Wirklichkeit aus dem Lärm der Schlachten bald neu entstiegen. Wenn je, dann ist im Verlauf dieses Krieges die unteilbare Gemeinsamkeit der abendländischen Werte und Güter wieder aufgefunden worden und zu viel breiterer Wissenschaft auch gelangt als sonst zuvor. Was aus Lehre und Büchern nicht gewußt, das haben die Augen der Soldaten geschaut: die Tempel Griechenlands, die Küsten Dalmatiens, die Türme und Paläste Italiens, Norwegens Häfen und der Städte Kranz in Flandern und den Niederlanden, die Kathedralen und die

Schlösser Frankreichs, das europäische Antlitz auch, das überall dort und im finnischen Waldland und im slowakischen Gebirge auf diese unsere Erde niederblickt. Fremde in großer Zahl wiederum, Freunde und Wissende unter ihnen, Vorsichtige und Zögernde, aber auch andere, sehen die Deutschen im eigenen Hause zwischen Maas und Memel, von der Etsch bis an den Belt. Auf einer großen Wanderung gleichsam vollzieht sich die Wiederentdeckung des Abendlandes durch seine Völker, und das Begreifen müßte leicht sein und immer leichter werden, daß Ozeane es trennen von amerikanischer Uniformität und Wüsteneien von tatarischer Gleichmacherei.

Der Tag wird sein, da werden die Waffen schweigen. Doch der Geist kennt keinen Waffenstillstand, und wie er vordem schon aufgerufen, so tritt er jetzt als Vorderster auf den Plan. Denn was erstritten, will nun durchdrungen und erst ganz besessen und zu eigen werden, und vor den künstlerischen Genius tritt schweigend das Geheiß, nun seinerseits sich dieser abendländischen Welt aufs neue zu bemächtigen.

Wer da den Ruf vernimmt und nicht zur Wache zählt, der wisse wohl: Der Streit war schwer gewesen, doch ist nun verklungen — zum künstlerischen Werke aber verhelfen nur die reinen künstlerischen Mittel. Um so reiner und vollkommener dann auch erstrahlen die besungenen Bilder und die Opfer, die sie uns wiedergaben. Pindar, der Sänger von Marathon und Salamis, hat das gewußt:

denn was einmal schön erzählt ist,
wandelt dahin über Meere und fruchtreiche Länder,
ewig unerloschner schöner Taten Stern.

Außenpolitische Notizen

Roosevelt . . . auf dem Kapitäl

Vor 300 Emigrantensöhnen und Jugendlichen der USA. hielt Präsident Roosevelt eine Rede, mit der er hoffte, das Ohr der Weltjugend zu gewinnen. Wir bringen diese Rede im vollen Wortlaut, um mit ihr ein Beispiel der ideenarmen Dürftigkeit der Argumentation der Feindmächte unserer jungen Generation vor Augen zu führen.

Es kann die Mitglieder dieser Tagung interessieren, daß der Achsenrundfunk während der vergangenen Woche in einer ungewöhnlichen Weise in den Sitzungen und Reden, die Sie in diesem Augenblick hören, Stellung genommen hat. Unsere Horchposten haben in wachsendem Umfange Rundfunksendungen der Achse aufgefangen, darunter solche von Sendern, die in Frankreich, Ungarn, Holland und anderweitig unter Achsenkontrolle stehen, in denen auf diese Tagung der jungen Generation aller Vereinigten Nationen in Ausdrücken einer wachsenden Gehässigkeit und natürlich auch vollständiger Unrichtigkeit Bezug genommen wird. Unsere Horchposten melden, daß sie in diesem Augenblick damit rechnen, daß in sämtlichen von der Achse beherrschten Ländern der Empfang auf den verschiedenen Wellenlängen vollständig gestört wird,

damit keines der Worte, die ich hier spreche — sei es nun auf englisch oder in Übersetzung —, von irgendwelchen jugendlichen Heißspornen abgehört wird, die unter dem Joch Hitlers stehen. Zum Beispiel hat der Nazi-Sender Paris der Jugend Frankreichs erzählt, daß Roosevelt der einzig Verantwortliche für die Niederlage Frankreichs ist und daß er nicht geeignet ist, eine Botschaft an die Jugend der Welt zu richten, weil Amerika ein Staat ist, der nichts für die Jugend getan hat. Er berichtete, daß vier französische Jugendorganisationen von vornherein gegen diese Rede Protest einlegten, weil Roosevelt an dem Tode von mehr als 100 000 jungen Franzosen schuld sei. Nebenbei gesagt wäre es interessant zu wissen, wieviel wirkliche Franzosen in diesen angeblichen französischen Jugendorganisationen stecken.

Der Sender Tokio sagt, daß ich vor Ihnen in diesem Augenblick das Geständnis ablege, daß mein Volk dekadent ist, daß es aus leichtsinnigen Burschen und moralisch haltlosen Leuten besteht, die durch Jazzmusik und Filme aus Hollywood verdorben sind. Natürlich kommt diese Sendung nicht von den Japanern, die sich im Gebiet des

südwestlichen Pazifik an unseren ‚leichten Köpfen‘ stießen. Der Grund für diese fieberhaft abwehrende Haltung in bezug auf die jetzige Tagung ist nicht schwer zu finden. Schon seit Jahren richten sie ihre heuchlerischen Appelle an die Jugend und versuchen sich mit ihrer ganzen lärmenden Propaganda als Verfechter der Jugend hinzustellen. Aber die Welt weiß jetzt, daß die Nazis, die Faschisten und die Militaristen der Jugend nichts weiter als den Tod zu bieten haben. Andererseits ist die Sache der Vereinigten Nationen eben die Sache der Jugend. Es ist die Hoffnung der neuen Generation und der kommenden Generationen, daß es ein neues Leben gibt, das sich in Freiheit, Gerechtigkeit und Anstand leben läßt. Diese Tatsache wird den jungen Menschen Europas täglich klarer: dort versuchen die Nazis Jugendorganisationen nach dem Nazimuster aufzuziehen. Es ist dies kein Vorbild, das von der Jugend für die Jugend geschaffen ist. Es ist ein System, das von Hitler eingerichtet und der Jugend in Form einer geistigen Zwangsernährung aufgezwungen wurde. Es ist ein Regime der falschen und widernatürlichen Taten, die sämtlich durch die Gewehre der Gestapo gestützt sind. Wenn Ihr irgendeinen Zweifel darüber hegt, was die anständige Jugend Frankreichs von den falschen Versprechungen hält, die die Achsen-Herren den jungen Menschen der Welt machen, dann seht Euch die mutigen jungen Männer Frankreichs und aller besetzten Länder an, die die Hinrichtung einem Leben der Sklaverei und der Entehrung unter Hitler vorziehen. In den unglücklichen Ländern, wie z. B. Finnland, Ungarn, Bulgarien, Rumänien und Italien, deren Regierungen es für nötig erachtet haben, sich Hitler zu unterwerfen und das zu tun, was er befiehlt, haben die Quislings Jugendbewegungen ebenfalls aufgezogen, aber dies sind nur Bewegungen von solchen jungen Leuten, die zu Tausenden und aber Tausenden in das Blutbad der Ostfront geschickt werden sollen, wo die Nazis bei ihren verzweifelten Versuchen, die tapfere russische Armee niederzukämpfen, Kanonenfutter brauchen. In China leistet eine heldenhafte Jugend seit fünf Jahren allen Versuchen Japans Widerstand, sie mit so fadenscheinigen Lügen wie dem Versprechen ‚Asien den Asiaten!‘ zu verführen und zu entwaffnen. Die Chinesen wissen, daß dies nur ein Mittel wäre, mit dem die Japaner die ganze Schöpfung knechten möchten. Wir freuen uns bei dem Gedanken, daß

es die jungen Menschen sind, die freieren Männer und Frauen der Vereinigten Nationen, die die neue Welt besitzen und gestalten werden. Die Delegierten dieser Tagung der internationalen Studenten vertreten 29 vereinigte Nationen. Sie sind auch, wenigstens im Geiste, die Vertreter der jungen Generationen zahlreicher anderer Nationen, die, wenn sie auch nicht an unserer Seite aktiv am Kriege teilnehmen, doch durch die Tatsache, daß sie nach einer Welt streben, wo Friede und Sicherheit herrscht, mit ihrem Herzen bei uns sind. Vor dem ersten Weltkrieg gab es nur sehr wenig Leute, welches Land man auch nehmen mag, die der Ansicht waren, daß die Jugend ein Recht darauf hatte, als Gruppe für sich selbst zu sprechen oder an den Beratungen im Staate teilzunehmen. Seitdem haben wir viel gelernt. Wir wissen, daß die Weisheit nicht unbedingt mit den Jahren kommt, daß Gräise schwachsinnig sein und junge Leute Weisheit besitzen können. Aber in allen Kriegen ist es die junge Generation, die die Last des Kampfes trägt und alle die Übel erbt, die der Krieg im Gefolge hat. In den Wirtschaftskrisen, die auf den falschen Wohlstand nach dem ersten Weltkrieg folgten, haben viele junge Männer und Frauen sogar noch mehr als ihre älteren Zeitgenossen gelitten, denn sie hatten von vornherein keine Gelegenheit zur Erziehung sowie zur Arbeitsschulung und sogar noch nicht einmal genug zu essen, um sich eine feste physische Gesundheit aufzubauen. Infolgedessen wurden sie angeregt, irgendein Heilmittel zu suchen, nicht nur für ihre individuellen Probleme, sondern auch für die Probleme, die die Welt in Zwiespalt bringen. Jedenfalls kam am Ende der Tag, wo jede Theorie den Tatsachen weichen mußte, und zwar der furchtbaren und greifbaren Tatsache der Sturzkampfbomber und Panzerdivisionen, der wirklichen Bedrohung der Sicherheit aller Heimstätten und aller Familien in jedem freien Lande der Welt. Und als diese Tatsache unserer Jugend zur Gewißheit wurde, antwortete sie auf den Ruf ‚Zu den Waffen‘ millionenfach, und sie ist heute entschlossen, so lange zu kämpfen, bis die Mächte der Aggression vollständig vernichtet sind. Was ich hier in Washington sage, hören nicht nur mehrere Millionen amerikanische Soldaten, Matrosen und Seesoldaten auf dem Kontinent der USA., sondern auch viele an den fernen Orten. Ich möchte ihnen von ihrem Oberbefehlshaber und

von ihren Landsleuten aus tiefstem Herzen eine Sonderbotschaft übermitteln: Ihr jungen Amerikaner zeigt heute ein Verhalten, das der schönsten und stolzesten Traditionen unseres Landes würdig ist. Und was noch mehr ist, Ihr wißt, warum Ihr kämpft. Ihr wißt, daß der Weg, der Euch zu den Salomon-Inseln, zum Roten Meer und zu den Küsten Frankreichs geführt hat, tatsächlich eine Verlängerung Eurer großen Heerstraße ist, und daß Ihr, wenn Ihr irgendwo an dieser großen Straße kämpft, Euch für die Verteidigung Eurer eigenen Heimstätten, Eurer freien Schulen, Eurer Kirchen und Eurer eigenen Ideale schlagt. Wir hier, in der Metropole haben in höchstem Maße ein Bewußtsein für unsere Verpflichtungen Euch gegenüber, jetzt und in aller Zukunft. Wir werden nicht versagen. Wenn Ihr heimkehren werdet, dann wollen wir nicht wie das letztmal Euch ein wirtschaftliches Chaos im Inneren bieten. Der Sieg ist zwar wesentlich, aber der Sieg allein genügt nicht, weder für uns noch für Euch. Wir müssen überzeugt sein, daß es in Euren Heimstätten kein Elend gibt, daß man in Euren Kirchen furchtlos die Religion predigen kann, die die Menschen nach ihrem freien Willen als Glaubensbekenntnis wählen. Eine bessere Welt, für die Ihr kämpft und für die manche unter Euch Ihr Leben hergeben, wird nicht einfach deswegen erstehen, weil wir den Krieg gewonnen haben. Sie wird nur möglich sein bei klarem Urteil und kühnem Denken, nach klug gefaßten Plänen und fleißiger Arbeit. Ihr jungen Soldaten, Matrosen, Bauern, Arbeiter der Rüstungsbetriebe, Künstler und Gelehrten, die Ihr jetzt den Weg zum Siege bahnt, Ihr werdet alle das Eurige dazu beigetragen haben, diese Welt zu gestalten. In Norwegen, Holland, Belgien, Frankreich, in der Tschechoslowakei, in Polen, Serbien und Griechenland lebt ein kämpferischer Geist, der der harten Unterdrückung, der blutigen Barbarei und dem Terror der Nazis trotz. Wenn sie auch entwaffnet sind, führen die unbesiegbaren Völker immer noch Schläge gegen ihre Unterdrücker. Sobald die Stunde der Erhebung für diese Völker kommt, wird die Neuordnung Hitlers durch die Hand seiner eigenen Opfer vernichtet werden. Es gibt immer noch eine Handvoll von Männern und Frauen in den USA. und anderweitig, die sich über die vier Freiheiten und die Atlantik-Urkunde lustig machen, sie bespötteln und verachten. Sie sind wenig zahlreich, aber einige unter

ihnen sind finanziell mächtig und machen bei unseren Feinden den falschen Eindruck, daß sie unter unseren Bürgern zahlreiche Anhänger haben. Diese elenden Propheten verleumdten unsere Entschlossenheit und unseren Willen, unsere erhabenen Auffassungen und gerechten Grundsätze in die Tat umzusetzen. Die Presse und der Rundfunk unserer Feinde zitieren freudig und zustimmend die Worte dieser kleinen Leute, die so wenig glaubwürdig sind. Wir wissen durchaus, daß wir unsere Ziele nicht leicht erreichen können, aber wie alle übrigen vereinigten Nationen besitzen wir die technischen Mittel, die physischen Hilfsquellen und vor allem den ganzen Wagemut, den Weitblick und den Willen, die zur Errichtung und Stützung einer Weltordnung von der Art notwendig, die allein die furchtbaren Opfer rechtfertigen kann, zu der sich jetzt unsere Jugend bereiterklärt. Wir müssen die Offensive gegen das Böse in allen seinen Erscheinungsformen weiter fortführen. Wir müssen arbeiten und kämpfen, um sicherzustellen, daß unsere Kinder ihre unveräußerlichen Rechte auf Freiheit des Wortes, Freiheit der Religion, Freiheit von der Not und von der Furcht in Zukunft besitzen und diese Freiheiten auch genießen können. Nur nach diesen großen Voraussetzungen kann dieser totale Krieg in einen totalen Sieg übergehen."

Baldur von Schirach:

Antwort an Roosevelt

Durch den Rundfunk gesendet am 4. September 1942.

Gestern abend fand in Washington eine mit viel Trara angekündigte Jugendkundgebung statt. Sie wurde veranstaltet, weil Präsident Roosevelt eine Botschaft an die Jugend der Welt richten wollte. 300 Studenten aus den amerikanischen Staaten und Vertreter von Emigranten-Regierungen, die sich nach Washington geflüchtet haben, bildeten nach der amtlichen amerikanischen Meldung das Auditorium, das nach Roosevelts eigenen Worten „wenigstens im Geist“ die Jugend der Welt darzustellen hatte. Wir kennen den Ehrgeiz des Mannes, der davon träumt, durch diesen Krieg der Weltpräsident zu werden. Das scheint ihm aber nicht zu genügen, obwohl seine Frau, die weniger durch Schönheit als skrupellosen Geschäftssinn berühmt gewordene Eleanor, erst vor wenigen Tagen festgestellt hat, daß die amerikanische Jugend seit Kriegsbeginn einer immer mehr zunehmenden sittlichen Verwahrlosung verfällt, fühlt sich Franklin Delano als berufener Erzieher der ganzen

Jugend der Welt. Er übersieht großzügig die Tatsache, daß die Vereinigten Staaten auf dem Gebiete der Jugenderziehung keine nennenswerte Leistung vollbracht und sich von jeher darauf beschränkt haben, die Erziehungseinrichtungen des verachteten alten Europa oberflächlich zu imitieren. Seine maßlose Arroganz geht nun so weit, daß er angesichts des allgemeinen Tiefstandes der amerikanischen Jugenderziehung die junge Generation der Welt über ihr Tun und Lassen belehren will.

Roosevelt begann seine Ansprache mit der Feststellung, daß alle französischen Jugendorganisationen schon im voraus gegen seine Rede protestiert haben, da Roosevelt die Schuld am Tode von mehr als 100 000 jungen Franzosen trifft, und er fügt dieser Nachricht, die er nicht unterschlagen konnte, weil sie der amerikanischen Studentenabordnung, zu der er sprach, bereits bekanntgeworden war, noch die weitere Mitteilung hinzu, daß der Sender Tokio von den dekadenten, schwächlichen und verspielten amerikanischen Jungens gesprochen habe, die durch Jazzmusik und Hollywood-Filme verdorben wurden. Nun wird Roosevelt inzwischen erfahren haben, daß seit dem Augenblick, da er, von dem Gerüst aus seinen gebrechlichen Körper beim Reden aufrechterhaltend, seine Jugendbotschaft losließ, eine Jugendorganisation nach der anderen ihre Erklärung gegen ihn und diese Botschaft abgegeben hat.

Bis zur Stunde sind hier mehr als 12 Kundgebungen nationaler Jugendorganisationen, in denen sich die jungen Menschen unseres Kontinents zusammengeschlossen haben, bekannt, die Herrn Roosevelt ein für allemal das Recht abstreiten, an die Jugend das Wort zu richten. Sprüche des amerikanischen Präsidenten sind von der wirklichen Jugend dieser Welt mit eisiger Verachtung und scharfer Ablehnung beantwortet worden. Es war Franklin Delano Roosevelt, der noch im Jahre 1940 das Wort aussprach: „Ich versichere den Vätern und Müttern, daß ihre Jungen nicht in einen fremden Krieg geschickt werden.“ Derselbe Roosevelt bezeichnet sich später selber zynisch als den Mann, der diesen Krieg entfesselt hat, und gesteht damit die Hauptschuld an diesem neuen Weltkrieg ein. Dieser Roosevelt ist nicht nur physisch ein Wrack, er ist es auch moralisch. Kein menschliches Gewissen ist mehr mit dem Blut der Jugend belastet als das seine, kein Name dieser Welt ist darum in der Jugend so verhaßt wie der Roosevelts, der gestern abend das Wort an die Jugend der Welt zu richten

wagte, in der nur ein einziges Wort Beachtung verdient, weil es, wenn auch unfreiwillig, die Situation kennzeichnet, in der er sich gegenüber der jungen Generation befindet. Roosevelt sagte: „Wir wissen, daß die Weisheit nicht unbedingt mit den Jahren kommt, und daß ältere Männer albern sein können und junge weise.“ Das trifft den Nagel auf den Kopf. Wer als greisenhafter Erzieher seiner eigenen Jugend nur Mißerfolge aufzuweisen hat und selbst unfähig war, der jungen Generation seines Landes außer den historisch überwundenen Phrasen der französischen Revolution ein sittliches Ideal zu geben, und ein höheres Symbol als den Dollar und die Lehre vom angeblichen Recht der Jugend auf die Befriedigung hemmungsloser Genußsucht, der ist in der Tat albern, wenn er sich an die Jugend der Völker wendet, die durch geniale Erzieherpersönlichkeiten wie Adolf Hitler und Benito Mussolini zu einer edleren, eben, europäischen Auffassung des Daseins geführt wurden. Roosevelt proklamierte in seiner Rede wörtlich das unveräußerliche Recht auf die Freiheit von Not und Furcht und verstieg sich zu der kühnen Behauptung, daß die jüngeren Generationen der anderen Nationen, obwohl diese nicht im Krieg auf unserer Seite stehen, mit ihm ein Herz und eine Seele sind. Wenn nicht die Wasser des Ozeans dazwischen lägen, so würden über ihm die Wogen der Empörung der unterjochten Jugend Indiens zusammenschlagen und seine zynische Phrase würde vom Knall der Schüsse übertönt werden, die britische Schergen auf vaterländische junge Iren abgeben. Er spricht von der Freiheit von Not und Furcht. Was Furcht ist, weiß Herr Roosevelt natürlich besser als wir. Die japanische Flotte hat es ihn gelehrt, und auch diejenigen American-Boys, die mit blutigen Köpfen vom schicksalhaften Strand von Dieppe auf die Transportschiffe zurückflüchteten, werden das, was Furcht ist, zur Genüge kennengelernt haben. Die Jugend des Reiches und seiner Verbündeten braucht nicht von der Furcht befreit zu werden. Sie hat in den Kämpfen dieses Krieges der ganzen Welt ein Beispiel der Tapferkeit gegeben. Was aber die Not anbetrifft, halte ich es für angebracht, dem Präsidenten der Vereinigten Staaten einige Mitteilungen zu machen, die auf amtlichen amerikanischen Feststellungen beruhen und durch den zuständigen Referenten im Weißen Haus sicherlich bestätigt werden können. Im Juli 1941 haben 5000 Jugendliche, die sich in Philadelphia zu einem Jugendkongreß versammelt haben, von Roosevelt die Be-

schaffung eines Gesetzes gefordert, wonach 500 Millionen Dollar im Jahr zur Steuerung der Not der jungen Generation in den Vereinigten Staaten ausgeworfen werden sollten. Diese Mittel wurden von der amerikanischen Regierung nicht bereitgestellt. In den Städten und Dörfern der Vereinigten Staaten hungern nicht weniger als vier Millionen Jugendlicher verwildert und beschäftigungslos herum. Kein Berufserziehungswerk sorgt dafür, daß diese Jugend ausgebildet und in den Arbeitsprozeß eingegliedert wird. Es besteht keine allgemeine Jugendorganisation, die sich der verlotterten Jugend annehmen konnte. Eine kürzlich von der Amtlichen Erziehungsbehörde angestellte Untersuchung ergab, daß z. B. in einen einzigen Staat der USA, 2000 Gemeinden überhaupt keine Schulgebäude haben und auch nie solche besaßen, und deshalb den Unterricht in Getreidespeichern, alten Kirchen und alten Häusern durchführen müssen. Die Untersuchung der Erziehungsbehörde, die sich auf die Hälfte der Vereinigten Staaten erstreckte, ergibt, daß mehr als 687 000 Schüler in Schulgebäuden untergebracht sind, die als baufällig und ungeeignet bezeichnet werden müssen. Diese skandalösen Zustände veranlaßten die Schüler und Schülerinnen sowie die beschäftigungslose Jugend bereits vor Jahren, in einer großen Kundgebung gegen die Kriegstreiber in den Vereinigten Staaten zu demonstrieren. Auf großen Transparenten und in Sprechchören verlangte diese Jugend: „Baut Schulen statt Schlachtschiffe!“ Im Staate Indiana der USA. ergab eine Stichprobe der öffentlichen Gesundheitsbehörden, daß nur 25 von 6000 Kleinkindern genügend ernährt wurden. 57 Prozent dieser Kinder erhielt keine Milch, 65 Prozent hatten schlechte Zähne. Die Tuberkulose unter der Jugend der Vereinigten Staaten verursacht jährlich 88 000 Todesfälle. Hier könnte Roosevelt noch viel für die Zivilisation tun, die er angeblich gepachtet hat. Bei untersuchten Schulkindern stellte man fest, daß von zehn kranken Kindern sieben von Industriearbeitern stammten. Der Präsident der Vereinigten Staaten, der so gerne das Wort von der Gleichheit und Brüderlichkeit der Menschen in den Mund nimmt, hätte wohl bei einigem guten Willen Mittel genug, den Gesundheitszustand der amerikanischen Industriearbeiterjugend zu heben. Aber Theorie und Praxis sind eben zweierlei.

Roosevelt hat den traurigen Ruhm, daß unter seiner Regierung der Gegensatz zwischen dem Luxus, in dem die Kinder der

Millionärsfamilien aufwachsen, und dem Elend der Arbeiterjugend seinen Höhepunkt erreicht hat. Ein Fünftel der Jugend der Vereinigten Staaten muß jährlich wegen körperlicher Schwäche vom Heeresdienst zurückgestellt werden. In keinem Lande der Welt, Mister Roosevelt, ist der Prozentsatz der Untauglichkeit für den Soldatendienst so groß wie in den von Ihnen geführten Vereinigten Staaten von Nordamerika. Unter 20 Schulkindern Ihres Landes verbringt jeweils eins eine gewisse Zeit wegen Geisteskrankheit in einer Anstalt. Für 90 000 verkrüppelte und 45 000 erblindete oder fast erblindete sowie drei Millionen schwerhöriger Kinder besteht in den ganzen Vereinigten Staaten keine erzieherische Einrichtung. Das pädagogische Institut der Carnegie-Vereinigung hat bei Abschluß seiner sozialpädagogischen Studien im Oktober 1941 für die Vereinigten Staaten eine Zahl von 4,3 Millionen Analphabeten festgestellt.

Diese traurigen Zustände hat Herr Roosevelt seinerseits in einer Pressekonferenz im Mai 1942 dadurch bestätigt, daß er mitteilte, daß eine große Anzahl junger Männer, die für den Dienst in der Armee und in der Marine gemustert worden seien, deswegen als untauglich abgelehnt werden mußte, weil diese weder lesen noch schreiben konnten. Diese Zahlen sprechen für sich.

Ein Mann, der sich als die Gouvernante der Jugend dieser Welt aufspielt, hätte wohl zuerst die Pflicht, diese schamlosen Zustände in der sogenannten Erziehungsarbeit seines eigenen Landes in Ordnung zu bringen, bevor er anderen Nationen gute Lehren erteilt. Gerade Roosevelt, der dauernd im Namen der menschlichen Zivilisation das Wort ergreift, sollte sich darüber klar werden, daß die Verhältnisse innerhalb der amerikanischen Jugend die größte Schande für die zivilisierte Menschheit darstellen. Er hat in seiner gestrigen Rundfunkrede der Welt vorgeworfen, daß überall nach deutschem Muster Jugendbewegungen entstehen. Amerika hat keine Jugendbewegung. Wir wissen aus den amtlichen amerikanischen Unterlagen, daß, wenn man die Mitgliedszahl der amerikanischen Jugendorganisationen und Klubs usw. zusammenaddiert, sich das Bild ergibt, daß weniger als eine Million Jugendlicher insgesamt in diesen Vereinigungen erfaßt sind. Demgegenüber steht die Leistung der europäischen Jugendorganisationen, die zum Teil die ganze junge Generation ihres Volkes umfassen, und die Leistung der mit Deutschland so eng befreundeten japa-

nischen Jugend, die sich ebenfalls zu einer großen Gemeinschaft vereinigt hat. Furcht und Not sind nach Roosevelts Worten die Schrecken, von denen die Jugend befreit werden muß. Die Jugend Europas hat die Furcht besiegt. Die Not aber kann nicht durch Roosevelts Phrasen überwunden werden. Deutschland hat 1933 damit begonnen, das Ideal einer neuen sozialen Ordnung zu verwirklichen. Nationale Freiheit und soziale Gerechtigkeit sind die großen Grundsätze, die der Führer seinem Volk gegeben hat.

Wenn Roosevelt in seiner Ansprache den amerikanischen Soldaten in Aussicht stellt, daß die Regierung nach ihrer Rückkehr vom Kriege dafür sorgen wird, daß sie, falls sie gewillt und fähig sind, aber keine Arbeit finden können, solche erhalten, lassen solche Worte einen tiefen Einblick in das sozialpolitische Chaos eines Landes tun, dessen Präsident immer nur von sozialen Reformen geredet hat. Die Soldaten der Achse brauchen keine solchen Versicherungen von ihren Führern zu erhalten. Sie haben ihren Arbeitsplatz verlassen, um die Waffe zu ergreifen, und sie wissen, wenn sie nach dem Siege wiederkehren, ist dieser Arbeitsplatz für sie frei.

Jeder deutsche Soldat weiß, daß sein Vaterland ein Sozialstaat ist und daß der Begriff der Volksgemeinschaft, die die nationalsozialistische Bewegung unserer Nation geschenkt hat, eine Realität ist, an der vor allem die Millionennasse unserer Jugend teilhat, einer Jugend, die das amerikanische Mißverhältnis von arm und reich nicht mehr kennt. Wer in Amerika für seine Kinder eine wirklich gute Schule sucht, der wird schließlich eine Privatschule wählen, die sehr viel Geld kostet. Auch die besseren Universitäten der Vereinigten Staaten sind nicht Staatsuniversitäten, sondern Privatuniversitäten, die von ihren Geldgebern abhängig bleiben. Was sagt Mister Roosevelt zu der Tatsache, daß im Deutschen Reich alljährlich die leistungsbesten Jugendlichen, ganz gleich welcher Herkunft, in den Adolf-Hitler-Schulen aus öffentlichen Mitteln erzogen und gebildet werden, und in der Jugendbewegung unseres Führers ohne Rücksicht auf Besitz und Stand der Eltern jeder Jugendliche nach seinen Fähigkeiten zur Führung emporsteigen kann?

Mister Roosevelt! Ich will zum Schluß nur einen einzigen Punkt Ihrer Rede herausgreifen um sie in ihrer ganzen grotesken Bizarrität bloßzustellen. Sie scheuen sich nicht, selbst von Finnland als einem unglücklichen Land zu sprechen, daß „ein

Leben der Sklaverei und Degradierung unter Hitler führt“. Wer es wagt, etwas derartiges zu sagen, kann beim besten Willen nicht mehr ernst genommen werden. Jedes Kind, auch in USA., weiß, daß die Finnen einen heroischen Freiheitskampf gegen das übermächtige Sowjetrußland führen, das dieses tapfere kleine Volk nicht nur mit Terror und Versklavung, sondern mit glatter Vernichtung bedroht. Als Sie, Mister Roosevelt, sich noch nicht mit Herrn Stalin zur Befreiung und Beglückung der Welt verbündet hatten, haben Sie wie das ganze amerikanische Volk aus Ihren Sympathien und Ihrer Bewunderung für die Finnen kein Hehl gemacht. Man kann nur staunen, daß Sie Ihrem Volk derartige Entstellungen und Verzerrungen der einfachsten Wahrheit vorsetzen können. Aber Sie können es ja nicht. Sie sagen ja selber in Ihrer Rede, daß es innerhalb wie außerhalb der Vereinigten Staaten noch immer Männer und Frauen gibt, die sich über die Atlantik-Charta lustig machen und darüber spotten. Sie beklagen sich, daß Angehörige Ihres Volkes eine, wie Sie sagen, Hintertreppchenpolitik treiben, und daß sie, um Ihre eigenen Worte zu gebrauchen, wenn die Zivilisation brennt, viele falsche Melodien spielen.

Sie beklagen sich in Ihrer Botschaft an die Welt darüber, daß amerikanische Bürger Ihre Entschlossenheit, Ihre Vorhaben und Ihre gesunden Prinzipien schmähnen. Wir in Deutschland wie unsere Bundesgenossen in den übrigen europäischen und asiatischen Ländern haben uns über derartiges nicht zu beklagen. Bei uns gibt es keine solchen falschen Propheten und Hintertreppchenpolitiker, sondern bei uns steht das ganze Volk in einiger Geschlossenheit hinter seinem Führer. Mister Roosevelt, gestatten Sie einem Jugendführer und Erzieher, der wohl in ganz anderm Maße wie Sie zur Jugend der Welt gehört, der aus dieser Jugend hervorgegangen ist, ihre Nöte kennt, ihren Glauben teilt und ihren Kampf mitgekämpft hat, und einem Manne, der die Jugend Ihres Volkes aus eigener Anschauung wahrscheinlich besser kennt als Sie selbst, eine offene Frage. Was berechtigt Sie dazu, aus der Rolle des Kriegshetzers in die Rolle des Jugendführers zu verfallen? Sie sind selbst ein schlechter Erzieher gewesen. Sie konnten nicht einmal in Ihrer eigenen Familie Ordnung halten.

Ganz Amerika hallt wider von den mißliebigen Affären Ihrer Sprößlinge. Sie machten einen Ihrer Söhne zum Captain der Army, ohne daß er auch nur einen Tag gedient hatte. Und die Jugend Ihres

Volkes? Haben Sie nicht selbst gesagt, daß ein Drittel der amerikanischen Nation ungenügend behaust, bekleidet und ernährt ist? Wie steht es mit den Kindern dieses Drittels? Wie steht es mit den Kindern der Arbeitslosen, der von ihren Farmen vertriebenen Farmer und der Millionen, die nach amerikanischen Zeugnissen heimatlos durch die Staaten ziehen? Was berechtigt Sie, ein Wort an die Jugend der Welt zu richten? Sind Sie nicht verantwortlich für den Tod von Millionen von Europäern? Wer die Jugend in seinem eigenen Haus nicht richtig zu erziehen verstand, wer der Jugend seines eigenen Landes (obgleich dieses sich rühmt, das reichste der Welt zu sein) kein auskömmliches Leben, ja Millionen nicht einmal das Notwendigste zum Leben zu verschaffen vermochte, wer der Jugend außer alten abgestandenen Phrasen kein großes klares Ziel für eine bessere Ordnung aufzeigen konnte, ist weder befähigt noch berechtigt, sich an die Jugend der Welt zu wenden. Die Zeit ist vorbei, da man mit den Gedanken eines unklaren Universalismus und Humanismus und mit tönenden Worten von der Beglückung der Welt etwas auszurichten vermochte. Wir leben in einer neuen Zeit, und es ist traurig, daß man dem Präsidenten der sogenannten Neuen Welt das entgegenhalten muß. Heute geht es nicht um Phrasen, sondern um Realität. Was wollen Sie der Welt geben? Kühlschränke, Rundfunkapparate, Jazzmusik und Film bedeuten keine Lösung für die Probleme der Welt, ganz abgesehen davon, daß Sie nicht einmal Ihr eigenes Volk restlos damit versorgen können. Die Welt verlangt auch nach idealen Gütern und vor allem nach einer Ordnung. Sie bedarf des Ethos und einer höheren Kultur, wie sie in den Werken der großen Söhne Europas, in Homer, Dante, Michelangelo, Rembrandt, Goethe, Mozart und Beethoven Ausdruck gefunden hat. Sie wünschen sich ein amerikanisches Jahrhundert. Aber es wird kein amerikanisches Jahrhundert geben, sondern ein Jahrhundert der Völker. Und es werden geistige Mächte sein, die in diesem Jahrhundert ihren Niederschlag finden. Nicht Kaminesgespräche und Phrasen aus überwundenen Epochen. Das Jahrhundert der Völker aber wird das Jahrhundert der Jugend sein. Sie halten sich für einen Revolutionär, aber die Revolution, an die Sie glauben, ist längst zur Reaktion geworden. Denken Sie an die „Daughter oft the revolution“, die Tochter der Revolution in Ihrem eigenen Lande.

Das ist doch anerkanntermaßen der reaktionärste alte Damenklub, den es auf der Welt gibt. So ist alles das, was einst das glänzendste Ideal der amerikanischen Revolution war, heute zur abgestandenen Phrase geworden.

Nicht Europa ist heute die alte Welt, sondern Amerika ist es, denn die neue Welt ist da, wo ein neuer Glaube geboren wurde und wo eine begeisterte Jugend für diesen Glauben kämpft. Die deutsche, die europäische Jugend, die diesen Glauben durch ihr Blut besiegelt. Aber das junge Amerika hat noch nicht den Beweis erbracht, in welchem Maße es bereit und fähig ist, für seinen Glauben zu fechten und zu fallen.

Wenn Roosevelt in seiner Ansprache betont, daß er dereinst die Welt mit einem neuen Frieden zu beglücken gedenkt, können die Völker Europas darauf nur antworten, daß wir die Regungen des Friedens eines amerikanischen Präsidenten bereits einmal kennengelernt haben und es uns verbitten, nach dem Reifall, den wir mit den 14 Punkten des Herrn Woodrow Wilson erlebt haben, noch einmal ähnliche Anregungen von seinem Nachfolger Roosevelt entgegenzunehmen. Der kommende Friede wird nicht durch die nordamerikanische Union bestimmt, sondern durch die Mächte der Achse.

Noch in diesem Monat wird sich die Jugend Europas versammeln und sich zu einem großen Bunde zusammenschließen, der Sinnbild der Schicksalsgemeinschaft sein wird, die wir in diesem Kriege gläubig bekannt und mit der Waffe auf dem Schlachtfeld verteidigt haben. Wir werden es dabei nicht nötig haben, studentische Abordnungen aus den Provinzen unseres eigenen Landes zu versammeln und ihnen einzureden, daß sie im Geiste andere Nationen verkörpern, denn die Nationen selbst werden ihre Abordnungen zu uns entsenden und unter der Führung Deutschlands und Italiens sich die europäischen Jugendführer vereinen und ihr Bekenntnis ablegen zu den großen konstruktiven Gedanken der neuen Erziehung. Sie werden sich nicht über die Errungenschaften der französischen Revolution unterhalten oder über die „declarations of independence“, sondern über die Selbstführung der Jugend, über soziale Gerechtigkeit und über eine Kameradschaft, die auch den kleinen Nationen das Recht auf nationale Selbständigkeit und völkische Eigenart sichert. Ein großer Deutscher hat das Wort gesprochen: „Die Völker sind Gedanken

Gottes." Wir Europäer glauben an die Völker, Sie, Herr Roosevelt, glauben an die westliche Hemisphäre. Sie haben einen Weltkrieg entfesselt, um zum drittenmal Präsident werden zu können. Das war Ihre Flucht in den Krieg. Wir kämpfen in diesem Krieg, weil wir verhindern wollen, daß durch Sie vollendet wird, was der hintergründige Gedanke Ihrer verjudeten Familie und der mit Ihnen verbündeten Finanzmächte ist, die Herrschaft des Goldes über den Geist. Die Jugend Europas hat ihre Führer, Sie aber sind durch Ihre Rede nicht zum Führer der Jugend der Welt geworden, sondern haben sich als Gouvernante dieser Welt aufgespielt. Der Gangsterkönig Al Capone wurde einst in Ihrem Lande als Staatsfeind Nr. 1 bezeichnet. Die Jugend Europas, Mister Roosevelt, wird Sie jetzt „Die Weltgouvernante Nr. 1“ nennen. Aber trösten Sie sich, man wird später diesen Titel ebenso rasch vergessen, wie man Sie selbst vergessen wird. Europa wird diesen Krieg gewinnen, und dann wird die Alte Welt die Neue sein. Sie vergehen, aber was in der Welt wirklich jung ist, wird den Lorbeer des Sieges an seine Fahnen heften und der Welt eine Ordnung geben, in der auch der Ärmste seine Heimat hat.

Ulrich Gehm:

Die Internationale Boy-Scout-Organisation

Wenn man die Zielsetzung der Internationalen Boy-Scout-Organisation in ihrer vollen Bedeutung erkennen will, so muß man sich zunächst mit ihrer Entstehungsgeschichte befassen. In England von dem ehemaligen General Sir Robert Baden-Powell, später Lord Robert Baden-Powell of Gilwell, gegründet, war sie ursprünglich eine rein englische Organisation mit nationaler, ja imperialistischer Zielsetzung, um die junge englische Generation zu „Rittern des Empires“ (Young Knights of the Empire) zu erziehen. Es ist notwendig, diese imperialistische Erziehungsaufgabe deutlich herauszustellen, weil sie im völligen Widerspruch zu den später verbreiteten Weltfriedensgedanken steht und von Baden-Powell geleugnet wurde, um den wahren Charakter seiner Organisation zu verdecken.

Als Kolonialoffizier im Burenkriege verfaßte er während der Belagerung von

Mafeking eine kleine militärische Schrift, die sich unter dem Titel „Anleitung für das Scouting für Unteroffiziere und Mannschaften“ mit der Aufgabe befaßt, dem englischen Kolonialsoldaten eine spezielle Ausbildung im Spähen usw. zu geben. Dieses Buch mit seiner rein militärischen Aufgabe wird zur Grundlage seiner späteren Boy-Scout-Erziehung. Da er sich jedoch bewußt war, daß er der englischen Jugend, wenn er Erfolg haben wollte, etwas mehr bieten mußte als ein nüchternes vormilitärisches Ausbildungsprogramm, beschränkt er sich zunächst darauf, seine Pläne bereits bestehenden Organisationen als zusätzliches Betätigungsfeld zu empfehlen.

Erst seine Bekanntschaft mit dem amerikanischen Tierschriftsteller Ernest Thompson Seton regt ihn dazu an, eine eigene Jugendbewegung ins Leben zu rufen. Seton hatte mit seiner Organisation der „Woodcraft Indians“ die Forderung vertreten, daß der junge Mensch „zurück zur Natur“ geführt werden müsse, um ihn von den Schäden der Überzivilisation zu befreien. Er nimmt sich dabei den indianischen Scout, dessen hochherzige und ehrliche Haltung er lobt, zum Vorbild. Trotz zahlreicher Proteste Setons übernimmt Baden-Powell diese Gedanken eigenmächtig für sein eigenes Erziehungssystem und scheut selbst nicht davor zurück, an Hand eines gefälschten Vorschlages diese Gedanken als seine eigene Idee hinzustellen. Aber während es Seton mit seiner Indianerromantik ernst nahm, dient sie Baden-Powell nur als Mittel, um auf die englische Jugend eine werbende und anziehende Kraft ausüben zu können. Sie ist ihm lediglich eine äußere Spielerei, um die Jungen zu fesseln und, darauf aufbauend, eine nationale imperialistische und vormilitärische Erziehung und Ausbildung durchführen zu können.

Grundlegend für seine Arbeit wurde das zum ersten Male im Jahre 1908 veröffentlichte Handbuch „Scouting for Boys“. Es ist hier leider nicht der Platz, dieses ganze Erziehungssystem in seiner politischen Zielsetzung wiederzugeben, wir müssen uns nur auf einige Stichworte beschränken. Sein Scout-Ausbildungssystem umfaßt: Spähen, Spurenlesen, Morsen, Signalisieren, Kartenlesen, Lagerleben usw., kurz all das, was für eine vormilitärische Ausbildung von hervorragender Bedeutung ist. Die charakterliche Ausbildung dient in

erster Linie der Erziehung zum geistigen Soldatentum. Einige Sätze aus „Scouting for Boys“ sollen uns das veranschaulichen: Er schreibt auf Seite 274: „Uns wurde dieses gewaltige Weltreich von unseren Vorvätern überliefert und wir sind verantwortlich, daß es sich weiterentwickelt und fortschreitet.“ Seite 290: „Darum rüste dich, sei bereit“, wenn nötig, für dein Vaterland zu sterben.“ Seite 275: „Tue selbst etwas, lerne Schießen und Exerzieren, so daß du als Mann mit änderen deiner Rasse deinen Platz ausfüllen kannst.“

Tatsächlich hat dann auch der Einsatz der Boy-Scouts während des ersten Weltkrieges, besonders als Küstenschutz, gezeigt, daß Baden-Powell seine Aufgabe zur vollen Zufriedenheit des damaligen Kriegsministers, Lord Kitchener, durchgeführt hatte. Mit Stolz wies er immer wieder auf die zahlreichen Anerkennungen hin, die ihm von offizieller Seite zugehen.

Damals hatte Baden-Powell noch nicht daran gedacht, eine internationale Jugendorganisation ins Leben zu rufen. Erst mit dem Ende des Weltkrieges, dem Diktat von Versailles und der Existenz des Völkerbundes ändert sich seine Zielsetzung. Der Krieg war gewonnen und aus dem kriegsbereiten England war ein „friedliebendes“ England geworden, das in der Sicherung des „Status quo“ die erste Aufgabe „zum Wohle der allgemeinen Menschheit“ sah. In diesem System der Propaganda zur Erhaltung des „Status quo“ sollte auf Wunsch des englischen Königs auch die Boy-Scouts mitwirken. Ein für das Jahr 1920 vorgesehenes Treffen der britischen Scouts wurde daher zu einem internationalen Weltlager erweitert, an dem Pfadfinder und Scouttruppen aus zahlreichen europäischen und überseeischen Ländern teilnahmen. Als Baden-Powell bei dieser Gelegenheit die Internationale Boy-Scout-Organisation ins Leben rief und er sich selbst zum Chief-Scout der Welt wählen ließ, fand er mit seiner nunmehr verkündeten Idee einer „weltweiten Bruderschaft“ Anklang in fast allen Staaten nicht nur Europas, sondern der ganzen Welt. Aus seiner national-englischen Scout-Organisation wurde eine internationale „Friedensliga der Jugend“ und aus den „Jungen Rittern des Empires“ wurden die „Kreuzfahrer des Friedens“.

Das Handbuch „Scouting for Boys“ er-

¹ SEI REREIT (Be prepared) ist gleichzeitig der Wahlspruch der Boy-Scouts.

lebte nach dem Kriege Neuaufgaben, in denen die chauvinistischen Stellen entfernt oder zumindest stark abgeschwächt und statt dessen international-pazifistische Gedankengänge eingeflochten wurden. Besonders die zahlreichen fremdsprachigen Ausgaben erhielten mit der Herausstellung eines friedliebenden Weltbürgertums einen völlig neuen Charakter. Während man auf diese Weise eine rein pazifistische Friedenspropaganda im Sinne der Aufrechterhaltung der englischen Vorherrschaft betrieb, erreichte man damit gleichzeitig, daß die Jugend der anderen Nationen durch diese international pazifistischen Ideen in ihrer nationalen Haltung zersetzt wurden, so daß das Interesse Londons an einem schwachen Europa zur Rückendeckung in Übersee auch von der Boy-Scout-Organisation unterstützt wurde.

Mit der Gründung dieses Weltverbandes und durch die Errichtung des Internationalen Büros als Zentrale, die bezeichnenderweise in sämtlichen führenden Stellen einzig und allein von Engländern geleitet wurde und dessen Direktor bis 1938 der Chef der Paßabteilung des Englischen Auswärtigen Amtes, Hubert Martin, war, verfolgte England darüber hinaus noch politische Ziele, die nur dem englischen Interesse, niemals aber einer ernstgemeinten Völkerverständigung dienten. Die Stellung Englands als erstes Scout-Land wurde auch in kulturpropagandistischer Hinsicht weitgehendst ausgenutzt. Man begnügte sich nicht mit einer Verbreitung der englischen Sprache, sondern verstand es vor allem, einzelnen ausländischen Landesorganisationen die englischen Scout-Grundsätze aufzuzwingen. Organisationen, die sich hierzu nicht bereit erklärten, wurde mit dem Ausschluß aus dem Weltverband gedroht. Durch die Verbreitung von Scoutliteratur überschwemmte man die Länder mit englischen Ideen, auf den Jamborees (Weltlagern) wurde das britische Weltreich immer wieder als ein Beispiel hingestellt, das der übrigen Welt als Vorbild dienen soll, um auf der gesamten Erde die Errichtung eines „wahren Gottesreiches“, selbstverständlich unter englischer Führung, durchsetzen zu können.

In einem kleinen Buch „Scoutcraft for Boys“, von einem ungenannten Verfasser, finden wir folgende bezeichnende Stelle: „Auf der ganzen Welt sind Männer des Britischen Empires tätig, die

ihr Bestes tun, um die britische Flagge und die Wohltaten der britischen Herrschaft und britischen Gerechtigkeit in die entlegensten Winkel der Welt zu bringen; es sind Friedens-Scouts, sie gehen weder auf den Geist des Angriffs aus, noch mit dem Gedanken, sich selbst zu bereichern, sondern vielmehr mit dem Ziele, die dunklen Flecken dieser Erde dem Lichte der christlichen Religion und britischen Gerechtigkeit zu erschließen."

Eine besondere Bedeutung spielt in dieser Hinsicht auch die internationale Scout-Führerschule in Gillwellpark, die nicht nur von den höheren und höchsten Scout-Führern des Auslandes besucht wurde, sondern auch englische Instruktoren in die gesamte Welt schickte. Leiter der Schule ist bis heute Captain J. S. Wilson, ehem. Angehöriger des Secret Service im Nahen Osten und seit dem Tode Martins auch Leiter des Internationalen Büros. Er gibt den ins Ausland gebenden Instruktoren Anweisungen und Verhaltensmaßregeln mit. Anlässlich eines Lagers, an dem auch ausländische Führer beteiligt waren, rief er die englischen Staatsangehörigen zusammen und erklärte ihnen, wie aus dem Tagebuch eines Teilnehmers hervorgeht: „Sorgt dafür, daß sie mit dem festen und gerechten Glauben nach Hause gehen, daß Großbritannien ein ideales Land und das Commonwealth eine glückliche Familie ist, und daß sie von dem Glauben erfaßt sind, daß, wo immer England auch regieren mag, dort der Himmel auf Erden ist. Vergeßt niemals, daß jeder von euch zeigen muß, daß wir uns die größte Mühe geben, die Fremden zu verstehen und ihnen zu helfen und daß wir deshalb die geborenen Führer der Welt sind (the born leaders of the world).“

Durch die Entsendung dieser Instruktoren und die Tatsache, daß zahlreiche führende Persönlichkeiten des Auslandes Boy-Scout-Führer ihres Landes waren, gelang es England außerdem, auch indirekten Einfluß auf die gesamte politische Haltung auszuüben, wie es am deutlichsten in den Jahren 1939/40 in Griechenland zum Ausdruck kam, als der König und der Kronprinz, der selbst ehemals Führer der griechischen Boy-Scouts gewesen war,

gegen die von Ministerpräsident Metaxas gegründete national eigenständige Jugendorganisation „Neoläa“ agierte.

Das Internationale Büro zeichnete sich besonders darin aus, daß es einzelne Länder je nach Ermessen völlig unterschiedlich behandelte. Während bei den deutschen Pfadfinderbänden der zwanziger Jahre schon allein deren großdeutsche Haltung genügte, um ihre Aufnahme in den Internationalen Weltverband abzulehnen, duldete man auf der anderen Seite national-chauvinistische Scout-Organisationen, wie den rein nach vormilitärischen Grundsätzen ausgebildeten polnischen Pfadfinderverband, der auf dem Weltjamboree 1937 in Vogelenzang eine bewußt antideutsche Propaganda betrieb. Eine ähnliche unterschiedliche Behandlung zeigte sich auch gegenüber einzelnen Minderheitenscoutgruppen.

Daß die Boy-Scout-Organisation besonders während der beiden Kriege auch für eine antideutsche Hetzpropaganda eingespannt wurde, rundet das Bild nur noch ab, genau so wie die Tatsache, daß dieser internationale pazifistische Weltjugendverband in einzelnen Ländern eine enge Verbindung zu Judentum und Freimaurerei aufwies. Wenn man dann noch erfährt, daß Baden-Powell selbst schon vor dem ersten Weltkrieg Spion gewesen war und eine Erziehung zur Spionage auch unverkennbar in seinem Scout-Ausbildungssystem zutage tritt, dann ist es durchaus erklärlich, daß sich heute die Jugend des neuen Europa von dieser „weltweiten Brüderschaft“ abgewandt hat, um so mehr, als auch ihre Erziehungsmethoden völlig überholt und nicht in der Lage sind, den Anforderungen der Jugend gerecht zu werden, die heute nicht mehr bereit ist, einer kraftlosen Idee nachzulaufen und sich von Männern führen zu lassen, die infolge ihrer inneren Überalterung keine natürliche Verbindung mehr zu der stets revolutionär denkenden Jugend aufweisen konnte.

Während England die internationale Boy-Scout-Organisation zu einem britischen Instrument benutzte, sich mit ihrer Hilfe in das Erziehungssystem der anderen Länder hineindrängte und dadurch die Jugend für eine geistige Beeinflussung im englischen Sinne gewann, steht das junge Europa unter der Führung der Achsenmächte heute in einer Entwicklung, die von der national eigenständigen Kraft der einzelnen Nationen getragen ist. Deutschland und

Michael Willmann
(1630—1706):
Raub der Europa
Landesmuseum Schwerin





Martin Reymbouts
Raub der Europa
Brüsseler Gobelin

Italien haben nicht die Absicht, den anderen Ländern ihr eigenes Erziehungssystem aufzuzwingen, weil sie sich bewußt sind, daß ein neues Europa nur dann verwirklicht werden kann, wenn jede Nation das Ihre dazu beiträgt, um die Entwicklung eines gesunden und innerlich erstarkten Europa zu gewährleisten.

Der Schwung der Jugend und die Politik ohne Ideale

Unter dieser Überschrift äußert sich der Obmann der Jungfreisinnigen Gruppe Zürich, Herr Ernst Bucher, in der „Neuen Zürcher Zeitung“ vom 13. August 1942 und redet der Jugend wie einem kranken Schippchen gut zu, doch freundlichst sich eine der vielen Parteien der Demokratie auszusuchen und in den ausgefahrenen politischen Bahnen von gestern mitzumachen!

Es war einmal... irgendwo in unserem Vaterland. Da tagten Kommissionen und Kommissiönchen. Da wurden Ausschüsse gebildet. Da wurden Köpfe heiß. Und vor allem: Da wurde viel, viel geschrieben. Diesmal ging es um die Jugend. Wegen uns Jungen zerbrachen sich die „Alten“ die Köpfe. Denn mit Schrecken hatten sie festgestellt: Die Jugend streikt. Sie hält sich von der Politik fern. Das Wohl des Staates und des Schweizervolkes ist ihr gleichgültig. Und nun beschloß man: Das muß anders werden. Staatsbürgerkurse wurden gestartet. Ein Bürgerbuch wurde geschaffen. Durch Jungbürgerfeiern sollte das staatsbürgerliche Bewußtsein geweckt werden. Doch — die Jugend streikt.

Und wiederum tagten die Kommissionen. Die Zeitungen öffneten ihre Spalten. Nach System Gallup-Institut suchte man die Frage zu ergründen: Weshalb? Und siehe da: Man erhielt nicht nur eine Antwort, nein zehn, zwanzig, fünfzig. Aber jede sagte etwas anderes. Wo der eine „grün“ sagte, sagte der andere „rot“, wo der eine „Ja“ meinte, riet der andere „Nein“. Und die Herren gelangten mit all ihrem guten Willen in ehrliche Verlegenheit. Die Frage aber blieb offen und... die Jugend streikt weiter.

Junger Bürger! Bitte eine Minute volle Ehrlichkeit. Weshalb tust du nicht mit? (Wohlverstanden, nicht dein guter Freund Hans oder dein Schwager Heini oder gar irgendein „man“. Nein, du ganz persönlich.) Weshalb kümmerst du dich nicht um Politik? Weshalb bist du nicht schon längst Mitglied einer Partei?

Ich nehme an, daß du, da du ja ein Mann mit eigenem Urteil und nicht irgendein Nummernmensch bist, nun deine Antwort gegeben hast. Wenn du nun geant-

wortet hast: Ich habe keine Zeit, das interessiert mich nicht (o wie bequem!), dann frage ich dich: Interessiert es dich wirklich nicht, wieviel an Steuern du bezahlen mußt? Interessiert es dich nicht, wie hoch der Brotpreis steht? Interessiert es dich nicht, wer behauptet, in deinem Namen ja oder nein zu sagen? Wenn du aber geantwortet hast (und viele antworten so): In der Politik von heute ist kein Schwung mehr. Die Parteien vertreten keine Ideale mehr, sondern nur noch Interessen. — Dann sage ich dir: Gut. Warten wir also, bis unsere Zeit kommt, die Zeit der Jungen. Schimpfen wir ein bißchen, lächeln wir ein bißchen. Und... warten wir! Irgendeinmal wird sie dann doch kommen, unsere Idee. Vielleicht fällt sie in einer Nacht vom Himmel. Vielleicht bricht sie auf wie ein Vulkan. Vielleicht bringt sie uns eine begnadete Persönlichkeit...? Warten wir!

Doch: Ist das jung? Ist das männlich? Nein, sage ich. Wir Jungen, wir müssen uns unser Ideal selber schaffen. Es wird uns nicht geschenkt. Nicht morgen, nicht übermorgen, nein, heute gilt es. Deshalb: Hinein in die Parteien! Jeder hat etwas zu sagen. Und wenn wir alle drin sind, auch du, dann wird der Schwung wieder kommen. Nicht von außen her, sondern aus uns selber heraus.

Ernst Bucher
Obmann der Jungfreisinnigen Gruppe Zürich.

Prof. Friedrich Grimm:

Frankreich und Europa

Die Ausstellung „France Européenne“, die im Grand Palais in Paris dem französischen Volke zeigen wollte, welche Stellung Frankreich im neuen Europa einnehmen kann, hat zum mindesten das Verdienst gehabt, daß sie die Vorstellung von einem „Europäischen Frankreich“ zu einem Begriff geprägt hat, der nunmehr allen Franzosen geläufig ist. Daß es zu einer neuen europäischen Ordnung kommen muß und kommen wird, und daß Frankreich sich bemühen muß, in dieser neuen, von dem Deutschland Adolf Hitlers geführten Ordnung einen Platz einzunehmen, wie er ihm nach seiner Stellung in der Geschichte gebührt, ist heute eine Erkenntnis geworden, der sich kein Franzose mehr verschließen kann, so sehr auch viele noch nach außen hin das zu leugnen versuchen.

Die große historische Umwälzung, die sich heute nicht nur in Europa, sondern in der ganzen Welt mit einer unwiderstehlichen Gewalt vollzieht, wird allmählich auch von den Massen in Frankreich er-

kannt. Man beginnt zu begreifen, daß die alten Ideen, die das politische Leben Frankreichs nach außen und innen seit Jahrhunderten wie scheinbar ewige Gesetze beherrscht haben, zusammengebrochen sind, und zwar für immer, und daß neue Ideen sich Bahn brechen, die ein neues Zeitalter heraufführen, in dem Frankreich nach neuen Gesetzen sich in eine neue Ordnung einfügen muß.

Die Welt organisiert sich in großen Lebensräumen. Amerika und Asien haben zum Teil schon diese Großraumorganisation gefunden oder sind im Begriff, sie zu vollenden. Europa aber, das diesen Kontinenten gegenüber sowieso schon sehr klein ist, kann sich nicht länger den Luxus gestatten, in viele Einzelstaaten, Nationen, Länder und Stämme gespalten zu sein, die durch Zollschranken, Handelserschwerungen und sonstige künstliche Hindernisse voneinander getrennt, sich gegenseitig mehr Schwierigkeiten machen als durch Zusammenarbeit ergänzen und fördern.

So tröstlich und wertvoll die Vieltätigkeit des Lebens der europäischen Einzelvölker auch sein mag, so sehr es wünschenswert ist, in kultureller Hinsicht diese Eigenart der verschiedenen Nationen Europas zu pflegen, so notwendig ist es andererseits, die Kräfte Europas in wirtschaftlicher, verkehrstechnischer und politischer Hinsicht zusammenzufassen, die Gegensätze auszugleichen, Kriege zu vermeiden — die zwischen europäischen Nationen ja doch nur Bürgerkriege sind — und zu einer Zusammenarbeit aller Völker, die sich zu einer europäischen Einheit zusammenfinden, zu gelangen. Das ist nun einmal das Gesetz der Entwicklung, des Fortschritts, dem sich niemand zu widersetzen vermag.

Auf das Zeitalter der freien Städte, Fürstentümer und Duodezstaaten folgte die Epoche der Nationalstaaten. Frankreich hatte das Glück, drei Jahrhunderte vor Deutschland seine nationale Einheit verwirklichen zu können. Später haben sich die anderen europäischen Nationalstaaten entwickelt, zuletzt Italien und zu allerletzt, nach so vielen grausamen Kämpfen, Deutschland. Indessen, wie es Bismarck gelang, nach dem deutschen Bruderkrieg von 1866 die deutschen Stämme zu versöhnen oder in der Kompromißlösung des kleindeutschen Reiches und des Bündnisses mit Österreich die großdeutsche Einheit vorzubereiten, die heute der Führer

vollendet hat, so wird es auch heute gelingen, nach Beendigung dieses Krieges, der der letzte europäische Bruderkrieg gewesen sein dürfte, die europäische Ordnung zu finden, die die Versöhnung der Nationen Europas gestattet.

In meiner Schrift „Hitlers deutsche Sendung“ habe ich 1933 die historische Sendung des Führers zur Vollendung von Bismarcks Einheitswerk im Großdeutschen Reich dargelegt. In diesem Buch habe ich aber schon damals im Schlußkapitel ausgeführt, daß, wenn einmal die deutsche Sendung des Führers abgeschlossen sein wird, die Welt erkennen würde, daß Adolf Hitler von der Geschichte noch zu einer größeren Mission berufen sei, einer europäischen Mission, in der dann auch der jahrhundertalte Gegensatz Deutschland—Frankreich überwunden werde.

Dieser Zeitpunkt ist jetzt gekommen. Hitlers deutsche Sendung ist erfüllt. Um ihre Bewährung kämpft noch das deutsche Volk. Aber über Krieg und Sieg hinaus zeigt sich schon das weitere Ziel: ein neues Europa unter Führung des Großdeutschen Reiches, in dem alle Völker Europas als Glieder einer Familie zum Wohle aller zusammenarbeiten.

Dieser historische Vorgang wird auch in Frankreich verstanden. Gewiß gibt es noch heute die Kreise in Frankreich, die seit Generationen die Vertreter des „integralen Nationalismus“, der „klassischen“, „traditionellen“ oder „historischen“ Politik Frankreichs waren, die im Kampf gegen den „Erbeind“ Deutschland ein „ewiges Gesetz“, ein „unanastbares Dogma“ aller französischen Politik sehen. Es ist nicht zu verwundern, daß Charles Maurras der Action Française die Devise „La France seule“ gegeben hat. Aber diese Kreise, die 1870 und 1914 die Träger des Revanchegedankens waren und denen Versailles noch zu milde war, haben heute auch bei der Elite des französischen Volkes den bestimmenden Einfluß verloren. Das französische Volk hat in seiner Mehrheit erkannt, daß diese nationalistische Ideologie, der viele anhängen, weil sie es für ihre patriotische Pflicht halten, Frankreich ins Verderben geführt hat, weil sie von Interessen ausgenutzt wurde, die keine französischen mehr waren. Das war schon im Kriege 1914—1918 so, das ist im Kriege von 1939 vollends offenbar geworden. Als Mandel und Blum als Vertreter des internationalen Judentums, Cachin als Vertreter des Bolschewismus, Reynaud als Vertreter der englischen Plutokratie 1939 die nationalen Kräfte

Frankreichs für den jüdisch-bolschewistisch-plutokratischen Krieg gegen Deutschland einzusetzen, da brach die tragende politische Idee der klassischen Politik Frankreichs zusammen, die man seit langem in Frankreich das „Testament Richelieus“ zu nennen pflegt.

Die gemeinsamen Feinde Europas wurden erkannt, auch in Frankreich. Die Hetze, die diesem Krieg vorausging, war noch in zu frischer Erinnerung. Die Generation, die den ersten Weltkrieg erlebt hatte, erkannte schneller, wer die wahren Urheber und Interessenten des neuen Krieges waren. Als der deutsche Soldat nach Frankreich kam, anständig, loyal, hilfsbereit, so ganz anders, als ihn die jüdisch-englische Propaganda geschildert hatte, da kam zum erstenmal instinktiv das Gefühl des gemeinsamen europäischen Schicksals auch im französischen Volke zum Durchbruch. Die ritterliche Haltung des Führers gegenüber dem zusammengebrochenen Frankreich stieß auf Verständnis. Es zeigte sich, daß auch die mancherlei Bemühungen um Verständigung mit Frankreich, die seit 1933, entsprechend dem Willen des Führers, von Deutschland aus betrieben worden waren: Frontkämpfer- und Jugendtreffen, Veranstaltungen der deutsch-französischen Gesellschaft usw., nicht vergeblich gewesen waren.

Laval, der den französischen Parlamentarismus liquidierte und als erster Mitarbeiter des Marschall Pétain den neuen französischen Staat zu schaffen sich bemühte, hatte erkannt, daß die Wiederaufrichtung Frankreichs nur in Zusammenarbeit mit Deutschland in einer neuen europäischen Ordnung möglich sein würde. In Montoire bekannte sich der Marschall Pétain zu dieser Zusammenarbeit mit Deutschland. Es kam dann zu dem bedauerlichen Rückschlag des 13. Dezember 1940, der lange Zeit das Vertrauen zerbrach, das für solche Zusammenarbeit nun einmal erforderlich ist. Heute ist Laval in seine Stellung als Leiter der französischen Regierung zurückgekehrt. Damit hat die Politik von Montoire wieder ihren vollen Inhalt be-

kommen. In ihr liegt ein Bekenntnis zur neuen europäischen Ordnung und zur Zusammenarbeit mit Deutschland.

Frankreich steht am Scheideweg. Es muß sich ganz entscheiden, ob es an der Tradition des ewigen deutsch-französischen Gegensatzes festhalten oder die Formel der Zusammenarbeit mit Deutschland in einer neuen europäischen Ordnung wählen will. Vor dieser Wahl steht Frankreich eigentlich schon seit 1919. In zahlreichen Schriften und Abhandlungen ist dieses Kapitel seitdem abgewandelt worden, aber an der richtigen Erkenntnis hat es gefehlt. So war die Zeit zwischen den beiden Kriegen eine Zeit der versäumten Gelegenheiten. Das ist der tiefste Grund, weshalb Frankreich der neue Krieg und der Zusammenbruch nicht erspart blieb. In den weitesten Kreisen wird dies heute schon vollumfänglich erkannt, wenn auch noch viele, aus Widerspruchsgeist und Snobismus, den falschen Propheten des Londoner Rundfunks zuhören, obwohl sie genau wissen, daß es dieselben falschen Propheten sind, die sie von 1936 bis 1939 ins Verderben geführt haben. Es ist eben heute nicht leicht, unter der Einwirkung des verlorenen Krieges und der militärischen Besetzung, die wahre Einstellung des französischen Volkes zum Problem der europäischen Zusammenarbeit herauszuschälen. Man muß zwischen dem äußeren Schein und den tieferen Empfindungen, der langsamen Umstellung auf dieses Problem unterscheiden.

Der Europagedanke ist so stark, daß er sich durchsetzen wird mit der Gewalt einer historischen Umwälzung, der niemand widerstehen kann. Das zeigt sich auch in Frankreich, das innerlich für den Europagedanken reif ist. Drei Jahrhunderte nach Richelieus Tod stirbt die politische Idee, die eine deutsch-französische Zusammenarbeit bislang unmöglich machte. Sie wird überwunden durch eine neue Idee, die uns der Führer gab, die Idee der deutsch-französischen Zusammenarbeit im Rahmen einer neuen europäischen Ordnung.

Erlesenes

Finnland im Kampf um die Zukunft

Mit derselben Einmütigkeit wie vor anderthalb Jahren, aber mit größeren Hoffnungen als damals, ist das finnische Volk zu dem großen Krieg der Kultur gegen die Barbarei angetreten — die Bar-

barerei, von der es während seiner ganzen Geschichte bedroht gewesen war. Und indem es zusammen mit den ersten Völkern Europas an der Abwehr der größten Gefahr, die der Menschheit je gedroht hat, teilnimmt, strebt das ganze finnische Volk mit vereinten Kräften danach, die hinter

der Ostgrenze lebenden finnischen Stammesverwandten aus der Sklaverei des Bolschewismus zu befreien und sie wieder in das gemeinsame Heim zurückzuführen. Jetzt, da die finnische Armee in treuer Waffenbrüderschaft mit dem ruhmreichen deutschen Heer zum zweiten Male in dreiundzwanzig Jahren gegen den Bolschewismus kämpft, fühlt das finnische Volk, daß es seine historische Mission als der Schild des Nordens gegen den Osten und gegen die Barbarei erfüllt. Aber es ist auch stolz in dem Bewußtsein, daß es Seite an Seite mit Deutschland und Italien, mit seinen Stammesgenossen, den Magyaren, mit den tapferen Rumänen und Slowaken jene unvergänglichen Werte hüten darf, die den Grund der europäischen Kultur und eines jeden menschenwürdigen Daseins bilden...

Ein altes finnisches Sprichwort hat eine tiefe Lebensweisheit ausgesprochen: „Du sollst der Stimme der Tanne lauschen, unter der dein Haus steht.“ Dieser Mahnruf wurde schon vor Hunderten, ja Tausenden von Jahren laut, in einer Zeit, da das finnische Volk noch seine Wohnstätten im Schatten hoher, schützender Tannen zu bauen pflegte. Die Stimme der dunklen, ersten, bodenständigen Tanne klang dem Finnen verpflichtender, aber auch vertrauter, als die Stimmen aller anderen Bäume des Waldes. Das freie selbständige Vaterland ist jetzt der Baum, in dessen Schutz das finnische Volk sein Heim errichtet hat und auf dessen Stimme es lauscht. Diese Stimme hat jahrhundertlang durch die Sprache der großen Dichtung gesprochen. Es war die Sprache unauslöschlicher Vaterlandsliebe mit der Verpflichtung zu Opfern und Mühen, und auf diese Stimme hat das ganze finnische Volk jedesmal gelauscht, wenn es zum Kampf um Sein oder Nichtsein antrat.

Der Dichter V. A. Koskenniemi in: „Finnland, Schild des Nordens“, Helsinki 1941.

Deutschlands europäische Aufgabe

Deutschland ist — das war meine durch ein langes Leben tief begründete Überzeugung — berufen, alle kultivierten Völker des Festlandes zu befreien, nicht dadurch, daß es seine Eigentümlichkeit fremden Völkern aufzudringen suchte, vielmehr dadurch, daß es ein jedes Volk nach sich selbst und nach seiner besonderen Ge-

schichte hinwies. Nur so konnte ein tieferes Verständnis möglich werden, und Völker, zu eigener Persönlichkeit heranwachsend, konnten jenes wechselseitige Gespräch anfangen, welches die Mißverständnisse der Zeit lösen wird und auf dessen Herannahen alle tieferen Geister der Zeit warten. So wie in Europa Deutschland, so trat in Deutschland mir Preußen entgegen als dasjenige Land, welches als der befreiende Mittelpunkt hervortreten sollte...

Als Deutschland seine eigentliche geschichtliche Bedeutung zu verkennen anfing, erlahmten die Hände, verstümmte der kunstreiche Geist, und unvollendet liegt das große Werk da. Aber es hat seinen kühnen, die Zeit beherrschenden Sinn für alle Zeiten ausgesprochen. Wir sollen den Bau aufnehmen und erneuern, nicht so wie er durch die Erlahmung der Zeit stockte, aber im frisch erneuerten Sinne. Was ein erkranktes Leben erfrischen will, muß selbst lebendig sein; es soll nicht bloß sich passiv hingeben, es soll die alte, in sich erkrankte Zeit über sich selbst aufklären, daß sie neu erstehe. Das wirklich Belebende einer neuen Zeit ist nur konservativ, indem es zugleich progressiv ist.

Henrik Steffens in der Selbstbiographie: „Was ich erlebte“ erschienen 1840. In Norwegen geboren, in Dänemark erzogen, in Deutschland Schüler Goethes und Schellings: aus solcher Einheit wirkte er als Professor und Schriftsteller selber verbindend und anregend.

Die Rettung Europas

Europa wird die edleren Kräfte der Menschennatur in seiner Mitte nicht untergehen sehen. Es wird die ewigen Fundamente der Menschennatur wieder beleben. Es rettet Europa nichts und kann Europa nichts retten als ein entschlossenes Zurücktreten zu den Grundsätzen, die mit der menschlichen Natur in dem Grad übereinstimmen, als diejenigen, die über sein Verderben entschieden, von dieser Natur abwichen.

Zeitalter! Vaterland! Weltteil! Auf, auf zu den Waffen! Der Sieg ist gewiß. Der Feind war zwar stark, und es ist nicht Gut und Blut, es ist die Ehre, die wahre Ehre, es ist die ewige Ehre der Menschennatur, die der Feind zu bekämpfen und in den Staub zu treten versucht.

Pestalozzi, 1746—1827.



G. m. b. H. in Lörrach
erzeugt nach wie vor

WYBERT - TABLETTEN



GUSTLOFF-WERKE

W 40



Wieviel Mauser-Gewehre besitzt Euer Bann?

Sicherlich nicht genug, um Schießsport und Wehrunterricht so durchzuführen, wie's heute und für die Zukunft nötig ist. Gern würden wir den Bann mit Mauser-Gewehren beliefern, wenn nicht wichtigere Aufgaben die Herstellung aller Kleinkaliberwaffen zurückdrängen würden. Auch der Wunsch nach einer eigenen Waffe kann während des Krieges nicht erfüllt werden. Daß jeder gerne mit der Mauser-Sportbüchse schießen möchte, beweisen Euer täglichen Anfragen und ist begreiflich durch die Siege, die Mauser bei allen Wettkämpfen davonträgt. Darum heißt es jetzt: Warten bis nach dem Kriege, es lohnt sich bestimmt.



MAUSER-WERKE AG. OBERNDORF-NECKAR

Provincial-Bildungsanstalt für Frauenberufe in O.

Träger:
Provincialverband Oberschle
und Stadt Oppeln

Schularten:
Kinderpflege- und Haushaltsgehilfenschule,
Kindergärtnerinnen- und Hortnerinnenseminar,
Jugendleiterinnenseminar, Fachschule für
Volkspflegerinnen, Haushaltungsschule,
Frauenfachschule

Aufnahme:
April und Oktober
Wohnheim für auswärtige Schülerinnen

Geschäftsstelle Oppeln O.-Schl.
Ludwigstraße 19

NS.-FRAUENSCHULE FÜR VOLKSPFLEGE

KÖLN-MARIENBURG
Leyboldstraße 42-44

Aufnahme: April und Oktober
Kameradschaftsheim für auswärtige Schülerinnen

NSV.-SEMINAR FÜR VOLKSPFLEGERINNEN

Staatlich anerkannte Ausbildungsstätte

Beginn des neuen Lehrganges:
20. Oktober 1942

Anmeldungen u. Anfragen an die Leiterin
Danzig, Johannisberg 18 / Tel. 41360

Millionen

sparen bei der Postsparkasse. Täglich werden es mehr.
Man erkennt die vielen Vorteile, die gerade das Post-
sparen bietet.

Einfach und bequem

steht an allen Orten Großdeutschlands die Postsparkasse
zur Verfügung.



DEUTSCHE REICHSPOST

Heft 10 M

Wille und Macht

Führerorgan der nationalsozialistischen Jugend



HERAUSGEBER: BALDUR VON SCHIRACH

aus dem Inhalt:

Vorboten der neuen Ordnung

Günther Kaufmann | Einigung der europäischen Jugend in
Gen Cäsar Conte Corti | Prinz Eugen — Bruno Brehm | Das Eigene — Ged
Fritz Diettrich und Eberhard Wolfgang Möller — Gerhard Schumann | Kr
ichtung — Hermann K. Werner | Porträt des Dichters Fritz Diettrich —
über Europa — Kunstdruckbeilage — Neue Bücher

Monatsschrift / Heft 10

Berlin, Oktober 1942

Preis 30 Pf.

Digitized by Google

INHALT

- Günter Kaufmann: *Vorboten der neuen Ordnung*
Eberhard Wolfgang Möller: *Hymne an die Schönheit (Gedicht)*
J. G. Herder; *Über Europa (Zitate)*
Egon Cäsar Conte Corti: *Wenn Prinz Eugen ...*
Fritz Diettrich: *Gedichte*

KLEINE BEITRÄGE

- Bruno Brehm: *Das Eigene*
Hermann K. Werner: *Porträt des Dichters Fritz Diettrich*
Gerhard Schumann: *Krieg und Dichtung*

NEUE BÜCHER

KUNSTDRUCKBEILAGE

- Prinz Eugen von Savoyen: *Zeitgenössisches Ölbildnis
Joh. Kupetzky zugeschrieben (Heeresmuseum Wien)*
Michelangelo: *Madonna an der Treppe (Florenz, Casa Buonarotti)*
Hugo van der Goes: *Anbetung der Hirten (Florenz, Uffizien)*
Die Standarte des Prinzen Eugen (Heeresmuseum Wien)
Farbaufnahmen Angerer und Göschl, Wien. 2 Photos Stoedtner, Berlin

Die Hefte unserer Zeitschrift erscheinen am 20. jedes Monats

Wille und Macht

Führerorgan der nationalsozialistischen Jugend

HERAUSGEBER: BALDUR VON SCHIRACH

Jahrgang 10

Berlin, Oktober 1942

Heft 10

Günter Kaufmann:

Vorboten der neuen Ordnung

I.

Zur Geschichte der europäischen Idee

„Qui parle Europe a tort!“ schrieb ärgerlich Bismarck im Jahre 1878 an den Rand eines Briefes des Fürsten Gortschakow, in dem dieser einen Anspruch Rußlands im Streit mit den Türken mit der Behauptung begründete, sie handelten als Europäer im Interesse Europas. „Ich habe das Wort ‚Europa‘“, sagt Bismarck erläuternd hierzu in einem Briefe, „immer im Munde derjenigen Politiker gefunden, die von anderen Mächten etwas verlangten, was sie im eigenen Namen nicht zu fordern wagten; so die Westmächte im Krimkriege und in der polnischen Frage von 1863, so Thiers im Herbst 1870 und Graf Beust, als er das Mißlingen seiner Koalitionsversuche gegen uns mit dem Worte ausdrückte: ‚Je ne vois plus l'Europe!‘ Im vorliegenden Falle versuchen Rußland sowohl wie England abwechselnd, uns als Europäer vor den Wagen ihrer Politik zu spannen, den zu ziehen wir als Deutsche, wie sie selbst wohl einsehen, keinen Beruf haben.“

Wer von Europa spricht, hat unrecht! Mit diesem Wort des Reichsgründers ist ein Zeitalter gekennzeichnet, das zu den glanzvollsten, doch zugleich tragischsten unseres Kontinents gehört. Denn in vier Jahrhunderten (zwischen 1500 und 1900) hatten die europäischen Völker ihre Zivilisation und Kultur verbreitet, die Welt sich unterworfen und geführt, indem sie Amerika entdeckten und Azteken- und Inka-Reiche zerstörten, indem sie Afrika umsegelten und Indiens Reichtümer erschlossen, indem sie Insulinde und China sich botmäßig machten und das Innere Afrikas kolonisierten. Um 1700 führte Peter der Große den mächtigen russischen Raum Europa zu. Erdteile schlossen sich unserem Kontinent an, der für vier Jahrhunderte zum Herz dieser Welt wurde.

Doch es war nicht Europa, das die Welt führte, sondern nur seine hadernden und rivalisierenden Völker und Reiche. Niemals gab es ein so geringes europäisches Gemeinschaftsbewußtsein, niemals blutigere und zahlreichere kontinentale Kriege als in diesen Jahrhunderten. Wenn die Völker Europas, Spanier, Portugiesen, Holländer, Engländer, Franzosen und zuletzt auch Deutsche, die Welt gewannen, so weil diese anfangs groß genug war und jedem Platz zur

Ausbreitung bot. Noch war sie nicht vollends aufgeteilt, da versuchten schon die Gegenkräfte, die Herrschaft der europäischen Völker abzuschütteln, indem sie sich der Hilfe des einen gegen den anderen bedienten und den europäischen Familienkrieg sich zunutze machten. Mit dem Krieg Japans gegen Rußland und dem der USA. gegen Spanien um die Jahrhundertwende begann das Zeitalter der europäischen Führung der Welt wieder zu verfallen. Raffsucht und Mißgunst kennzeichnen die Haltung der großen imperialistischen Zeit der weißen Völker, so daß, wer immer das Wort von den höheren Interessen der europäischen Menschheit im Munde führte, sich als Heuchler verdächtig machte und wie Gortschakow die scharfe Verurteilung der am häufigsten Betrogenen, die Meinung der Deutschen, zu hören bekam: „Qui parle Europe a tort!“

Die Idee der Einheit Europas ist älter als das Prinzip des europäischen Gleichgewichtes. Ihrer bemächtigten sich große Staatsmänner, Feldherren, aber auch Pazifisten, Träumer, Ideologen und nicht zuletzt Philosophen und Dichter. Sie hat den Gedanken und Ideen der Völker und Zeiten entsprechenden Wandel erfahren, ist gläubig verehrt und höhnisch verlacht worden. Worauf es schließlich ankommt: sie ist niemals von der Masse und der Jugend getragen gewesen, für sie ist niemand gestorben oder heilig gesprochen worden. Sie hat im Gehirn ehrgeiziger Politiker oder einsamer Feldherren, im Geist tiefer Denker oder schwärmerischer Dichter ihr Leben gefristet, die Herzen einer heldischen und männlichen Zeit vermochte sie bisher nicht zur Tat aufzurufen.

Europa hat in einigen großen imperialen Reichsbildungen der Vergangenheit schon eine starke Einheit gefunden. Aus dem mediterranen Raum war das Imperium Romanum, die erste Einheit des antiken Europa, entstanden. Bezeichnenderweise hatte sie nicht das genialste Volk des Altertums, die Griechen, geschaffen, die in ihrem ad absurdum geführten Freiheitstrieb nicht einmal eine Großmachtstellung ihres Volkes zu errichten vermochten. Sie hatten zwar ein hellenisches Kulturbewußtsein und setzten sich von den Barbaren ab, aber der Partikularismus ihrer Stadtstaaten ließ sie die Beute der an ihren Grenzen aufstrebenden Großmächte werden. Ein Beispiel, das dem genialen, aber zerrissenen Europa angesichts der östlichen und westlichen Bedrohung noch heute als Warnung dienen kann. Nach den Römern waren es die Goten, die Europa durch eine germanische Reichsbildung zu einen versuchten. Auch das Reich Karls des Großen, das England nicht einbezog, strebte eine neue Einheit des Kontinents an. Im gleichen Sinn ist das Heilige Römische Reich deutscher Nation eine Europa einende Kraft gewesen, die auf ihre Weise im geistigen Raum auch die katholische Weltreichsidee des Papsttums, die Pax Romana, darzustellen versuchte. Kaiser Karl V. ist wohl der letzte große Führer Europas gewesen, in dessen Reiche die Sonne nicht unterging und dessen Zepter das auseinanderstrebende Europa noch einmal verband.

Viele meinen, daß es Napoleon gewesen sei, der zum erstenmal in der Neuzeit den Versuch unternommen habe, der europäischen Idee zum Sieg zu verhelfen. Die im Zeitalter der Weltreiche aufgelöste Idee der europäischen Einheit wurde ohne Zweifel von ihm hervorgeholt und propagandistisch eingesetzt. Aber in Wahrheit lag dem Kaiser Ägypten und der Orient, Konstantinopel und Indien näher als die Bildung der europäischen Völkerfamilie. Ohne starke Ideen und Parolen Krieg geführt zu haben, die unterworfenen und zum Waffendienst verpflichteten Völker nicht durch Ideale begeistert zu haben, ist ihm zum Verhängnis geworden. So fanden die für „Europa“ nicht reif gewordenen Völker im Antagonismus zu seiner Herrschaft die Idee für ihre nationale, völkische Einigung: Wie schwerwiegend seine Unterlassungssünde auf dem Gebiet der politischen, geistigen Kriegführung gewesen ist, zeigt seine schlimmste Katastrophe: der Rußlandfeldzug. Anstatt den Völkern unter der Zarenknute die Menschenrechte der französischen Revolution zu bringen und die leibeigenen Bauern zu befreien,

zögerte er mit Rücksicht auf sein feudales Gefolge, auf die Fürsten und Großgrundbesitzer Europas, die, wie bei Coulaincourt nachzulesen, ihm davon wegen der befürchteten Rückwirkungen auf Mitteleuropa abrieten. Wäre Napoleon der Befreier gewesen, wie es der große Sohn der französischen Revolution leicht hätte sein können, dann hätte sich die Jugend Europas mit dem Genie verbunden und diese beiden schöpferischen Kräfte des All hätten siegend eine neue Welt errichtet. Nach dem geschichtlichen Gesetz hätte 1814 nicht die Koalition der reaktionären Mächte den Krieg gewonnen, wenn Napoleon der Ideenträger eines neuen Europa gewesen wäre. Zu spät hat der Gefangene von St. Helena sein Versäumnis erkannt und ist so nur zum Propheten der kommenden Einheit Europas geworden. „Mein Sohn“, schreibt er, „muß der Mann der neuen Ideen und der Sache sein, der ich allenthalben den Triumph verschafft habe; überall neue Ideen verbreiten, vor denen die Spuren des Feudalismus verschwinden, welche die Würde des Menschen sichern und die Keime des Wohlstandes, die seit Jahrhunderten schlummern, entwickeln.“ Beschwörend ruft der Korse seinem Nachfolger zu, „Europa durch unauflösliche Föderativbände zu vereinigen“. Er zeigt, wie Europa hätte von Rußland befreit und wie England ausgeschaltet werden müssen, und erklärt: „Ich hätte ein europäisches System begründet, ein europäisches Gesetzbuch geschaffen, einen europäischen Kassationshof eingerichtet; es hätte in Europa nur ein Volk gegeben.“ Mit dieser letzten Feststellung ist auch ein Geheimnis seines Mißerfolges umschlossen. Er spürte die dynamischen Kräfte der Völker nicht, war so wenig mit den Ideen der Aufklärung verbunden, daß er das Erwachen der Völker, woran deutsche Männer wie Herder ihr Verdienst hatten, nicht fühlte, und so überwandern sie das Genie, das ihrer nicht achtete.

Den großen Cäsaren, die Europa eine höhere Ordnung bringen wollten, entsprechen die Genien der Dichtkunst und Philosophie. Dante hat nicht nur in seinen Gedanken Himmel und Hölle ausgemalt, sondern in seinem Werk „De Monarchia“ ein Weltbild des Diesseits entworfen und die römische Weltherrschaft als die Völker einende und den Frieden sichernde Idee gepriesen. Dabei erfüllte sich nach seiner „Weltstaatsidee“ jede Staatsform erst in einer übergeordneten höheren Gemeinschaft, ein uns heute wieder einleuchtender Gedanke, während der Aufklärung und den Kosmopoliten des romantischen Zeitalters jede Form in sich geschloß und nur das Abbild der nächsthöheren Ordnung dünkte. Einer der geistigen Väter der französischen Hegemonie, die sich stets unter dem Motto der Einigung Europas verbarg, ist Dantes Zeitgenosse, der Franzose Pierre Dubois, der in seinem Buch „De Recuperatione Terrae Sanctae“ die Unterwerfung aller Staaten Europas und des Orients unter den französischen König als alleinigen Herrn empfiehlt und ihm einen Völkerbund unter französischer Leitung zur Seite stellen möchte. Auf seinen Spuren bewegte sich der einzige Herrscher tschechischen Blutes der Geschichte, der Böhmenkönig Georg von Podiebrad, der seine europäischen Bundespläne und die Führung Europas Ludwig XI. von Frankreich antrug, der allerdings diesen Anschlag des Hussiten gegen Kaiser und Papst nicht zur eigenen Sache zu machen wagte. In Frankreich hat aber die Europaidee als geistiges Instrument des französischen Imperialismus auch in späteren Jahrhunderten eine Rolle gespielt. „Le Grand Dessain“ ist ein solcher Europaплан, der uns aus der Hinterlassenschaft des Herzogs von Sully überkommen ist und König Heinrich IV. von Frankreich zugeschrieben wird. Frankreich wird im Zuge der Aufklärung zum Eldorado aller Europapläne, und hätten wir Thesen für ein neues Europa nötig, so ließe es sich von Pierre Dubois bis Aristide Briand mit Zitaten belegen, wobei wir niemals die Radikalität eines Grafen Montesquieu aufbrächten, der die Feststellung traf: „Europa ist ein Staat, zusammengesetzt aus mehreren Provinzen.“

Nach welcher Art aber ein Europa nach den Vorstellungen der Philosophen

des französischen Imperialismus entstanden wäre, hat der einflußreichste französische Denker, der Abbé de St. Pierre, gelehrt, der im Deutschen Reich das größte Hindernis des europäischen Staatenbundes sah und darum seine Auflösung forderte. Nach seiner Idee sollten nur die großen Staaten im Rate der Völker eine Stimme haben, die kleinen sich in eine Stimme teilen — ein Unfug, der sich in den § 4 der Völkerbundssatzung von Genf neben vielen anderen eingeschlichen hatte.

Unter den Verfechtern eines europäischen Bundes und eines Weltbundes der Staaten müssen Hugo Grotius mit seinem „De Jure Bellae et Pacis“ und der Quäker William Penn mit seinem Vorschlag eines Parlaments von Abgesandten aller europäischen Staaten genannt werden.

Am tiefsten gedacht und im Innersten erlebt haben die europäische Idee wir Deutschen. Des Dichters Wieland Forderung nach „einem dauerhaften europäischen Gemeinwesen“, der Briefwechsel von Leibniz und Liselotte von der Pfalz mit seinen Antithesen zu dem Abbé de St. Pierre, Kants Schrift „Zum ewigen Frieden“ und Herders „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ sind ebenso wie Nietzsches Europagedanken und Goethes Geisteswelt wahrhaftige Kulturleistungen für die europäische Idee.

Der Zusammenbruch der Weltherrschaft der europäischen Völker mit dem Ausgang des Weltkrieges und dem Verlust des russischen Raumes an den europafeindlichen Bolschewismus und dem Rückzug Englands aus dem europäischen Zusammenbruch in sein Empire hat den europäischen Gedanken zum wohlfeilen Redestoff von politischen Dilettanten werden lassen. Im Geschwätz von Genf und im Geschwafel der Paneuropäer wurde die Einigungsidee Europas zur Moderscheinung von Pazifisten, Freimaurern, Juden und den Siegermächten von Versailles. Zur Kennzeichnung jener Welt, die Europa zum Zerrbild werden ließ und uns zur Besinnung auf unsere völkischen Kräfte gemahnte, gebe ich ein Gedicht des Genfers Amélie Thile wieder, das dieser zur Zeit des Wilsonschen Völkerbundsrummels seiner Dichterseele abrang:

In das Krachen der Geschütze,
In des Donners Widerhall,
Durch das Zucken jäher Blitze
Fällt ein milder Sonnenstrahl.
Nicht die Kämpfer sind's, die bringen
Her des Lichtes hellen Schein,
Ach, in ihrem Todesringen
Hüllet sie nur Dunkel ein!
Nein, es sind die Auserwählten,
Männer voller Mut und Kraft,
Wo sich Geist und Herz vermählten,
Fern von jeder Leidenschaft.
Endlich werden sie erscheinen,
Schaffen eine neue Welt,

Ruh' und Glück sich da vereinen —
Bauen uns das Friedenszelt,
Sie sind's, die Gesetze schaffen
Voller Billigkeit und Recht,
Kämpfend nur mit Geisteswaffen
Für ein kommendes Geschlecht.
Werden freudig sich erheben,
Öffnen eine neue Bahn
Für ein ein'ges Völkerleben,
Fern von jedem dunklen Wahn.
Nahet euch, ihr Auserwählten,
Die sich Gott zur Tat erkor!
Ihr von Menschenlieb' Beseelten!
Morgenröte! Leuchte vor!")

Der Europagedanke der Nachkriegszeit hatte somit nichts mit der soldatischen Jugend der Front zu tun, war „fern von jeder Leidenschaft“ Wappenschild moralisch minderwertiger Elemente oder hirnverbrannter Ideologen. Je mehr von der Einheit Europas gesprochen wurde, um so sicherer entfernte sich der Kontinent von ihr. Unter der Führung solcher Schwätzer schien der Untergang des Abendlandes gewiß zu sein. Bismarcks Randbemerkung hatte auch für ihr Gerede Gültigkeit: „Qui parle Europe a tort.“

Der Aufriß der Entwicklung der europäischen Idee bliebe unvollkommen, wollten wir Englands Rolle übersehen. Die Idee des europäischen Gleichgewichtes, die so lange dem Kontinent seine Gesetze vorgeschrieben hat, ist

*) Die Sperrungen nahm die Schriftleitung vor.



Prinz Eugen



Michelangelo: Madonna an der Treppe
(Florenz, Casa Buonarroti)

sozusagen eine Erfindung der Briten, um die Idee der Einheit Europas zu entkräften. Britannien ist angesichts des europäischen Gleichgewichtes und dank der Kriege der europäischen Völkerfamilie groß und mächtig geworden. Als Napoleon den Kontinent zu einen suchte, wurde England sein Todfeind. England hat aus diesen Gründen stets die stärkste Macht Europas durch die größere Zahl der kleineren bekämpft. Es hat sich am Völkerbund von Genf beteiligt, um ihn ad absurdum zu führen und ihn nicht zum Machtinstrument Frankreichs sich entwickeln zu lassen. Briand und die Paneuropäer haben erfahren, wer ihr grimmigster Feind war. Auch wir Nationalsozialisten haben allzulange geglaubt, England aus seiner traditionellen Politik herauslösen zu können, die in einer Antwort auf ein Europa-Memorandum Briands für alle Zeiten bis zum Untergang Britanniens gültig der Minister Seiner Britischen Majestät, Amery, formulierte: „Mit dem Herzen gehören wir nicht zu Europa, könnten nie in europäischer Anschauungsweise aufgehen oder an einem europäischen Patriotismus teilhaben. Wir könnten nie unseren Patriotismus für das in alle Weltteile reichende Empire aufgeben, nicht einmal einer Idee wie der paneuropäischen zuliebe, wir könnten auch keine politische oder wirtschaftliche Entfremdung zwischen uns und den Dominien riskieren, welche die unvermeidliche Folge unserer Einbeziehung in ein europäisches System wäre.“ Und Lloyd George hatte den Völkerbundsgedanken, soweit in ihm eine europäische Idee zum Vorschein trat, noch während des Weltkrieges mit der zynischen Bemerkung abgetan: „Man redet viel von einer Gesellschaft der Nationen, und sicherlich gehöre ich zu denen, die an sie glauben. Aber es bestehen bereits zwei Gesellschaften der Nationen: die eine ist das Britische Reich, die zweite die große Allianz gegen die Mittelmächte.“

Längst schon, bevor die Idee Europa sich ansichtige, eine so oder so geartete Verwirklichung zu finden, besaß sie in England ihren grimmigsten Feind. Längst schon, als wir noch an das Reich dachten und um seine ärmlichsten Rechte kämpften und hofften, in England die blutsverwandte Macht zu finden, die unseren Aufstieg nicht zu hindern brauchte, sah Britannien aus unseren Ideen das neue Europa werden. Darum verbündete es sich mit dem Juden, darum warf es sich den USA. in die Arme und machte den bolschewistischen Genossen auf den englischen Adelssitzen gesellschaftsfähig.

Die Idee Europa begleitet die Völker des Kontinents durch die Geschichte. In vielerlei Gestalt hat sie den Versuch unternommen, sich durchzusetzen und ins Bewußtsein der europäischen Menschheit zu treten. Und langsam ist die Zeit ihr entgegengereift. Stärkere Kräfte von außen, Rivalität im Innern haben ihren Durchbruch verhindert. Die Idee der europäischen Einheit blieb eine Sache großer Geister und oftmals willensstarker Persönlichkeiten, aber sie wurde in den Jahrhunderten nicht zu einer Sache des Blutes und der Jugend. Heute aber ist Europa weniger eine Forderung als eine Wirklichkeit.

II.

Der Krieg um die Jugend hat begonnen

In der türkischen Zeitung „Cumhuriyet“ untersuchte am 26. Februar dieses Jahres ein ahnungsloser Berichterstatter die Kriegsaussichten der beiden kämpfenden Parteien und stellte Nachteile und Vorteile der Kriegführenden nebeneinander. Unter den Nachteilen der Achsenmächte und ihrer Verbündeten fanden wir zu unserem Erstaunen folgende Feststellung: Nachteilig sei, daß das Kriegsziel symbolisch in den Händen der Masse und der Jugend ruhe; diese könne trotz aller Begeisterung das lange Warten nicht vertragen. Und unter den für die „Vereinigten Nationen“ günstigen Punkten wurde gesagt: „Bei den Demokratien versinnbildlicht weniger die Jugend als der wirtschaftlich starke Mittelstand das Kriegsideal. Gewiß sei diese Klasse weniger unternehmend als

die Jugend, dafür aber ausdauernder und hartnäckiger.“ Uns wird nun klar, warum ein gewisses neutrales Ausland immer noch vom Endsieg der angelsächsischen Mächte überzeugt ist, obschon diese bisher noch keinen einzigen greifbaren Erfolg errungen haben. Denn alles, was wir als unseren Vorteil empfinden und immer wieder bestätigt fanden, sehen sie aus ihrer materialistischen Lebensauffassung heraus als Nachteil an. Es darf uns darum ihr „neutrales“ Urteil über die Kriegsaussichten niemals irremachen. Wer neutral sein kann oder muß, kann nicht vom Feuer der Jugend erfüllt und idealistisch sein; er muß darum geistig dem „wirtschaftlich stärkeren Mittelstand“ des Feindlagers zugezählt werden. Am Lauf der Geschichte ändert sich dadurch nichts. Sie erbauen sich an Roosevelts und Churchills einfallslosen Ansprachen, weil sie ihrer Bequemlichkeit entsprechen; möchten sie nur einmal die Erfahrungen Napoleons studieren, so würden sie ihr unreifes Urteil bald revidieren: „Die Menschen, die die Welt verändert haben, haben dies nie erreicht, indem sie sich der Führer versicherten, sondern stets indem sie die Massen erregten. Das erste Mittel gehört zum Bereich der Intrige und führt nur zu Resultaten zweiten Ranges. Das zweite ist der Weg des Genies und verändert das Antlitz der Welt.“

Im Westen kämpfen danach die Jugend und die Massen der Schaffenden Europas gegen das satte Bürgertum der anglikanischen Welt. Es sei „weniger unternehmend“ als die Jugend, wurde uns versichert, aber hartnäckiger. Auch wir in Europa besaßen ein in der Sonne der Demokratie behäbig gewordenes Bürgertum. Wir haben seine Lebensweise zerstört und seine Welt in den Orkus gesandt. Wir haben es nicht aus Freude, sondern aus Not getan. Wir haben den Bürger nicht auf die Guillotine unserer Revolution gezerrt, sondern ins mittlere Glied unserer marschierenden Kolonnen gestellt, haben ihm Kameradschaft und Opfer als tägliche Lebensgefährten zugesellt und damit seine innere Widerstandskraft wirklich erhöht. Wir haben revolutionäre Ideen verkündet und in unserem Volk verwirklicht, so daß sich die Umwelt, selbst die feindliche, die unsere Maßnahmen zu kopieren sucht, ihren Wirkungen nicht mehr zu entziehen vermag. Wir schufen eine Volksgemeinschaft, mit der wir in den Krieg wie kein Volk der Welt gewappnet gegen alle Schicksalsschläge eintreten konnten. Opferwilligkeit der breiten Massen, Heldensinn unserer Jungen, Kinderfreudigkeit unserer Mütter bedeuten ein seelisches Kriegspotential, das mit abgedroschenen Phrasen von Freiheit und Demokratie und dem Willen der Welt-pensionäre, ihren erworbenen Besitz zu erhalten, allein niemals aufgewogen werden kann.

Nicht bei uns, sondern in Oxford geschah es, daß die Studenten kurz vor Kriegsausbruch mit großer Mehrheit in einer Abstimmung feststellten, daß man König und Vaterland den Kriegsdienst verweigern könne. Nicht bei uns, sondern in den USA. leben 450 000 sog. „Christliche Pazifisten“, 1 v. H. der einberufenen Mannschaften, die den Kriegsdienst verweigerten. Nicht in Europa, sondern in der westlichen Hemisphäre beschloß ein christlicher Jugendkongreß 1941 in Lima, der von zwölf Ländern Amerikas beschickt worden war, den Wehrdienst zu verweigern. Kein deutsches Blatt, sondern die amtliche Londoner „Times“ stellte im Frühjahr dieses Jahres fest, daß England einer kriegerischen Zukunft entgegengehe „ohne den geistigen Auftrieb, den ein Führertum großen Stils bewirken kann“. Nicht wir, die wir die herrlichsten Lieder schöpferischer junger Menschen in diesem Krieg unserem Volke schenken konnten, sondern britische Zeitungen klagen, daß dieser Krieg unter der anglikanischen Jugend noch kein begeisterndes Kriegslied hervorgebracht habe, was die gesamte Armee singe, sondern alles „Lilly Marleen“ vom Belgrader Sender übernehme. Nicht ein deutscher, sondern der englische Schriftsteller G. B. Priestley hat kürzlich am Rundfunk geklagt, „daß auf allen Gebieten des englischen nationalen Lebens viel zu wenig junge Männer erschienen sind, um die Zügel aus alten zitternden

Händen zu nehmen. Wir hatten immer mit Männern zu tun, die zu alt und zu zynisch waren, oder mit Männern, die zu jung und, merkwürdig genug, auch zu zynisch waren". Auch kein deutscher General, sondern der britische Lord Strabolgi hat kürzlich in der großen USA.-Zeitschrift *Colliers Magazine* über die entscheidenden Positionen der britischen Armee verraten, „daß sie noch immer mit den Angehörigen einer kleinen Gruppe besetzt sind. Ihr Einfluß reicht durch alle Ränge. Sie sind tapfer, patriotisch und wohlmeinend, haben aber noch immer die Technik oder die Natur dieses Krieges nicht erfaßt. Aufgewachsen in der alten imperialistischen Schule, haben sie kein Gefühl für das Volksempfinden und Denken der Gegenwart, und sowohl in Whitehall als auf dem Schlachtfeld haben sie sich als unfähig erwiesen, den modernen totalen Krieg zu verstehen". Erst kürzlich hat in seiner hier veröffentlichten Antwort an Roosevelt Baldur v. Schirach ein Bild von den Lebensverhältnissen der USA.-Jugend enthüllt, das um so erschütternder wirkte, als es sich hier um die Jugend des an materiellen Gütern neben dem britischen reichsten Staates der Welt handelte.

Wir wollen diese Darstellung nur nach der britischen Seite hin durch die Wiedergabe einer sehr offenen Äußerung von Churchills Sohn Randolph ergänzen, der Anfang September 1942 in Cambridge-Wales erklärte: „Die Briten sind eine der am stärksten klassenbewußten und snobistischen Nationen der Welt. Die Kopfzahl der Familien wird bewußt eingeschränkt, weil die Eltern fürchten, nicht in der Lage zu sein, mehr als ein oder zwei Kinder in eine Schule zu senden, die ebenso gut ist wie die, die von den Kindern der Nachbarn besucht wird. Sie denken, wenn sie anders handeln würden, müßte ihr gesellschaftliches Ansehen leiden. Wenn die Kinder jeder Gesellschaftsschicht auf Kosten der Staates die gleiche Schule besuchen könnten, so würde das Absinken der Geburtenzahl eingedämmt werden.“

Wir unterschätzen die aus sportlicher Betätigungsfreude erwachsene Tapferkeit unserer angelsächsischen Feinde nicht. Wir wissen auch, wann und wo auf der anderen Seite Soldaten germanischen Blutes ihrer Dienstpflicht nachkommen! Aber wo bleiben die Ideale? Wofür kämpfen sie eigentlich? So groß kann der Missionsdrang, das arme Europa vom Naziterror zu befreien, nicht sein bei Völkern, die selbst in geistiger Reaktion befangen leben und schon nicht einmal ihre eigene Jugend zu begeistern vermögen! Denn wer befreien will, muß Ideenträger sein. Wenn man so weit von dem eigenen Boden entfernt, auf der britischen Insel, in Indien, auf den Salomon-Inseln, im Persischen Golf oder vor den Toren Ägyptens Krieg führen will, bedarf es auf die Dauer eines seelischen Kriegspotentials, ohne das der Zusammenbruch eines Tages unvermeidlich wird.

Wir sahen, wie schwach der Bundesgenosse „Jugend“ auf der Feindseite ist. Wenn trotzdem Herr Roosevelt mit seiner dürftigen Rede an die Jugend der Welt glaubte, den Krieg um die Jugend eröffnen zu müssen, so hat er sich auf eine Ebene begeben, auf der er von vornherein unterlegen ist. Um zur Jugend sprechen zu können, bedarf es der göttlichen Gabe der Begeisterung, bedarf es eines inneren Schwunges und der Leidenschaftlichkeit. Es genügt nicht, ihr das Recht auf Arbeit oder die Befreiung aus wirtschaftlicher Not für die Zeit nach dem Krieg zu verheißen, wenn alle diese Versprechungen vom Feind, den man besiegen will, in seinem Lebensraum schon verwirklicht wurden. Aber Roosevelt muß den Krieg um die Jugend aufnehmen, weil er befürchtet, daß sie in aller Welt immer stärker uns in die Arme gleitet, und wohl ahnt, daß mit dem laufenden Band, aber ohne die Jugend, keine Entscheidungen mehr herbeigeführt werden können. Doch im Krieg um die Jugend stehen wir in der Offensive. Im Krieg um die Seelen sind wir längst am Gestade der westlichen Hemisphäre an Land gegangen. Dieser Feldzug kann lange dauern, aber er wird gewonnen werden. Denn die Welt von morgen erobert die Geister.

Dieses Feindbild muß ergänzt werden um eine Sorte Jugendlicher, die mit

ihren 20 Jahren schon zu den geistigen Greisen unserer Welt gehören und für die wir im Tiefsten unseres Herzens Abscheu und Verachtung empfinden. Es sind jene Gestalten, die wir alle von Balgereien auf einem Schulhof kennen, die, während sich andere im Kampf messen, feige zuschauen, mitunter anfeuernde Rufe erschallen lassen, jedoch immer auf der Hut sind, nicht selber Schaden zu nehmen. Es handelt sich um die junge Garde der Bewegung des Attentisme, die nicht allein in Frankreich zu Hause ist, sondern allüberall, wo es in Europa noch Neutrale und Drückeberger gibt. Diese vertreten die bezeichnende These vom „Aufsparen der Jugend“. Während sich nach ihrer Auffassung Deutschland verblutet und auch die Alliierten ihre besten Kräfte verlieren, sind sie durch die besondere Gunst ihrer Situation in der Lage, ihre Jugend zu sparen, sie inzwischen geistig auszubilden, um am Ende des großen Völkerringens die ihnen dann infolge Menschenmangels der Sieger sowieso zufallenden Führungsaufgaben zu übernehmen. Wer abwartet, gewinnt, wer nicht kämpft, wird hinterher alles einstecken. So etwa lautet die moderne Weltanschauung der Attentisten, die von einem Volk wie den Franzosen, dessen größte Nationaleigenschaft wohl das Sparen ist, in der breiten Masse aufgenommen und vertreten wird. Die talentiertesten Bourgeois im Land der Marianne haben sich allerdings in ihrem Sparbetrieb schon einmal verrechnet. Es soll nichts gegen das Sparen gesagt werden. Wir sind „eisern“ dafür. Nur was nützen dem Rentner von St. Denis oder von Lyon seine vollgestopften Strümpfe und die Rechnung, daß sein Bankguthaben bis zu seinem eventuell 95. Lebensjahr ihm monatlich soundso viele hundert Franc abwerfen wird, wenn ihn darüber eine freimaurerisch-jüdische Politikerclique in einen militärischen Zusammenbruch hineinschlittern läßt, der jeden Kalkul schließlich über den Haufen werfen muß. Was nützt das Geld im Strumpf von Monsieur Jacque von St. Denis und das Gold in den Kellern der Bank von Frankreich? Es wird ebensowenig wie eine aufgesparte Jugend auszurichten vermögen, die nicht an der Bewährungsfront im Osten gestählt und im Eis des russischen Winters gehärtet wurde. Denn was sich nicht übt und reibt, wird niemals stark werden. Wer keine Opfer wagt, wird nicht gewinnen.

Nicht aus der führunglosen und verzweifelten Nachkriegsjugend, die in den Großstädten herumlungerte, sind dem Reich seine Führungskräfte zugewachsen, sie kamen aus der kleinen verschworenen Gemeinschaft ehemaliger Frontsoldaten, die Flanderns mörderischer Stellungskrieg übriggelassen hatte, sie wuchsen in den Formationen der Bewegung heran, die allenthalben ihr Leben einsetzen mußten, sie erwachsen uns heute in einem nie geahnten Maße an der Front des härtesten Krieges. Denn wo einer fällt, tritt ein anderer an seine Stelle, der im Kampf, in der Kameradschaft des Krieges, in der Härte der ihm gestellten Aufgaben zum Führer herangereift ist, der sein Leben lang vielleicht nur hinterm Ladentisch gestanden hätte und dort gestorben wäre. Wir unterschätzen nicht den schmerzlichen Verlust, den einige Hunderttausende junger deutscher Soldaten, unter ihnen mehr als 8000 Hitler-Jugend-Führer, für unser Volk bedeuten. Wir wissen, daß eine Lücke gerissen wurde, die sich nur langsam wieder schließen wird. Aber der Krieg hat unsere Führungskräfte nicht vermindert, er hat sich nicht nur als der grausame Vater aller Dinge, sondern auch als Lehrmeister und Erzieher erwiesen. In seiner harten Schule sind viele an die Spitze einer Kolonne gerufen worden, die ihr Leben lang im Glied marschiert wären.

Wo aber ruft im Lager der Attentisten unsere Zeit letzter Entscheidungen Männer an die Spitze von Kolonnen, die im Kampf gewachsen und gestählt worden wären? Diese langhaarigen Swing- und Dandy-Typen, die heute das Gros der französischen Jugend ausmachen, werden das Sparen lernen, aber nicht das Kämpfen. Auf sie wartet Europa nicht, wenn es sich seine neue Ordnung gibt. Der Typ, den dieser Krieg zur Führung beruft, ist ein Frontsoldat und kein Intellektueller. Wir können uns nur wundern, an unsere Nachkriegszeit denken

und feststellen, wie wenig immer wieder die Völker aus der Geschichte lernen, sehen wir die französische Jugend auf die Hochschulen stürzen und einem hemmungslosen Berechtigungscheinwesen verfallen. Welche Scheu vor ehrlicher Handarbeit! Welcher Mangel an Bereitschaft, wieder bescheiden unten anzufangen. 42 000 gebildete Kandidaten für 180 ausgeschriebene Stellen und ähnliches mehr, wird aus Paris gemeldet. Und benachbart ein junges Europa, das in der Fülle seiner Arbeitsprojekte nicht weiß, wo es zuerst anpacken soll. Haben diese 42 000 Intellektuellen wirklich nichts Besseres zu tun? Wo ist dort die Volksgemeinschaft, die diese Drohnen an den Pranger stellt und sie dazu bringt, erst einmal die durch ihre Welt verschuldeten Trümmer Frankreichs abzutragen und von neuem Stein auf Stein zu setzen. — Abwarten! Vielleicht müssen die Deutschen alles wieder aufbauen, wenn sie den Krieg verlieren. Vielleicht kämen dann aber auch die Bolschewisten. Wir zweifeln nicht, daß sie mit den Intellektuellen von Paris, der gehorteten Jugend Frankreichs, über Nacht fertig würden. Durch Abwarten ersitzt sich niemand ein Anrecht auf Mitarbeit im neuen Europa, das ein soldatischer Kontinent sein wird. Selbst Weltreiche sind von zahlenmäßig schwachen Völkern aufgebaut und geführt worden. Mit 2 1/2 Millionen verteidigte sich der große König gegen eine ganze Welt. Portugiesen und Spanier bauten mit zusammen nur sechs Millionen Menschen ihr Weltreich auf. Selbst Osterreich zählte trotz seiner Heiratspolitik nur fünf Millionen Kinder in einer Zeit größter Ausdehnung. Rußland ist zu allen Zeiten seiner tausendjährigen Geschichte von einer Handvoll deutscher Fürsten, Generale, Beamten, Wirtschaftsführer und Diplomaten geführt worden.

Die Zahl verblaßt; wo der Geist lebendig und schöpferisch ist. Die Jugend unseres Volkes ist unsterblich. Mögen die anderen die ihrige sparen und dadurch versuchen, die unsrige einzuholen. Ein deutscher Leutnant wird immer noch mehr ausrichten als hundert Swings! Im Krieg um die Jugend aber gehören sie nicht einmal zum Troß der europäischen Front. Sie sitzen auf den Bänken der Alten und schauen zu, wie wir den Griffel der Klio in unserer Hand halten und führen. Wir aber bestätigen Calderons ewige Wahrheit (aus Eichendorffs Übersetzung des „Großen Welttheaters“) mit unserem Opfer für ein neues Zeitalter:

„Du, Welt! Die, wie das Lied vom Phönix singet,
Stets aus der eignen Asche sich verjünet.“

Wenn auch, wie wir gesehen haben, eine geistig zurückgebliebene Welt es uns zum Nachteil anrechnet, daß unser „Kriegsideal symbolisch in den Händen der Massen und der Jugend ruht“, so können wir doch gewiß im Krieg um die Jugend eine Selbstsicherheit und Siegesgewißheit an den Tag legen, zu der uns die nüchternste Betrachtung der Taten und Opfer unserer eigenen Jugend berechtigt. Wir wollen nicht einmal behaupten, daß im Niederwerfen Frankreichs, einer schwer gepanzerten Position des „wirtschaftlich stärkeren Mittelstandes“ der westlichen Demokratien, schon eine ausreichende Bewährungsprobe der deutschen Jugend gelegen habe. Aber in Schlamm und Staub, in Morast und Eis der Ostfront hat die deutsche und die ihr verbündete Jugend eine Ausdauer bewiesen, die nicht nur beispiellos in der Geschichte, sondern so turmhoch jedem wirtschaftlich gepolstertem Mittelstand einer bürgerlichen Zeit überlegen ist, daß es keine Sekunde mehr zweifelhaft ist, wer diesen Krieg durch größere Zähigkeit, härtere Ausdauer und verbissener Tapferkeit am Ende zu seinen Gunsten entscheiden wird. Wahrhaftig, hätte es nicht eine Jugend in Europa gegeben, die das zimperliche Bürgersöhnchen aus seinen Filzpantoffeln und seiner Hausjacke gekippt hätte und es in Uniform und Stiefeln zum Kameraden und Kerl werden ließ, der Bolschewismus, der den Bürger schon mit Lenins Revolution gestürzt hatte, wäre über ein wehrloses Europa hergefallen

und hätte alle reaktionären oder liberalen Reste dieser schläfrigen Welt in unvorstellbarer Grausamkeit hinweggespült.

Mit dem Krieg gegen die Sowjetunion hat uns die Geschichte die Richtigkeit unserer erzieherischen Grundsätze ausdrücklich bestätigt. Alle jene ängstlichen alten Tanten, die sich in den ersten Jahren nach der Machtübernahme über jeden Nachtmarsch oder Sonntaggeländedienst ihrer schutzbefohlenen Zöglinge aufregten und nur mit innerem Widerstand die Entwicklung ihrer Jungen zu kräftigen, frohen, unbeschwerten und früh zur Verantwortung erzogenen Pimpfen mitmachten, bitten uns angesichts des heroischen Ringens im Osten jeden ihrer alten Vorwürfe ab. Denn heute weiß es das ganze Volk: Wer als Junge hart erzogen wurde, der überwindet die Strapazen dieses Krieges leichter, den ficht Kälte und Schlamm, Hitze und Durst weniger schwer an als jenen Kameraden, der sich sein Lebtag nur an der wohlbehüteten Behaglichkeit des mütterlichen Herdfeuers gewärmt hat.

Heute bestätigt uns die gesamte Wehrmacht: Die Selbstverantwortung und -führung der deutschen Jugend ist die beste Vorschule für den jungen Offiziersnachwuchs im Felde geworden. Wer schon als 15- oder 16jähriger sein Fähnlein oder seine Gefolgschaft zusammenzuhalten und sich ihr gegenüber als anerkannter Führer durchzusetzen verstand, der ist im Feld der ideale Zugführer und später Kompanieführer geworden. Auf dem jungen Leutnant der Infanterie, dem Zugführer der Kompanie, lastet heute die Schwere dieses Krieges. Fast alle haben zuvor in unserer Jugendbewegung ihren Dienst getan, waren in Potsdam oder Nürnberg, in Braunschweig oder Weimar dabei. Sie haben, wie ein nach Berlin gerufener Regimentskommandeur vor der Presse erklärte, „Sewastopol eigentlich genommen, diese 19jährigen, die wir kurz vor Kriegsausbruch noch mit kurzen Hosen durch unsere Straßen marschieren sahen mit dem Lied auf den Lippen „Unsere Fahne ist mehr als der Tod“. Wir lesen ihre Namen auf zahlreichen Holzkreuzen, wir erblicken sie unter den Ritterkreuzträgern und Eichenlaubträgern niederer Dienstgrade, aber ewig werden sie an der Spitze ihrer Einheiten von Pimpfen und Hitlerjungen durch Deutschlands Straßen marschieren, werden wir ihre Gesichter schauen, wenn wir mitten in einem muster-gültigen Zeltlager stehen, und unsere Gedanken werden zu ihnen zurückkehren, wenn wir Jahrgang für Jahrgang einer härter und kräftiger herangewachsenen Jugend zum Dienst an die Wehrmacht und damit an die Fronten dieses Krieges abgeben. Mag auch durch das Einrücken der gesamten Führerschaft der Jugend die eine oder andere Einheit nicht mehr so stehen, wie im letzten Jahre des Friedens, wir wissen das! Doch daß heute eine nationalsozialistische Jugendbewegung von 15- bis 18jährigen geführt ihren erzieherischen Auftrag im allgemeinen erfüllt und mit einer großen Zahl kriegswichtiger Einsätze verbinden kann, ist ein unvergeßliches Ruhmesblatt in der Geschichte unseres Volkes.

Schaut euch nur die lange Reihe 15jähriger Hitlerjungen mit dem EK. II oder dem Kriegsverdienstkreuz an der Brust an, die, in freiwilligen Feuerwehrscharen organisiert, im Bombenhagel britischer Luftangriffe unter Einsatz des eigenen Lebens das ihrer Mütter und Schwestern retteten, und ihr ahnt vielleicht, wieviel anständige Gesinnung, wieviel Todesverachtung, welch unvergleichlicher Heldensinn eine Jugend erfüllt, die den Namen des Führers sich immer wieder von neuem für ihre Bewegung verdient. Sie weiß andererseits auch, daß sie es ist, die eine neue Ordnung in der Welt von morgen aufrichten und erhalten wird. Sie opfert sich, um später selber handeln zu können. Richard Wagners bitteres Wort über den Verrat am deutschen Jüngling wird in unserem Jahrhundert nicht noch einmal ausgesprochen werden müssen: „Heil dir, Schiller, der du dem wiedergeborenen Geiste die Gestalt des deutschen Jünglings gabest, der sich mit Verachtung dem Stolze Britanniens, der Pariser Sinnenverlockung

gegenüberstellt! Wer war dieser deutsche Jüngling? Hat man je von einem französischen, einem englischen ‚Jüngling‘ gehört? Und wie untrüglich deutlich und greifbar faßlich verstehen wir doch sogleich diesen deutschen Jüngling! Diesen Jüngling, der in Mozarts keuscher Melodie den fremdländischen Kastraten beschämte, in Beethovens Sinfonie männlichen Mut zu kühner, welt-erlösender Tat gewann! Und dieser Jüngling war es, der sich endlich auf das Schlachtfeld stürzte, um, da seine Fürsten alles, Reich, Land, Ehre verloren, dem Volke seine Freiheit, den Fürsten selbst ihre verwirkten Throne wieder zu erobern. Und wie ward diesem Jüngling gelohnt? Es gibt in der Geschichte keinen schwärzeren Undank...“ Auch diese Zeit ist versunken. Genie und Jugend haben heute ihren Bund geschlossen. Alle für Einen und dieser Eine für Alle, für ihre künftige Welt. Und wir sind als junge Generation glücklich, daß wir uns nichts schenken lassen, sondern alles selbst verdienen und darum wohl auch erhalten werden.

Die erzieherischen Ideale der eigenen Jugend sind inzwischen Vorbild und Beispiel für die Jugend anderer Völker geworden. In ihrem Zeichen schließt sich die junge Generation unseres Erdteils immer stärker zusammen. In Norwegen kämpft sich eine idealistisch gesinnte Jugend auf schwierigem Weg gegen die herrschenden Vorurteile einer älteren Generation durch. Der griechischen Jugend rief am Nationalfeiertag dieses Jahres Ministerpräsident Tsalcoglu zu, sie möge sich die neuen Ideale der Achsenmächte zu eigen machen, denn, durch diese könne Griechenland wieder aufblühen und seinen Platz bei der Neuordnung Europas erhalten. Der kroatischen Jugend ruft ihr Führer zu, Selbstzucht und Kampfkraft zu steigern. Marschall Antonescu erklärt auf der Führerschule in Breaza der rumänischen Jugend beispielgebend: „Die deutsche Jugend hat durch ihre Arbeit in einer unvergleichlich kurzen Zeit die Disziplin wiedergefunden und der Nation den Vorsprung gesichert, der ihr den Willen und die Kraft gab, mit ihrem Blut die wunderbarsten und ruhmreichsten Seiten ihrer eigenen und der Weltgeschichte zu schreiben.“ In Finnland mußte Feldmarschall Mannerheim den Zustrom von Jugendlichen zur Wehrmacht verbieten, um diese heldische Generation, die schon im Alter von 15 Jahren zu den Fahnen eilte, vor den schlimmsten Kriegseindrücken zu bewahren. Die Talko-Jugendorganisation des gleichen Landes sammelte 1,25 Millionen Kilo Altmetall und hilft auf jede Weise dem kämpfenden Vaterland. Unvergeßlich bleibt mir eine Begegnung mit einem jungen Spanier am Ilmensee. Auf meine Frage, warum er denn so niedergeschlagen sei und sich nicht auf seine Urlaubsreise, die er gerade antrat, freue, erklärte er mir, daß ihn der Divisionskommandeur, nachdem seine beiden Brüder schon in den Reihen der „Blauen Division“ gefallen waren, für immer in die Heimat entlassen habe. Während er mir das erzählte, zog er ein zerknittertes Stück Papier aus der Tasche, auf dem in der Handschrift seines alten Vaters zu lesen stand, er möge dem Beispiel seiner gefallenen Brüder würdig seinerseits ebenso heldenhaft seine Pflicht bis zum Letzten erfüllen, zur Ehre Spaniens und eines kommenden Europa. „Wie aber“, fügte der junge spanische Soldat hinzu, als mir der Inhalt dieses Briefes klargeworden war, „soll ich ihm nun unter die Augen treten?“ Die spanische Regierung gab kürzlich nach einer Kabinetts-umbildung eine Erklärung über die beiden Gründe für die Aufrechterhaltung ihrer Außenpolitik ab, wobei sie ausdrücklich auf die revolutionäre, moderne Gesinnung der spanischen Jugend Bezug nahm.

Der ungarische Ministerpräsident v. Kallay gab seiner Meinung Ausdruck: „Es wird nach uns eine Jugend folgen, wie wir sie verdienen, und sie wird so beschaffen sein, wie wir uns mit ihr beschäftigen.“ Als Homan noch Kultusminister war, erklärte er: „Ich verkünde mit der ganzen Kraft meiner Überzeugung nunmehr die Notwendigkeit der Regenerierung des in seiner Wurzel

angegriffenen nationalen Geistes, die Notwendigkeit der Entwicklung eines Gemeinschaftsgeistes und der Bildung einer einheitlichen ungarischen sittlichen Weltanschauung." Und der bekannte magyarische Geschichtsschreiber Julius Szekü fordert eine Auffrischung der ungarischen Intelligenz durch eine moderne Jugenderziehung. Er verlangt bessere Aufstiegsmöglichkeiten für die Söhne der unteren Bevölkerungsschichten. Während (nach ihm) Großgrundbesitzer, Geistlichkeit und Akademiker nur 5,58 v. H. der Gesamtbevölkerung betragen, stellen die Söhne dieser Schicht 47,92 v. H. aller Gymnasialschüler.

In Bulgarien haben sich fast alle Jugendorganisationen im Staatsjugendverband Brannik zusammengeschlossen, der Volksbildungsminister Jozoff griff mit strengen Maßnahmen in die Erziehung der Gymnasiasten ein. Der Belgrader Kultusminister beschwört die noch abseitsstehende serbische Jugend, sich unter den neuen Idealen zusammenzufinden und an den Aufbau heranzugehen und ruft ihr das drohende Dichterwort des Serben Jagoic ins Gedächtnis: „Der Himmel wird weinen, aber es wird keine Serben mehr geben.“ In der Slowakei, wo die geistige Aufgeschlossenheit gegenüber dem neuen Europa die stärksten Fortschritte gemacht hat, da dieses Volk im tschechischen Staatsverband auch die bittersten Erfahrungen sammeln mußte, geht man bewußt daran, die Schule dem Leben anzupassen, während die Jugendorganisation wirklich das Bild einer Bewegung bietet und nicht als ein von oben her verordneter Zusammenschluß erscheint.

Diese Beispiele ließen sich um viele weitere von diesen und anderen europäischen Völkern vermehren, deren Jugend sich aus der Erstarrung einer demokratischen Vorstellungswelt gelöst hat und nun den Anschluß an unsere Geisteswelt sucht. Wie stark unsere Wirkung ist, davon machen wir uns gemeinhin keine rechte Vorstellung. Am Beispiel der Schweiz, die das gewiß nicht wahrhaben möchte, sei das zur Vervollständigung des Bildes, wie der Krieg um die Herzen der Jugend steht, veranschaulicht:

Auf einer Tagung irgendeiner der vielen Schweizer Parteien hat kürzlich einer der Redner ein Bild gebraucht, das so recht auf die Beziehungen der Schweiz zum neuen Europa paßt: „Das junge Mädchen kleidet sich in den Rock seiner Großmutter und wundert sich, wenn keine Freier kommen.“ Dieser Großmutterrock ist die Schweizer Demokratie, eine Zwangsjacke für die allmählich erwachende Jugend der Kantone, die sich in der „Neuen Zürcher Zeitung“ kürzlich beschwerte: „Wir glauben nämlich nicht, daß die ‚geistige Landesverteidigung‘ unter den Jungen gefördert werden kann, wenn man uns erklärt, wir seien zu grün und unerfahren, um in den großen Fragen unseres Landes mitarbeiten zu dürfen, und man andererseits davon spricht, daß wir, die Jugend, vor allem dazu berufen seien, unter Einsatz des Lebens die Unabhängigkeit unseres Landes zu bewahren.“ Wir erinnern uns dunkel, vor Zeiten mit ähnlichen Problemen zu tun gehabt zu haben. Wie sieht diese Jugend nun aus? Ist sie tatsächlich von unseren Ideen von ferne berührt worden, ist das ein übertriebener Optimismus oder besteht er zu Recht? Hören wir, was kürzlich auf einer jungliberalen Arbeitstagung in Zug für ketzerische Reden gehalten wurden: Der Aufbau eines lebendigen, innerlich bereiten und kameradschaftlichen Volkes sei notwendig! „Wir Jungliberalen haben seit langem gegen die Übermacht der Interessen und für die unbedingte Bejahung der gemeinschaftlichen Aufgaben und Pflichten gekämpft (!). Aus diesem Geiste heraus sollten die Beziehungen zwischen Volk und Armee, zwischen Offizieren und Soldaten bewußt gepflegt werden, damit aus dem Grenzdienst dereinst nicht Enttäuschte und Revolutionäre heimkehren, sondern hilfsbereite, opferfreudige, zur Ordnung und positiven Verbundenheit bereite Eidgenossen.“ Weiter wird gegen „die Staatsmüdigkeit der Bürger im Hinterland“ gewettert, von der „Reinigung des

politischen Lebens" gesprochen. „Zu ihr gehört ein echter und dauernder Einbau der Sozialdemokratie oder besser noch: der gesamten Arbeiterschaft in den Staat. Dazu bedarf es des Verzichts auf manches bürgerliche Vorurteil; nicht weniger dringend ist aber eine Revision der längst erstarrten und mit der politischen Praxis in Widerspruch stehenden Doktrin des Sozialismus. Das Ziel des jungen Liberalismus war von Anfang an die Revision des eidgenössischen Grundgesetzes im Interesse der Zusammenarbeit zwischen Bürgertum und Arbeiterschaft.“ Es ist von der „Anpassung der Verfassung an die sozialen Erfahrungen des neuen Jahrhunderts“, von dem „neuen Lebensstil“ und „der Selbstbesinnung mit dem Ziel, Europa zu dienen“, die Rede. Welche Mauserung vollzieht sich da! Kein Wunder, wenn die ewig Gestrigen vor allen Dingen für die Auslandsschweizerjugend in den Achsenländern Gefahren wittern, so wenn mit Bedauern zugegeben wird: „Wer wollte es den Schweizer Jungen und Mädchen in fremden Ländern verargen, wenn sie, das Beispiel ihrer Gespielen und Schulkameraden vor Augen, sich von dem organisatorisch stets attraktiv und großzügig ausgestalteten Jugendbetrieb ihrer Gastländer angezogen fühlen. Mit elterlichen Verboten ist in der Regel nicht viel geholfen.“ Man will darum durch Einführung des Sportabzeichens dem „jugendlich gesteigerten Verlangen nach Gemeinschaft im Leistungskampf“ entgegenkommen!

Diese Beispiele aus der Schweiz sollen für viele andere die Bestätigung geben, wie wenig auf die Dauer revolutionäre Ideen eines neuen Zeitalters an den Grenzen eines Landes aufgehalten werden können und daß sie selbst dort durchbrechen, wo man sich bieder noch jungliberal bezeichnet. Jener neutralen Welt aber, die geistig im Feindlager steht, weil sie aus Trägheit und Bequemlichkeit dem Überkommenen hörig ist und alles, nur keine Neuerungen annehmen möchte, empfehlen wir etwas aufmerksam die unaufhaltsame Entwicklung in ihren eigenen, doch schon so entratenen Kindern zu beobachten. Denn jeder Krug mit Gift und Haß gegen uns angefüllt läuft einmal über, und wir rufen darum auf gut schweizerisch diesen Elementen zu: „Heiri, ufhöre: s'isch zwölfi!“

Es ist bekannt, daß im Weltkrieg 12 Millionen der Blüte und Jugend tapferer Völker ihr Leben hingaben und daß weitere 20 Millionen zu Krüppeln geschossen wurden. Die Sieger des ersten Weltkrieges haben ihre Vollmacht, eine neue Welt aufzubauen, mißbraucht und damit die neue, heftigere Auseinandersetzung heraufbeschworen. Sie sind damals am Mangel von Einfällen und konstruktiven Ideen gescheitert. Wir haben nun bei unserer Durchleuchtung der Fronten der Jugend erkannt, daß die Jugend des Gegners in der gleichen Ideenarmut und bewaffnet mit den alten Schlagworten angetreten ist, nach denen sie schon einmal die Chance hatte, der Welt ein glücklicheres Gesicht zu geben. Wir aber fühlen uns auf unserer Seite der Barrikade leidenschaftlicher denn je als Revolutionäre, um dem Opfer von damals und dem von heute seinen dauerhaften Sinn zu verleihen. Der Kampf mit dem Bolschewismus hat uns, die Jugend der europäischen Völker, um ein Jahrhundert in unserem geistigen Weltbild vorangebracht. Dieser Kampf hat, vermählt mit den neuen, männlichen Idealen unseres Glaubens, die Solidarität der europäischen Jugend heraufbeschworen. Damit ist der Kampf um die Jugend, soweit er uns unmittelbar interessiert, bereits gewonnen! Der Feind hat mit ihm sein geistiges Dünkirchen empfangen. Es wird ihm länger zu schaffen machen als die effektiven Verluste dieser Schlacht. Aus dieser Solidarität und dem Blutopfer erwächst der Anspruch, der neuen Ordnung Europas das Gesicht der Jugend zu geben. Zum erstenmal greift sie damit in der Geschichte die europäische Idee auf! Weil es die Jugend ist, die sich die Sache Europas zu eigen macht, verspricht die Verwirklichung einer alten Idee auch dauerhaften Erfolg. Alles, was sie an Neuem aufgreift und zu verwirklichen sucht, begegnet Widerstand und Unverständnis. Es vollzieht sich daher die Um-

setzung des europäischen Gedankens in die Wirklichkeit durch den Glauben der Jugend im Einklang mit einem herrlichen Wort Josef v. Eichendorffs über das Wesen der Jugend: „Denn was ist denn eigentlich die Jugend? Doch im Grunde nichts anderes, als das gesunde und noch ungeknickte, vom kleinlichen Treiben der Welt noch unberührte Gefühl der ursprünglichen Freiheit und der Unendlichkeit der Lebensaufgabe. Daher ist die Jugend jederzeit fähiger zu entscheidenden Entschlüssen und Aufopferungen und steht in der Tat dem Himmel näher als das müde und abgenutzte Alter, daher legt sie gern den ungeheuersten Maßstab großer Gedanken und Taten an ihre Zukunft. Ganz recht: denn die geschäftige Welt wird schon dafür sorgen, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, und ihnen die kleine Krämerelle aufdrängen.“

III.

Das Fanal von Wien

Im Oktober dieses Jahres hat sich zum zehntenmal der Tag gejäht, an dem im entscheidenden Augenblick des innerpolitischen Kampfes um die Macht Baldur von Schirach mit seinen alten Mitarbeitern Carl Nabersberg, Hartmann Lauterbacher und Artur Axmann den Reichsjugendtag zu Potsdam durchführte. Dieser Tag ist später so recht als die Verkündung der Einigung der deutschen Jugend in der nationalsozialistischen Bewegung empfunden worden. Am politischen Vorabend der Machtübernahme strömte aus allen Teilen des Reiches die Jugend trotz Terror und Verbot zusammen, um in einem Stunden währenden Vorbeimarsch am Führer der Welt zu demonstrieren, in welchem Lager sie stand. In der Strasserkrise fand damals Adolf Hitler durch diese einzigartige Manifestation der Jugend die erneute Bestätigung für die Richtigkeit seiner Politik des Abwartens bis zur Stunde, da ihm nicht nur „der Vizekanzler“, sondern die Führung des Reiches überantwortet wurde. Potsdam war zum Fanal im Kampf der Jugend um das Reich geworden. An der Gruft Friedrichs des Großen und im Angesicht des Führers, aus der Ansprache von Vergangenheit und Gegenwart, war hier ihre Einheit geschmiedet worden. In ihrer mustergültigen Disziplin bewies sie, zu ihrer eigenen Führung berufen zu sein. So erhielt die deutsche Jugend in Potsdam ihre Verfassung, die freieste Verfassung der Jugend der Welt, denn ihr Schicksal wurde ihr mit dem Prinzip der Selbstführung in die Hand gegeben und damit die Befreiung von der Bevormundung verkündet.

Von Potsdam her hat der Weg ins Reich geführt. Und zehn Jahre später führt er uns von Wien in ein neues Europa. Schicksalhaft leuchtet ein Führerwort über diesem unfaßbaren Wunder der Geschichte: „Die Götter schlagen nicht nur die zu ihrem Verderben Bestimmten mit Blindheit, sondern zwingen auch die von der Vorsehung Berufenen, Ziele anzustreben, die zunächst oft weit außerhalb ihres ursprünglichen eigenen Wunsches liegen.“ Während sich in Potsdam erst die Einigung der deutschen Jugend vollzog, fand sich in Wien bereits die Jugend Europas zusammen. In atemberaubendem Tempo machte uns die Vorsehung zu Trägern einer größeren, umfassenderen Bewegung, die keiner von uns in Potsdam geahnt oder nur geträumt hätte. So wie der innerpolitische Kampf mit Potsdam eine entscheidende Phase vor der letzten Wende erreichte, so ist auch dieser Krieg mit der Einigung der Jugend Europas in Wien zum Abschnitt eines ersten dauerhaften Erfolges gekommen. Ein neues Fanal ist sichtbar geworden, die Vorboten der neuen Ordnung sind erschienen. Zum erstenmal in der Geschichte dieses Erdteils tritt die Jugend aller Völker zusammen, um ihre Geschlossenheit und Kameradschaft zu be-

kunden. Sie will die Hüterin des Vermächtnisses der gefallenen jungen Helden sein und die durch vergossenes Blut aller Völker Europas gewonnene Einheit von Jugend zu Jugend weitergeben. Wahrlich „die Geburtsstunde Europas“, wie Colin Roß die Tat von Wien nannte, hat geschlagen, die Verheißung einer Epoche kontinentalen Friedens ist erfolgt.

Mit folgenden fundamentalen Sätzen begleitete Baldur von Schirach den Gründungsakt des Europäischen Jugendverbandes in Wien: „Alle Erziehung muß national bestimmt sein; es gibt kein Patent der Jugendführung, das ohne weiteres auf alle Nationen anwendbar wäre. Es war ein auf Dünkel beruhender echt englischer Irrtum, zu meinen, die Jugend der ganzen Welt nach dem System der im Burenkrieg entstandenen Scout-Vereinigung führen zu können. Die Bedeutung der europäischen Jugendverbände beruht gerade darin, daß sie als ausgesprochen nationale Erziehungsgemeinschaften innerhalb der Völker entstanden sind und jeweils nur in diesen arbeiten können. Die Verschiedenartigkeit dieser Jugenden erschwert aber keineswegs ihre Beziehungen untereinander. Im Gegenteil. Gerade diese Selbständigkeit und nationale Eigenart der hier vertretenen Organisationen bürgt uns dafür, daß der neu entstandene Europäische Jugendverband seine politische und erzieherische Aufgabe erfüllen wird. Er tritt ins Leben mit einem Programm, in dem er die in zahlreichen Zusammenkünften erworbene Achtung seiner einzelnen Mitgliederorganisationen voreinander und damit die ehrliche Kameradschaft der Jugend Europas zur Grundlage seiner Tätigkeit macht.“ Diesen Grundsätzen gebe, wie der Reichsleiter verkündete, der Europäische Jugendverband dadurch Ausdruck, daß er „eine Arbeitsgemeinschaft von national selbständigen und volksbewußten Jugendorganisationen“ sein werde. Der Verband selbst gliedert sich in Arbeitsgemeinschaften für die verschiedensten Fragen der Erziehung, und jede dieser Arbeitsgemeinschaften wird von einer anderen Nation geführt. Sie sind dem Präsidium berichtspflichtig. Das Präsidium setzt sich aus den dauernden Ehrenpräsidenten Baldur von Schirach und Renato Ricci und den Präsidenten Axmann und Vidussoni zusammen.

Die Zielsetzung dieses Europäischen Jugendverbandes, die nationale Erziehung als Voraussetzung eines höheren Gemeinschaftsbewußtseins anzuerkennen, erläuterte Baldur von Schirach mit diesen Worten: „Der Europäische Jugendverband lehnt auch alle paneuropäischen Bestrebungen ab. Als die größte Vereinigung von Jugendführern und Erziehern, die bisher in der Welt gegründet wurde, geht er mit der Erfüllung seiner Aufgabe von dem Gedanken aus, daß die Nation, das heimatliche Elternhaus und die nationale Jugendgemeinschaft die entscheidenden erzieherischen Erlebnisse der Jugend sind. Wer seiner Nation gegenüber treu, gewissenhaft und tapfer seine Pflicht erfüllt, schafft damit eine Voraussetzung für eine europäische Gemeinschaft, die nur dann einen Wert besitzen kann, wenn ihre einzelnen Mitglieder nationale Repräsentanten ihrer Völker sind.“ Am Beispiel der großen Genien der Kultur und des Geistes begründete er die natürliche Gesetzmäßigkeit, die diesen Leitsätzen der europäischen Jugendarbeit innewohnt. Goethe, die ideale Verkörperung des deutschen Geistes, habe eine wahrhaft europäische Bedeutung erlangt. „Er ist der Nationaldichter der Deutschen, und weil er es ist, stellen sein Werk und seine Persönlichkeit einen Beitrag zu jener Kultur dar, die allen Völkern Europas gehört. Europa ist ein Strahlenbündel nationaler Kräfte, und wer Europa kennt, weiß, daß der Gedanke einer Vermischung und Vermischung dieser nationalen Kräfte zu eben jener kulturellen Sterilität führen würde, die wir an dem amerikanischen Staaten-Konglomerat so sehr verabscheuen.“

Nicht absichtlich, aber auch nicht zufällig, ist es nur die kämpfende Jugend Europas gewesen, die in Wien ihre Einigung verkündete. Dem Wesen dieser revolutionären europäischen Idee hätte es wohl nicht entsprochen, wenn nicht auch für die Jugend der übrigen europäischen Völker der Platz in Wien freigehalten worden wäre. Wenn beispielsweise die Jugend Frankreichs, die Jugend der Schweiz oder Schwedens nicht anwesend war, so lag das nicht an einer etwa von den Achsenmächten vorgenommenen Klassifizierung in Würdige und Unwürdige. Ihr Fernbleiben ist erklärlich, denn es gibt in diesen Ländern niemanden, der berufen wäre, im Namen der Jugend seines Volkes zu sprechen. Wer hätte 1925 bei uns bestimmen mögen, wer als Sprecher der deutschen Jugend anzusehen gewesen wäre, da es tausenderlei Vereine und Richtungen, Gruppen und Grüppchen gab, die alle einen Bruchteil der Jugend hinter sich hatten. Dieses unerfreuliche Bild einer längst versunkenen Zeit tritt uns in all den genannten Ländern entgegen, die zu einer wirklichen Repräsentanz der Jugend ihres Volkes unfähig sind. An der Bildung einer europäischen Gemeinschaft können alle die nicht fruchtbar mitwirken, die noch nicht einmal eine Volksgemeinschaft besitzen. Europa wird von den völkisch geeinten Völkern gebildet, und die in sich zerrissenen Nationen werden hinter den sich anbahnenden Ereignissen einherhinken.

Wie sehr aber die Idee der Gleichberechtigung aller in der ersten Stunde schon den Europäischen Bund der Jugend beseelte und wie wenig er mit dem Völkerbund der Alliierten zu tun hat, beweist, daß beispielsweise Tschechen und Niederländer, die Völker Belgiens, Dänen und Norweger, Letten und Esten in Wien mit eigenen Abordnungen, teilweise im Rahmen der deutschen Delegation vertreten waren. Wo in der Welt hätte es je Siegermächte gegeben, die den Besiegten eingeladen hätten, an seinem Tisch Platz zu nehmen und nun mit ihm die künftige Neuordnung der wiederaufzubauenden Welt festzulegen! Mit welcher vorbehaltlosen Einstellung wurde in der ersten europäischen Stunde schon ans Werk gegangen. Welche Kameradschaft erfüllte „das Richtfest Europas“, wie das Ereignis von einer Belgrader Zeitung genannt wurde. Welche Bestätigung für die kleinen Nationen, daß sie weder verpreußt noch verschluckt werden, sondern zu konstruktiver Arbeit aufgerufen worden sind! Welche innere Zustimmung und Begeisterung darum auch in ganz Europa, als die Parolen der Jugend bekannt wurden und man in ihnen allenthalben eine Präjudizierung der künftigen neuen Ordnung erkannte. Artur Axmann gab diesem Gefühl, daß der Blick in das Europa von morgen freigegeben sei, in seiner Schlußrede Ausdruck, indem er feststellte: „Alle großen revolutionären Bewegungen kündigen sich zuerst in der Jugend an. Das große zukünftige Geschehen wirft seine Schatten in der Jugend voraus. Sie ist der Sturmtrupp einer neuen Zeit.“ Das sind nicht nur die Empfindungen alter Revolutionäre gewesen, sondern es lebte im Bewußtsein aller, die Zeugen dieser glücklichen Stunde Europas waren. Der portugiesische Jugendführer Duarte Leal z. B., der in Anbetracht der exponierten geographischen Lage seines Landes nur als Beobachter teilnahm, erklärte dem Transocean Pressedienst: „Meine Kameraden und ich sind von dem, was wir gehört und gesehen haben, begeistert. Wir haben an die Grundideen, die zur Debatte standen, vollkommen Anschluß gefunden. Wir haben viel gelernt, was wir zum Vorteil der Jugend in unserer Heimat anwenden werden. Wir kamen zu der Überzeugung, daß es tatsächlich gelungen ist, neues Denken in der europäischen Jugend unter Führung Deutschlands und Italiens zu verwirklichen.“

Dieser Kongreß tanzte nicht, sondern arbeitete. Nach drei Tagen bereits lagen eine Anzahl wertvoller Ergebnisse vor. So wurde der Ausbau eines Netzes europäischer Jugendherbergen und die Förderung des Jugendwanderns durch all-

gemein gültige Ausweise und sonstige Erleichterungen, die alljährliche Durchführung eines europäischen Jugendlagers für vormilitärische Ertüchtigung zwecks Austausch von Erfahrungen, die regelmäßige Durchführung von Sommer- und Winterkampfspiele in allen Sportdisziplinen, der Ausbau der Kultur- und Jugendbildung Weimar—Florenz zu europäischen Kulturveranstaltungen und ähnliches mehr beschlossen. Wie sehr den Idealen der neuen Zeit praktischer Ausdruck verliehen wurde, kam im Beschluß der Arbeitsgemeinschaft „Jugendrecht“ zum Ausdruck, die feststellte, daß sich die Jugend eines jeden Landes um die Gestaltung ihres Rechtes selbst bemühen müsse, aber es als ihre fördernde Aufgabe ansieht, gemeinsame Gedanken des Jugendrechts aller Völker Europas zu erarbeiten und als Richtlinien zu empfehlen. Die Arbeitsgemeinschaft „Freizeit“ betonte mit Nachdruck, daß im Interesse der Gesundheit und Ertüchtigung der Jugend gewisse Mindestgrenzen für die Beschäftigung unerläßlich seien. „Die Jugend erhält einen Rechtsanspruch auf eine täglich arbeitsfreie Zeit, ein freies Wochenende und einen zusammenhängenden Jahresurlaub. Die Verwirklichung dieser Freizeit ist eine Forderung der sozialen Gerechtigkeit, zu der sich die europäischen Jugendorganisationen hiermit bekennen.“ In der Arbeitsgemeinschaft „Schulerziehung“ wurde der Wille des jungen Europa hervorgehoben, „jeden fremdrassischen Einfluß zu beseitigen und jede Form einer internationalen demokratisch-freimaurerischen, bolschewistischen und jüdischen Einwirkung auszumerzen“.

Höher als die Bedeutung dieser praktischen Beschlüsse ist die symbolische Kraft der erstmaligen Einigung der europäischen Jugend zu veranschlagen. Schon einmal hat es einen europäischen Kongreß in Wien gegeben. Seine Beschlüsse wurden unter Anrufung des Namens Gottes niedergelegt und sein Ergebnis war eine „Heilige Allianz“. Dieser Bund war keine Herzenssache der Völker, sondern ein Zweckverband europäischer Monarchen. Er war in den Hirnen gewiß begabter Staatsmänner und Diplomaten entstanden, aber von keiner längeren Dauer als ihrer eigenen Amtszeit. Mit ihrem Tode starb auch er. Der Wiener Kongreß unserer Tage verkündete keine auf dem Papier niedergelegte Pakte und Allianzen, sondern war eine Willenskundgebung der Jugend, ein politisches Manifest der kommenden Generation, dessen konstruktive Gedanken vom Hauch der Jugend belebt den Völkern Europas dauernde Gültigkeit verheißen. Hier sprachen die bevollmächtigten Staatsjugendführer Europas im Namen von 44 Millionen 10- bis 18jähriger ihrer Völker, und die 15 Millionen Mitglieder des großjapanischen Jugendverbandes brachten mit ihren Glückwünschen ihre Sympathie und Übereinstimmung zum Ausdruck, im weiteren Sinn aber sprachen die Staatsjugendführer im Namen der an allen Fronten kämpfenden Jugend Europas. Die beiden Präsidenten des Europäischen Jugendverbandes, die beide im Felde ihren rechten Arm verloren haben, sprachen die stumme Sprache der Front. Im Geiste standen im Führerrat dieser Jugend auch die kurz zuvor an der Ostfront gefallenen Jugendführer Dänemarks und der wallonischen Jugend. Wir sahen keinen deutschen und italienischen Vertreter ohne Kriegsauszeichnung und nicht wenige unter den übrigen Jugendführern Europas trugen das EK. So war es eben kein „Völkerbund der Pimpfe“, der auf den Bänken des alten Habsburger Parlaments neue Ordnung spielte, sondern eine würdige Elite der europäischen Jugend, die nicht zusammentrat, um mit ein paar leeren Phrasen dem Modebegriff Europa ihre Reverenz zu erweisen, sondern Tatsachen feststellte, Begriffe klärte, die Zukunft am Beispiel des europäischen Jugendbundes umriß und nicht nur der Jugend, sondern der gesamten europäischen Welt das viele erleichternde Bewußtsein gab: So wird es also gemacht werden!

Wer meinen möchte, dieser europäische Kongreß habe auf dem Gebiet der Jugenderziehung für die Jugend bestätigt, daß jeder in Europa tun und lassen könne, was er wolle, befindet sich allerdings in einem fundamentalen Irrtum. Die Betonung lag — bei aller Anerkennung einer völkisch bestimmten Erziehung — auf den Gesetzen der europäischen Gemeinschaft und ihres jungen Bundes. Mögen sich ja nicht einige chauvinistische Erziehungsapostel einer bestimmten Sorte kleiner Staaten aus den Beschlüssen von Wien das Recht zur Unterdrückung ihrer nationalen Minderheitenjugend ableiten. Die europäische Zusammenarbeit ist auf der gegenseitigen Achtung und Anerkennung aufgebaut. Kleine Nationen dürfen nicht erwarten, ihre öffentlichen Nutznießer zu sein, wenn sie unter ihrem eigenen Staatsdach glauben, diesen Grundsätzen zum Trotz die Willkür walten lassen zu können.

Dieses Problem lenkt die Aufmerksamkeit auf eine bestimmte kleine Schicht intellektueller Jugendlicher, die an den Universitäten von Kopenhagen, Oslo und Stockholm, von Zürich, Budapest, Belgrad oder Lissabon hockt und theoretisch eine gaullistische Gesinnung vertritt. Es sind geistige Proletarier oder Abkömmlinge plutokratischer Familien dieser Nationen, die durchweg gemeinschaftsfeindliche Elemente verkörpern. Sie empfinden im Grunde gegen den Nationalsozialismus die gleiche heftige Ablehnung wie gegenüber jeder ihnen drohenden ernsthaften Arbeit oder etwa dem Militärdienst ihrer eigenen Heimat. Sie helfen mit ihrem Haß das Mißtrauen der Arbeiterschaft ihrer Länder gegen unsere Ideen zu überwinden, denn die Opposition dieser debattierenden Nichtstuer gegen uns bestärkt alle schaffenden Kräfte, daß wir der Arbeit und Anständigkeit, dem Pflichtgefühl und den guten Sitten wieder zu ihrem Recht in der Welt verhelfen. Wir meinen mit unserem Hinweis jene snobistisch-intellektuelle Jugend, die in Kopenhagen die Urlauber des „Freikorps Dänemark“ auf offener Straße anpöbelt — und dabei Gott sei Dank gehörige Prügel bezieht — und jene feudalen Großgrundbesitzersöhne, die in Budapest ihre gesellschaftliche und geistige Orientierung nur im Umgang mit Juden suchen.

Es gibt nun Leute, die sagen, verspricht ihnen etwas und ihr werdet sie für euch gewinnen. Damit ist die Frage nach dem gestellt, was sich aus den Beschlüssen von Wien praktisch für die Zukunft der Jugend ergibt und was sie etwa an Versprechungen von uns oder den Feinden Europas erwartet! Soviel steht auf den ersten Blick fest: Wir gehen gemeinsam mit den Völkern Europas an die Feldbestellung und an die Aussaat. Wien ist ein Beispiel dafür. Unsere Gegner versprechen nur die Ernte, ohne das Feld zu bestellen. Sie verfügen über eine Handvoll „freier Jugend“ von einigen Nationen, das ist alles. Die Felder haben sie bekanntlich auf ihren siegreichen Rückzügen verloren. Also legen sie sich aufs Versprechen. Es ist ein einfacher und billiger Weg, der unsere ist mühseliger, setzt eigene Anstrengungen der Völker voraus, birgt nur die Realität der Wirklichkeit in sich.

Die nationalsozialistische Bewegung hat niemals mehr versprochen, als sie verwirklichen konnte. Das Parteiprogramm enthält Forderungen und keine Verheißungen. Der Führer nahm schon lange vor der Machtübernahme eine Auslese dadurch vor, daß er Mitkämpfer suchte — Mitläufer hätte er gegen billige Versprechungen in großen Massen haben können. Er suchte aber keine Stimmenmehrheit für die durchschnittliche Lebensdauer eines parlamentarischen Kabinetts, sondern eine Gefolgschaft für die Regeneration seines Volkes. Wie leicht wäre sein Weg gewesen, hätte er vor 1933 seinem Volk alles das versprochen, was er zwischen 1933 und 1939 aufgebaut und verwirklicht hat. Wahrscheinlich hätte er aber dann niemals jene Mitarbeiter gefunden, die ihm ein zäher Kampf um die Durchsetzung von Idealen erwachsen ließ und die eben allein später in

der Lage waren, an seiner Seite solche Werke des echten Sozialismus, der Kultur und des Friedens zu errichten. Auch für die Regeneration Europas wird heute die Gefolgschaft und nicht Mitläufer gesucht. Auch heute wieder steht fest, daß bewährte Mitkämpfer des europäischen Freiheitskrieges im Osten dem Führer schneller und besser die Durchführung seiner sozialistischen Programmpunkte und die Belebung eines allgemeinen Wohlstandes nach Beendigung der Kriegszeit garantieren werden als eine wankelmütige Gefolgschaft, die heute nur nach panem et circenses schreit, ohne dafür Leistungen zu erbringen.

Schon sehr frühzeitig hat sich Adolf Hitler zum Sprecher einer Erneuerung Europas gemacht. Im Reichstag 1935 bekannte er, daß er nicht an den „Untergang des Abendlandes, sondern seine Wiederauferstehung“ glaube. Ein Jahr später schon klang wie ein Wetterleuchten seine Stimme über den Erdteil: „Ich zittere für Europa bei dem Gedanken, was aus unserem alten menschenüberfüllten Kontinent werden soll, wenn durch das Hereinbrechen dieser destruktiven und alle bisherigen Werte umstürzenden asiatischen Weltanschauung das Chaos der bolschewistischen Revolution erfolgreich sein würde.“ Von Deutschland gebrauchte er das Bild, daß es „der Wellenbrecher einer Flut geworden sei, die Europa, seine Wohlfahrt und seine Kultur unter sich begraben hätte“. Im Krieg gegen die Sowjetunion hat der Führer schließlich an den Kampfgefährten, die ihm und unserem Volk als Gefolgsleute zur Seite standen, schließlich die Überzeugung gewonnen, daß „dieses Mal doch zum erstenmal so etwas wie ein europäisches Erwachen durch diesen Kontinent gegangen ist“. Adolf Hitler sprach vom „europäischen Kreuzzug gegen die Sowjetunion“ und beantwortete schließlich im Dezember 1941 mit folgenden geschichtlichen Sätzen die Frage nach Europa und der Sinngebung dieses Krieges: „Es gibt keine geographische Definition unseres Kontinents, sondern nur eine volkliche und kulturelle. Nicht der Ural ist die Grenze dieses Kontinents, sondern immer jene Linie, die das Lebensbild des Westens von dem des Ostens trennt. Der Kampf, zu dessen Führung dieses Mal in erster Linie das Deutsche Reich berufen ist, geht über die Interessen unseres eigenen Volkes und Landes weit hinaus. Denn so, wie einst die Griechen gegenüber den Persern nicht Griechenland und die Römer gegenüber den Karthagern nicht Rom, Römer und Germanen gegenüber den Hunnen nicht ihr Reich, deutsche Kaiser gegenüber den Mongolen nicht Deutschland, spanische Helden gegenüber Afrika nicht Spanien, sondern alle Europa verteidigt haben, so kämpft Deutschland auch heute nicht für sich selbst, sondern für unseren gesamten Kontinent. Und es ist ein glückliches Zeichen, daß diese Erkenntnis im Unterbewußtsein der meisten europäischen Völker heute so tief ist, daß sie, sei es durch offene Stellungnahme, sei es durch den Zustrom von Freiwilligen, an diesem Kampf teilnehmen.“

Es ist nur folgerichtig, wenn aus dieser Entwicklung heraus die Jugend der Völker die Idee Europas aufgegriffen hat und für das Ideal einer Ordnung und engeren Gemeinschaft des Kontinents kämpft. Die von Churchill und Roosevelt auf einem inzwischen versenkten Kreuzer im Atlantik formulierten sog. „acht Freiheiten“ sind als Agitation und dreiste Demagogie längst durch die Abmachungen enthüllt, die Cripps, Eden und Churchill mit Stalin über die Zuteilung des europäischen Festlandes als Einflußsphäre an die Sowjetunion trafen. Die Aussicht, am Kopenhagener Sund die Rote Flotte ankern zu sehen und den Bosphorus im Bereich ihrer Garnisonen zu wissen, hat die zu Sowjetrepubliken umzustülpenden Staaten Europas ebensowenig begeistert, wie die uns zugedachte Rolle eines sowjetrussischen Nebenlandes, die Deportation weiterer Bevölkerungsteile nach Sibirien und die kürzlich vorgeschlagene Ver-

schleppung unserer Kleinkinder zwecks Aufzucht unter anderen Völkern, Sitten und Lebensgewohnheiten den Wunsch im Deutschen Reich nach einem Sieg der Gegenseite wenig erhöht hat. Wir haben aber schon festgestellt, wie sehr England politisch und die USA. vor allem wirtschaftlich die Einheit des Kontinents Europa fürchten, und es darum erklärlich ist, daß sie ihn lieber mit Aussicht auf ewige Unruhe und Aufstände den Sowjets überlassen. Auf der Hand liegend, daß der Gegner nichts mehr zu versprechen hat und seine Zukunftsgemälde leeres Geschwätz bleiben. Wenn britische Zeitungen feststellen, daß England nach dem Kriege gewisse Lehren des Nationalsozialismus übernehmen muß, so können wir jene zitierten Kreise der intellektuellen Jugend Europas nur fragen, ob sie warten wollen, bis diese nationalsozialistischen Wahrheiten ihnen durch den englischen Filter serviert werden, und seit wann es sich empfiehlt, daß man moderne Errungenschaften dann erst übernimmt, wenn auch der größte Rückschrittler sie als unabweisbar angenommen hat.

Der europäische Jugendbund mit seinen Prinzipien aber macht sich das Gesetz der kämpfenden Front Europas zu eigen. Er anerkennt nur die Leistung für die europäische Völkerfamilie. Es ergibt sich daraus, daß das nationalsozialistische Reich keine Klassifizierung der Völker nach ihrer Rassenzugehörigkeit vornimmt, sondern in Würdigung der völkischen Eigenart nur ihren Einsatz für die europäische Gemeinschaft sieht. Die Jugend anerkennt die Freiheit des religiösen Bekenntnisses. Sie ist kompromißlos antisemitisch und fordert das Verschwinden des letzten Juden aus Europa. Sie ist beseelt von einer sozialistischen Gesinnung, die im Lebensstil und Arbeitsleben der Völker ihren Ausdruck finden soll. Jeder Jugendliche eines europäischen Volkes besitzt nicht nur Aufstiegsmöglichkeiten in seiner eigenen Nation, sondern trägt den Marschallstab Europas in seinem Tornister. Wir werden den jungen dänischen Baumeister nicht, wie es die Greuelpropaganda der Feindseite ausmalt, nach unserem Sieg als Bauarbeiter nach Linz kommandieren, sondern er wird über die Möglichkeit hinaus, seinem König ein neues Kopenhagener Stadtschloß zu bauen, auch die Chance erhalten, überall in Europa zu den größten Aufträgen herangezogen zu werden. Der madjarische Rechtsgelehrte wird nicht, wie ihm Emigranten vom Charakter Tibor v. Eckhardts einblasen, zum Gerichtsdieners am deutschen Volksgerichtshof degradiert werden, sondern wird seinerseits dazu beitragen können, die Menschenrechte, die Adolf Hitler den Bauern der russischen Räume bringt, in die tägliche Wirklichkeit umzusetzen. Der dritte oder vierte rumänische Bauernsohn in einer Familie wird nicht den hoffnungslosen Weg eines geistigen Proletariats einschlagen müssen, sondern wird den dankbaren Völkern des Ostens seine Kraft und Erfahrung zur Verfügung stellen können, um die Erträge ihrer Landwirtschaft zu steigern. Indem der ehemalige Raum der Sowjets wieder Europa, wie schon unter Peter dem Großen, sein Gesicht zuwendet, entsteht ein wirtschaftlicher Großraum, der frei von überseeischen Finanzinteressen und von Konjunkturen unabhängig ist, der seine gesunde Nahrungs- und Rohstoffbasis besitzt und dieser europäisch denkenden und handelnden Jugend unerhörte Möglichkeiten erschließt. Gewiß, die Alten sind gegen den höheren Zusammenschluß im europäischen Großraum, der ihnen gewisse liebgewordene Souveränitätsrechte beeinträchtigt, — allerdings dafür eine wirtschaftliche Blüte verspricht, deren Früchte sie selbst nicht mehr genießen. Ihr aber, Jugend Europas, werdet denselben, nein, einen noch viel größeren wirtschaftlichen Aufstieg erleben als das zerrissene Staatenkonglomerat, das sich im vorigen Jahrhundert zum deutschen Zollverein zusammenschloß. Ihr werdet an eurem höheren Lebensstandard ablesen, welche Stärke eine europäische Großraumwirtschaft besitzt, zu der jeder das beiträgt, was dem Ganzen am dienlichsten ist, ohne

seine Kräfte und Mittel an eine vermeintliche Autarkie zu verschwenden. Welche ungeahnten Möglichkeiten birgt eine Rationierung der Wirtschaftskräfte Europas zum Segen und Wohlstand aller den Kontinent bewohnenden Völker! Wie sonnenklar wird uns der Charakter jener Freiheitsbrise, die aus USA. zu uns herüberweht, und die Aufspaltung, Zollmauern, Wirtschaftskrieg den angeblich unterdrückten Völkern eintragen würde, nur damit auf keinen Fall die gefürchtete Wirtschaftseinheit Europas entsteht. Was bedeutet es für uns als Jugend Europas, wenn wir mit unserem selbst erarbeiteten Geld nicht mehr an Währungsgrenzen aufgehalten werden, sondern den Kontinent kennenlernen und seine Kultur- und Bildungsgüter in uns aufnehmen werden. Wie muß unsere und unserer Kinder Zukunft ausschauen, wenn unser Menschenüberschuß nicht mehr zu Dienstleistungen in andere Erdteile auswandert, wenn die Hauskriege Europas nicht mehr Generation um Generation dezimieren, sondern alle diese Kräfte in den Dienst der europäischen Gemeinschaft treten und zum eigenen Nutzen arbeiten! Kein Volk Europas wird sich dann mehr wie das unsrige im letzten Weltkrieg verspotten müssen, weil ihm eine feindliche Welt die Lebensmöglichkeiten stiehlt („Michel, hast schon wieder mal geträumt, Michel, hast schon wieder was versäumt“). Was bedeuten dann noch Grenzstreitigkeiten, die heute Kriege zu entfesseln vermöchten, wenn die Lebensexistenz der Völker auf andere Weise gesichert ist, die Grenzen keine Verkehrs- und Wirtschaftsschranken mehr sind und der Grundsatz der Erziehung in der Muttersprache und entsprechend dem Blut des Einzelnen zur selbstverständlichen Regel des europäischen Völkerlebens geworden ist. Es gibt keine Raum- und Rohstoffnöte mehr. Die Völker Europas müssen sich nicht noch einmal wie damals von Wilson, heute von Roosevelt, ihren Anteil am Rohstoffreichtum der Welt vergebens versprechen lassen, sie besitzen ihn schon, wenn sie nur Europa und seine neue Ordnung wollen.

Wir kennen Napoleons Wort: „Wissen Sie, was ich am meisten in der Welt bewundere: Das ist die Ohnmacht der Gewalt, irgendeine Sache zu organisieren. Es gibt nur zwei Mächte in der Welt: der Säbel und der Geist. Auf die Dauer wird der Säbel immer von dem Geist geschlagen.“ Wir bekennen uns zu diesem Wort. Denn wir fühlen, daß nicht durch die Gewalt das neue Europa mit seiner Ordnung aufgezogen wird, sondern daß es, von den dynamischen Kräften des Jahrhunderts beseelt, organisch zusammenwächst, von der Göttin der Vernunft und den Grazien des Glücks und des Sieges sanft bei der Hand genommen. Wir kommen als Nationalsozialisten aus der alten klassischen Schule, die lehrt, zuerst den Menschen und durch ihn die Dinge zu ändern. Die heroischen Ideale und der ebenso heroische Einsatz der Jugend unserer europäischen Völker werden die Dinge dieses Erdteils im Bunde mit den großen Genien an der Spitze der Völker ändern. Wer von Europa allerdings nur spricht, hat unrecht — soweit hat auch heute noch Fürst Bismarck recht, aber wer dafür kämpft mit seinem Blut und seinem Glauben, dem fällt es wenn nicht heute, so doch morgen mit Gewißheit zu.

Die Kühnheit ist eine wahrhaft schöpferische Kraft. Dies ist selbst philosophisch nicht schwer nachzuweisen. So oft die Kühnheit auf die Zaghafte trifft, hat sie notwendig die Wahrscheinlichkeit des Erfolges für sich, weil Zaghafte schon ein verlorenes Gleichgewicht ist.

★

Wer im Kriege entschlossen das Große will, gibt dem andern immer das Gefes.

Carl von Clausewitz.

Eberhard Wolfgang Möller:

Hymne an die Schönheit

Schönheit, aller Liebe, aller Dinge
sanfte Mutter, du Geliebte du,
aus den Trümmern des Verlorenen singe
ich dir, Leuchtende, in Tränen zu.

Sieh die Welt, durch die der Tod geschritten,
sieh die Spuren deines Fußes an,
sieh das Leben, welches ausgelitten,
ehe es zu leben noch begann.

Sieh uns selbst, im Aufruhr des Gemeinen
in die Not des Häßlichen verirrt,
und vernimm das Liebeslied der Deinen,
das aus Trotz und Trauer lauter wird.

Aus dem Goldgewölk der Illusionen
steigst du, Himmlische, und bist uns nah.
Du beseelst noch in verwünschten Zonen
das Verwunschne, das dich niemals sah.

Noch dem Kleinsten webst du wie dem Großen
des Lebend'gen immer neues Kleid.
Wo du fehlst, da ist selbst Gott verstoßen,
wo du bist, da ist Unsterblichkeit.

Noch der Steppen Öde, der Lagunen
trübes Wasser künden deine Macht,
über winterlichen Todesrunen
blühst du siegend zwischen Schlacht und Schlacht.

Selbst der Sturm, der in den Gärten wütet,
selbst die Kate, die der Blitz zerschellt,
selbst das Kalb noch, das der Bauer hütet,
Unkraut, Steinbruch, Sumpf und Leichenfeld,

Alles hebt sich auf zu neuer Handlung,
wo die Sonne deines Frühlings schien,
süßen Lebens heilige Verwandlung
in erneuter Hoffnung zu vollziehn.

Nur die Liebe sieht dich, welche leidet,
nur das Auge, das vor Grau'n geweint,
nur das Herz, das, vom Haß entkleidet,
um so liebender sich dir vereint.

Doch dann sieht es noch im Scherben Wunder
der Versöhnung, die du heilend wirkst,
noch im Staub, im Schutt, im faulen Plunder,
was du dem Geblendeten verbirgst.

Und die Träne, die dich schon verschleiert,
spiegelt reiner deinen Überschwang,
die entzückte Seele aber feiert
deine Allmacht noch im Untergang.

Johann Gottfried Herder und Europa

Wie kam also Europa zu seiner Kultur und zu dem Range, der ihm damit vor andern Völkern gebühret? Ort, Zeit, Bedürfnis, die Lage der Umstände, der Strom der Begebenheiten drängten es dahin, vor allem aber verschaffte ihm diesen Rang ein Resultat vieler gemeinschaftlicher Bemühungen, sein eigener Kunstfleiß.

Wäre Europa reich wie Indien, undurchschnitten wie die Tatarei, heiß wie Afrika, abgetrennt wie Amerika gewesen, es wäre, was in ihm geworden ist, nicht entstanden. Jetzt half ihm auch in der tiefsten Barbarei seine Weltlage wieder zum Licht, am meisten aber nutzten ihm seine Ströme und Meere. Nehmet den Dnjepr, den Don, die Duna, das Schwarze, Mittelländische, Adriatische und Atlantische Meer, die Nord- und Ostsee mit ihren Küsten, Inseln und Strömen hinweg, und der große Handelsverein, durch welchen Europa in seine bessere Tätigkeit gesetzt ward, wäre nicht erfolgt. Jetzt umfaßten die beiden großen und reichen Weltteile, Asien und Afrika, diese ihre ärmere, kleinere Schwester; sie sandten ihr Waren und Erfindungen von den äußersten Grenzen der Welt, aus Gegenden der frühesten, längsten Kultur zu, und schärften damit ihren Kunstfleiß, ihre eigene Erfindung. Das Klima in Europa, die Reste der alten Griechen- und Römerwelt kamen dem allen zu Hilfe, mithin ist auf Tätigkeit und Erfindung, auf Wissenschaften und ein gemeinschaftliches, wetteiferndes Bestreben die Herrlichkeit Europas gegründet. . .

Die Städte sind in Europa gleichsam stehende Heerlager der Kultur, Werkstätten des Fleißes und der Anfang einer besseren Staatshaushaltung geworden, ohne welche dies Land noch jetzt eine Wüste wäre. . . Innerhalb der Mauer einer Stadt war auf einen kleinen Raum alles zusammengedrängt, was nach damaliger Zeit Erfindung, Arbeitsamkeit, Bürgerfreiheit, Haushaltung, Polizei und Ordnung wecken und gestalten konnte: die Gesetze mancher Stadt sind Muster bürgerlicher Weisheit. Edle sowohl als Gemeine genossen durch sie des ersten Namens gemeinschaftlicher Freiheit, des Bürgerrechtes. In Italien entstanden Republiken, die durch ihren Handel weiter langten, wie Athen und Sparta je gelangt hatten; diesseits der Alpen gingen nicht nur einzelne Städte durch Fleiß und Handel hervor, sondern es knüpften sich auch Bündnisse derselben, ja zuletzt ein Handelsstaat zusammen, der über das Schwarze, Mittelländische, Atlantische Meer, über die Nord- und Ostsee reichte. In Deutschland und den Niederlanden, in den nordischen Reichen, Polen, Preußen Ruß- und Livland lagen diese Städte, deren Fürstin Lübeck war, und die größten Handelsorte in England, Frankreich, Portugal, Spanien und Italien gesellten sich zu ihnen, vielleicht der wirksamste Bund, der je in der Welt gewesen. Er hat Europa mehr zu einem Gemeinwesen gemacht als alle Kreuzfahrten und römischen Gebräuche: denn über Religions- und Nationalunterschiede ging er hinaus und gründete die Verbindung der Staaten auf gegenseitigen Nutz, auf wetteifernden Fleiß, auf Redlichkeit und Ordnung. Städte haben vollführt, was Regenten, Priester, und Edle nicht vollführen konnten und mochten: sie schufen ein gemeinschaftlich wirkendes Europa.

Egon Cäsar Conte Corti:

Wenn Prinz Eugen . . .

Die für die Geschichte Prinz Eugens zur Verfügung stehenden Quellen sind in bezug auf sein Werk, also in militärischer und politischer Beziehung, wohl völlig ausgeschöpft. Man kann nur immer wieder das schon unzählige Male Gesagte wiederholen, — doch was vorhanden ist, genügt, um sich ein klares Bild über Prinz Eugens kühnes Tun und Wollen zu schaffen. Anders allerdings steht es um die menschliche Persönlichkeit des edlen Ritters. Sein privates Leben, die Beziehungen zu Frauen und seine innersten Gedanken und Gefühle liegen für eine solche weltweit berühmte Gestalt stark im Dunkel, und wir können nach so langer Zeit nur mehr leise hoffen, daß nicht etwa Prinz Eugen selbst alle Quellen dazu vor seinem Tode sorgfältig vernichtet oder seine habgierige und pietätlose Erbin alle Papiere nachtsam der Zerstörung geweiht hat und daß einst vielleicht doch noch etwas zutage tritt.

Versenkt man sich aber in das Leben Prinz Eugens und bedenkt man, daß er ja als ein Fremder durch einen Zufall in unser Land verschlagen wurde und für das Schicksal Oesterreichs nicht nur, sondern überhaupt für Europa und insbesondere den ganzen von Menschen deutscher Zunge bewohnten Raum von ungeheurer weltgeschichtlicher Bedeutung geworden ist, so drängt sich plötzlich die Frage auf: „Wie wäre das alles geworden, wenn Ludwig XIV. damals, als der kleine und schwache fünft- und jüngstgeborene und darum zum Geistlichen bestimmte Prinz von Savoyen-Carignan vor ihn hintrat und ihn bat, trotz allem in der Armée verwendet zu werden, keine höhnische Ablehnung erteilt, sondern Eugen in sein Heer aufgenommen hätte?“ Wir wollen versuchen, im Rahmen einer kurzen Skizze die Entwicklung wenigstens nur anzudeuten, die die Dinge hätten nehmen können, wenn dies eingetreten wäre. Andeuten, sage ich, denn um diesen Vorwurf auszuschöpfen und ihm wirklich auf den Grund zu gehen, wäre mit historischer Phantasie ein umfangreiches Werk zu schreiben.

Nun also: Prinz Eugen bleibt in dem Frankreich, in dem er geboren, Prinz Eugen tritt in die französische Armee ein, Prinz Eugen kommt infolgedessen nicht nach Wien und Oesterreich, wird nicht im jugendlichen Alter Oberstleutnant im kaiserlichen Heere und da nicht mit dreißig Jahren Feldmarschall und Kommandant einer Armee. Damals war das Oesterreich Leopolds I. und nicht nur dieses, sondern das ganze Abendland und das in zahllose meist kleine Staaten und nur einige wenige größere zersplitterte Deutschland von der Türkenmacht bedroht, der Ofen und der Großteil Ungarns gehörte und die ihre Hand schon bis nach Wien ausstreckte, ein Angriff, der allerdings durch den Entsatz dieser Stadt im Jahre 1683 noch siegreich abgeschlagen wurde.

Später befehligte Markgraf Ludwig von Baden die Kaiserlichen, wohl ein braver und erfolgreicher Kriegermann, aber zugleich einer der regierenden Teilfürsten Deutschlands. Er war nicht allein Soldat, er hatte auch Herrscherehrgeiz, bewarb sich zum Beispiel 1696 um die polnische Königskrone. Seit aber die Türken wieder ihr Bündnis mit Ludwig XIV. erneut hatten, mußte Ludwig von Baden am Rhein als Oberbefehlshaber der Reichstruppen eingesetzt werden, und der militärisch viel weniger tüchtige Friedrich August der Starke von Sachsen, auch er wieder ein deutscher Teilfürst mit weitgehend persönlichen Interessen, trat an die Spitze des Heeres. Mit den Fürsten war es nun einmal so; man konnte nie sicher sein, ob sie nicht durch Regentenpflichten oder Herrschaftshoffnungen plötzlich verhindert würden, die Kaiserlichen zu führen. So war es mit dem Kurfürsten Friedrich August von Sachsen, der im Jahre 1697, als eben wieder das Türkenheer unter persönlicher Führung des Sultans gefährlich vorrückte, zum König von Polen gewählt wurde und das Kommando abgab. Nun stand der Kaiser vor der Frage: Wen soll ich zum Kommandanten der Armee gegen die Türken ernennen?

Es war nun schon einmal so in der damaligen Zeit; war man aus fürstlichem Geblüt, dann konnte man auch in jüngsten Jahren zu ganz hohen Posten in der Armee kommen, wenn aber nicht, so mußte man mühsam Sprosse um Sprosse auf der militärischen Stufenleiter erklimmen und gelangte zu den höchsten Würden im Heere meist nur sehr bejahrt und daher oft kränklich und nicht mehr im Vollbesitz seiner geistigen Fähigkeiten. Dies war auch bei dem damaligen Oberfeldherrn Grafen Caprara der Fall. Nun aber ist ja jetzt kein junger, tatkräftiger, tapferer, vierunddreißigjähriger Prinz Eugen zur Stelle, der zum Oberkommandanten ernannt werden kann! Er ist in Frankreich geblieben. Es muß also entweder ein unbewährter Mann aus der Fürstenschlar, da kein bewährter im Augenblick zur Verfügung steht, oder aber einer der überalterten Generale zum obersten Führer des kaiserlichen Heeres gemacht werden. Dieser aber wird, kaum ernannt, schon vor den Entschluß „Zenta“ gestellt. Der Türke geht auf einer einzigen Brücke über die Theiß, ein gefangener feindlicher Pascha hat es ausgesagt; schon ist die Reiterei, die schwere Artillerie auf der anderen Seite des breiten Flusses. Aber freilich, es dauert lange, bis eine große Armee durch das Nadelöhr einer einzigen Brücke durchgeschleust ist, und noch wird der Türke die ganze Nacht dazu brauchen. Schon neigt sich der Tag seinem Ende zu, es ist vier Uhr Nachmittag vorbei und die noch diesseits stehende Infanterie des Feindes hat sich im Halbkreis vor der Brücke eingegraben.

Der kaiserliche Oberbefehlshaber — kein Prinz Eugen — denkt nach. Wie gut wäre es, den Feind jetzt noch im Flußübergang und geteilt anzugreifen! Aber es ist schon vier Uhr Nachmittag, die kaiserliche Armee ist wohl im Anmarsch, aber noch weit von Zenta, die Reiterei, ja vielleicht käme die noch zurecht, aber das Fußvolk — mein Gott, das ist schon müde, ist den ganzen Tag marschiert, muß erst abkochen, die Trains kommen nicht nach, wenn man dann angreift, fehlt am Ende die Munition. Dann kommt man schon in die Dunkelheit hinein und in der pflegt man nicht mehr zu kämpfen, kann man gar nicht kämpfen, meint man, weil das Schlachtfeld doch nicht zu übersehen ist und eine heillose Verwirrung die Folge wäre. Es ist ja gut, daß der Türke über die Theiß geht, das zeigt ja vielleicht, daß er von seinen Angriffsabsichten absieht, daß er sich zurückziehen will, und ist das nicht auch schon ein Erfolg?

Die Zeit vergeht, die Dunkelheit bricht ein, die türkische Armee überwindet den Schwächemoment, kein Zenta, kein vernichtender Sieg, keine Ruhe gegen Südosten für das Kaiserreich, immer noch Türkengefahr. Vielleicht ist gar eine Wiederholung der Belagerung von Wien in Aussicht. Der Rücken im Kampfe gegen Ludwig XIV. bleibt schwer gefährdet, welcher König seine Hände begehrlieh nach dem Rhein nicht nur, sondern nach dem habsburgischen Erbe Spanien ausstreckt und eine Macht zu gewinnen anstrebt, die noch größer ist, als jene Karls V. war. So also wären die deutschen Lande von einem Zweifrontenkrieg bedroht, wie er in jener Zeit furchtbarer nicht ausdenken war, und in höchster Gefahr, zwischen zwei Mühlsteinen, dem türkischen und dem französischen, zerrieben zu werden.

Gut aber, zu weit darf man die Dinge nicht ausmalen, die gewiß riesige Wichtigkeit eines versäumten Schlachterfolges bei Zenta nicht überschätzen; vielleicht wäre es gelungen, den Türken vor Wien oder anderswo unter schweren, verlustreichen Kämpfen wieder zum Stehen zu bringen. Aber trotzdem! Wie wäre man dagestanden, als nun 1700 der letzte spanische Habsburger starb und der Kaiser in Wien, wohl ein Habsburger, aber ein römisch-deutscher Kaiser, der auch Reichs-, nicht nur Hausinteressen zu vertreten hatte, zu seiner Entrüstung in dem Testament des verstorbenen Königs las, daß Ludwigs XIV. Enkel Philipp von Anjou, also ein Bourbon, zur Nachfolge in Spanien eingesetzt war. Und „in Spanien“ hieß nicht nur dort, sondern auch in Belgien, in Mailand, in Neapel und Sizilien, in beiden Indien, in Mittel- und Südamerika. Es war

richtig, nicht nur für Haus Habsburgs Eigenvorteile mußte man diesem Vorgang entgentreten, auch im höchsten Interesse jedes Deutschen, denn was hieß es, Spanien und alle seine Besitzungen Frankreich und seinem gewalttätigen Herrscher ausliefern? Es bedeutete dies, dem Sonnenkönig Obermacht zu schaffen, die ihm die Vorherrschaft auf dem ganzen Festlande eintragen und mit der Zeit auch die Seeherrschaft Englands bedrohen mußte. Daher die plötzliche Hinneigung dieses Staates zum Kaiser und seine Bereitwilligkeit, in einem Kampfe mitzutun.

Ja aber — wir fahren in unseren Annahmen fort — der Türke unbesiegt im Rücken, kein kaiserlicher Oberfeldherr vom Schlage eines Eugen. Und doch war die Person des höchsten Heerführers besonders wichtig, wenn man sich in einem Koalitionskriege nicht nur gegenüber dem Feinde, sondern auch gegen den eigenen Verbündeten durchsetzen will. Und der Kaiser mit seinem von dem fortschwellenden Türkenkriege geschwächten Heere, die Finanzen in jämmerlichem Zustande, niemand Kraftvollen, Jungen und Energischen zur Seite, hätte er unter solchen Umständen den Entschluß gefaßt, ihn fassen können, in den schweren Streit um die spanische Erbschaft einzutreten? Aber angenommen, er hätte es getan, er wäre mit der geschwächten Armee zum Kampfe angetreten, wen sollte er zum Oberkommandanten ernennen? Einen der größeren deutschen Fürsten vielleicht, einen von jenen, die in völliger Verkennung der Lage fanden, daß der Kampf um das spanische Erbe sie nichts angehe, die dies für eine Privatsache der Habsburger ansahen, deren Hausmacht ihnen ohnehin zu groß war. Einen der älteren unbewährten Generale etwa, oder sollte gar zunächst der Kaiser Leopold selbst das Kommando übernehmen, der ein braver Mann war, ja, aber von Natur aus langsam und bedächtig, dem jeder Entschluß äußerst schwer fiel und dessen Worte: „O du mein Vater im Himmel, wie hasse ich es, Entscheidungen treffen zu müssen“, berühmt geworden sind?

Wie also wäre der spanische Erbfolgekrieg ausgegangen? Markgraf Ludwig von Baden hätte wohl die gesamte Last des Oberbefehls auf sich vereinen müssen; er war ein fähiger und tapferer Soldat, aber es bedurfte in dieser Lage eines genialen Feldherrn nicht nur, sondern auch eines genialen Staatsmannes, und dies beides in einer Person. Das war nun der tapfere Fürst kaum, und der tatsächliche Verlauf des Feldzuges, in dem er ja am Rhein und in Bayern kommandierte, zeigt, daß die wahren militärischen Erfolge, die in dem großen Siege bei Höchstädt am 13. August 1704 und in der Schlacht bei Oudenaarde vom 11. Juli 1708 gipfelten, erst dann erreicht wurden, als an der Seite des englischen Herzogs Marlborough ein Mann stand, der jene beiden Eigenschaften wirklich in sich vereinte. Doch hätte man selbst in kaiserlichen Landen — denn Prinz Eugen ist ja nicht da — solch doppeltes Genie in letzter Stunde noch gefunden, auch dann wären die Siege kaum so erfochten worden, da neben Aufständen da und dort ja immer noch der unbesiegte Türke im Rücken lauerte und drohte.

Und wie erst wäre dies zum Ausdruck gekommen, wenn die Schlacht von Zenta nicht gewesen wäre, denn auch mit jenem Schlage stand der Türke wieder auf, stellte sich in den Jahren 1716 und 1717 im Süden Ungarns, bei Peterwardein und Temesvár zum Kampfe. Es war notwendig, ihn schwer zu schlagen, ja womöglich die stets gefährlich drohende Festung Belgrad zu nehmen. Das kaiserliche Heer schickt sich also dazu an — nicht unter Prinz Eugen — unter irgendeinem anderen. Ja, wohl wieder unter einem tapferen, braven Kriegsmann, aber eben unter irgendeinem. Das Heer geht über die Donau, es steht nun vor der vom Feinde stark besetzten Festung Belgrad, hat rechts und links zwei große Flüsse, ist auf wenige heikle Brücken angewiesen. Da auf einmal Staubwolken von Norden her, Freudenfeuer und Raketen steigen aus der Türkenfestung auf, man hat dort das Entsatzheer erblickt, das heranmarschiert geradeswegs in den

Rücken des kaiserlichen Heeres. Weit überlegen ist der Feind, dazu kommt noch die starke Besetzung von Belgrad, eine Lage, wahrhaft zum Verzweifeln. Und der Oberbefehlshaber — kein Prinz Eugen — ruft seine Generale zusammen; in einem Kriegsrat wird hin und her gesprochen. Wie aus der Falle entkommen? Eine Schlacht wagen mit verkehrter Front und der starken Festung im Rücken? Ein tolles Wagnis, aber des Bleibens ist nicht mehr, also zurück über die Donau, woher man gekommen, auf einer oder zwei Brücken. Und was wäre da wohl geschehen? Das Entsatzheer der Türken hätte fast vor ganz der gleichen Lage gestanden, wie die Kaiserlichen bei Zenta, und die Schlacht mit verkehrtem Vorzeichen geschlagen, die Kaiserlichen im Schwächemoment des Überganges gefaßt worden, und was in der deutschen Geschichte der herrliche Sieg von Belgrad heißt, wäre in ihr vielleicht im Gegenteil ein stolzes Ruhmesblatt für das türkische Heer geworden.

In den Nöten des spanischen Erbfolgekrieges, da das Kriegsglück hin und her schwankte, war schon die Erkenntnis gekommen, daß die Würde eines Reichsmarschalls geschaffen werden müsse, der die Kontingente aller Reichsfürsten unter seine alleinige feste Befehlsgewalt vereinigte, um dadurch aus den von so vielen Staaten und Städten herstammenden, so vielen verschiedenen Fürsten gehorchenden Heeresteilen endlich eine große, starke, geeinigte, selbstbewußte deutsche Armee zu schaffen. Wen aber zu deren Befehlshaber ernennen? Prinz Eugen ist ja nicht da. Einen Habsburgerprinzen? Es gab keinen. Bayern kam nicht in Betracht, es stand ja gar im Feindeslager. Einen Preußen? Übermächtig war dieser Staat damals noch nicht, aber Habsburg hätte dies doch nie zugelassen. Also einen Fürsten der kleinen Staaten. Aber ein solcher kann sich nicht genügend durchsetzen, und der Reichsmarschall bleibt ein Name, eine bloße Würde ohne Inhalt. Wirklich geeignet ist nur ein erfolgreicher, lorbeerumkränzter, junger, tatkräftiger Soldat, nur ein solcher konnte sich unter den damaligen Verhältnissen durchsetzen. Da war es sogar gleichgültig, woher er stammte, wenn er nur diese Eigenschaften aufwies. Denn die Idee ist das Wichtigste und die Erkenntnis der Zusammenfassung aller deutschen Kräfte in einer einzigen tatkräftigen Hand, die keine etwa aus eigenen Wurzeln gezogene Sonderinteressen kennt, sondern sich nur das Wohl der Gesamtheit und des ganzen Reiches vor Augen hält. Der Reichsmarschall mußte sich klar sein, daß Heer und Staat aus einem Guß sein sollen, und mußte sich in Wind und Wetter, Krieg und Tod, gegen Eigendünkel und Sonderinteressen durchsetzen können. So also war im Jahre 1707 Prinz Eugen zum Reichsmarschall ernannt worden ... Verzeihung — ich vergaß, Prinz Eugen ist ja in Frankreich geblieben, bei Ludwig XIV., und alles, was gesagt worden ist, wurde unter der Voraussetzung vorgebracht, daß dieser Prinz zwar in Paris in die Armee eingestellt, aber schon aus des Königs Abneigung gegen seine Mutter und sein Haus trotz Fähigkeiten und mehrfach bewiesener Tapferkeit nicht in leitende Stellung gelangte. Was aber wäre geworden, wenn Prinz Eugen sowohl dem Kaiser gefehlt als auch in Kürze in seinen überragenden Fähigkeiten von Ludwig XIV. erkannt und ihm nun der Oberbefehl des französischen Heeres als einem gegenüber dem zusammengeführten deutschen Reichsheer viel strafferen Körper übertragen worden wäre.

Hätte dies nicht damit enden können, daß sich der König der Franzosen und der Sultan im Herzen der niedergeworfenen und besiegteten deutschen Reichsgebiete die Hand gegeben hätten?

Aber nun genug der „wenn“, „wäre“ und „hätte“. Es sollte ja nur die Anregung gegeben werden, diesen Gedanken weiterzuspinnen, um eben daran besser als durch bloße schon zu Tode gehetzte Lobrede den Wert, die Größe und die Bedeutung der Persönlichkeit Prinz Eugens zu erkennen. Im Deutschland von damals gab es Österreich, Preußen, Bayern usw., unzählige Kleinstaaten und

die ihnen zugehörigen Fürstenhäuser. Jeder und jedes von ihnen vertrat seine Sonderinteressen, und da der Reichsgedanke noch keinen unbedingt überzeugten, kraftvollen Vertreter besaß, so war auch ein deutscher Reichsmarschall unter damaligen Verhältnissen in vollstem Sinne des Wortes und nicht nur als bloßer Name schwer möglich. Gerade nur Prinz Eugen, dem bei aller Treue zu seinem Kaiser doch der Begriff Partikularismus persönlich fernlag, der in seinem staatlichen und militärischen Denken seiner Zeit um zweihundert Jahre voraus war, konnte es möglich sein, eine solche Würde mit wirklichem Inhalt zu erfüllen, gerade weil er damals kein geborener Angehöriger eines der verschiedenen deutschen Stämme, sondern Sonderinteressen gerade seiner fremden Abstammung wegen fernstand. Unter den damaligen Verhältnissen des ungeeinten Deutschlands, die noch lange, unendlich lange andauern sollten, konnte also, so paradox es klingt, ein Fremder unabhängiger denken und der Stellung eines Reichsmarschalls leichter den Inhalt geben, den sie allein haben muß: Energische, kluge, tapfere, zielbewußte, gesamtdeutsche Einheitlichkeit.

Fritz Diettrich:

Gesang an den Morgen

Nun erhebst du dich, der du
Dein heiliges Netz
wirfst ins Gewässer des Dunkels
Und die treibende Erde herausfischst.
Geschlossenen Augs ersteigst du
Die höchsten Gipfel, nach Westen ge-
wendet,
Und öffnest droben der Wimpern
Goldene Gitter.
O neig dich dem Einsamen zu,
Der dir lauscht und vor deiner Nähe
erschauert
Wie vom Tau befallenes Land
Und Teich und Weiden davor!
Was schuldlos ist,
Erlreut sich an deinem Kommen
Und preist deine Herrschaft
mit ungebrochener Stimm'!
Und du verdrängst ihm
Die Wolken mit starkem Hauch
Und spiegelst süß
Dein mildes Licht in den Blumen,
In seinem Gesicht und allem,
Was sich ihm neigt.
Für ihn auch machst du
Die herrliche Erde zurecht
Und prüfst ihre Schönheit
Und schickst sie der Sonne entgegen,
Daß sie im Äther tanzt wie eine
Braut,

Behangen mit blitzendem Schmuck
Und zur Hochzeit belohnen.
Fernab von deinem Walten ist Nacht:
Dort ist das Licht Erinnerung nur
Als tröstliche Gabe auf Gräbern.
Dort stehen in ernste Schleier gehüllt,
Die einst uns in Freuden gezeugt.
Nur selten taucht auf ihr regloses Haupt
Über der Fläche der Welt
In den langen Pausen des Lichtes.
Dann aber halten sie alle
Schweigend zusammen wie schwarze
Wälder am Abend. Zuweilen
Mischen sie sich in die Tage
Und lesen verlorene Körner,
Pflücken vergessene Trauben
Und stampfen im Reigen den Takt.
Ihrer gedenk ich in Demut,
Dieweil du die Erde ins Licht führst,
Ihrer, die mir nicht neiden,
Daß ich in Freuden erglänz'.
Hohe Stiftergestalten
Sind sie geworden in meinem
Herzen. Was wäre der Tag
Ohne die Schwerkraft der Nacht?
Was, was wäre die Erde,
Des Dunkels im Rücken vergessend,
Dem sie entsprungen, bevor
Du sie zum Feste geschmückt?

Ich kann nur glauben, was ich ahne,
Und was ich ahne, ist gewiß.
Der Himmel schwingt die goldne Fahne
Hoch über aller Finsternis.

Sonst weiß ich nichts. Denn vor dem
Grauen,
Der Innenseite dieser Welt,
Hat leidensvoll das Heer der Frauen
Die große Wache ausgestellt

Und hütet, was als Bild geblieben,
als Stimme, als geliebter Hauch
Und hat sich ganz dem Dienst ver-
schrieben
Nach uralt priesterlichem Brauch.

Bedeutend wird, was sie verkünden,
Weil sie im Innern dieser Welt
Am heiligen Umgang sich entzünden
Der unser Sein zusammenhält.

Und wenn die letzte Träne trocken
Und zum Gesetz ward der Verzicht,
Kommt ihr Gespräch nicht mehr ins Stocken
Mit ihm, der aus den Träumen spricht.

Gesang an die Musen

Ihr herrlichen Schwestern, neun an der
Zahl!
Ich traf euch zuletzt in der Schwermut
Des sinkenden Jahres, es raschelten
Eure Füße durchs Laub, und eure Blicke
Waren wie die von Vertriebenen.

Da sammelte sich mein Herz,
Und ich pries euer Walten, daß nicht,
Mit Grausamkeit vollgestopft,
Der Erdstern euer vergesse.
Denn was könnte ich anderes tun,
Als euch der Macht zu entreißen,
Die euch zu fesseln gewillt ist
Aufs Ungewisse hinaus?

Solange die Finsternis währt,
Will ich mich mühen,
Daß eure Locken aufleuchten,
Und euer Antlitz ein Licht sei,
Den Vorrat des Herzens zur Nacht
In heimliche Scheuern zu bergen.

Musen, ihr habt zum Saitenspiel
Mir das Leben gebogen
Und drüber so straff, daß es schmerzte,
Die sieben Töne gespannt!
Nun sind sie ein Gitter,

Durch das der Himmel dringt
Und der Wind geht,
Eine heilige Schranke zugleich,
Die trennt und doch alles vereint.

Musen, o regt euch,
Ihr wahrhaft barmherzigen Schwestern!
Wascht ab in der Brandung des Lieds,
Denn der Wunden sind viel, unsre
Schuld!

Setzt, wie man Wegweiser setzt,
Die weisen Gedanken, daß jeder
Heim zu sich selber find'
Und nach dem Rechten schau!

So seid ihr die Finger Apolls,
Die heilsam, bald ernst und bald heiter,
Gleiten über die Zeit
Und vieles Verstrickte entwirrn.

Gegen das Chaos gesetzt
Ist die heilige Ordnung. O spüret,
Wie ich mit bebendem Mund
Singe, daß keine entweich',
Keine der euren! Denn steh
Ich einst unberaten im Grauen,
Bin ich den Brüdern und mir
Nichts als ein welkendes Blatt.

Kleine Beiträge

Bruno Brehm:

Das Eigene

Nur in der Fremde erkennst du das Eigene, denn es spricht dich so an, als rief man dich unter unbekanntem Menschen immer wieder leise, aber eindringlich, und nur gerade dich, der du dich unerkannt und unbekannt geglaubt, bei deinem Namen. Du bist dem fremden Schönen auf vielen Wegen nachgegangen, du hast dich ihm in manchen stillen Stunden hingegeben, du hast das Glück des gewandelten Landes, des wolkenlosen Himmels, der starken Farben und der anderen Luft voll Freude und Hingabe genossen, du hast dich frei von allen Fesseln und Bindungen gewöhnt: und nun erreicht dich der Ruf, dem du dein Ohr nicht verschließen kannst, wie die Stimme deines Gewissens. Kleine gotische Adlerfibel im Museum einer Schule am Schwarzen Meer zwischen zerbrochenen Figürchen aus Tanagra und kleinen griechischen Öllämpchen, zwischen verstaubten Glasperlen und Scherben griechischer Vasen, kleine Adlerfibel mit dem roten Almandin, deren reichere Schwestern in Schweden, in Frankreich, in Ungarn gefunden worden sind. Klein ist der Edelstein, klein die Fibel. Aber von diesem Glanze, der aus dem Adlauge strahlt, sind die Steine der deutschen Kaiserkrone, sind die wunderbaren Farben der Glasfenster gotischer Kathedralen, ist das unvergeßliche Blau und Rot der Fenster von Chartres, von Rouen und von den wenigen kleinen Resten jener gewaltigen und leuchtenden Kunst, die sich, weil sie zu schön war, selbst zerstört hat. Hier, bei dieser kleinen Fibel unter den so ganz und gar anderen Werken der fremden Völker ist es, als stehe man an einer kleinen Quelle, als stehe man an dem Ursprung jener unwirklichen Schönheit, da sie ihr Wunderwasser aus fremdem Boden in die eigene Kunst einströmen läßt in den Tagen der Jugend. Unverlierbares sickert in jenen frühen Zeiten ein, Ordnung bringen die leuchtenden Farben in das Geschlinge der nordischen Tierleiber, Zeichen sind es, die dir den Weg durch das ruhelose Gewoge weisen. Damals hat unsere Kunst aus Edelsteinen schauen gelernt; aus dem hellen Gold blicken dich dunkle Augen an wie die Augen auf unseren Bildern. Damals hat unsere Kunst das Leuchten gelernt. Nie wieder hat sie ihre Jugendträume vergessen. Immer wird in ihr der Glanz aus einer anderen Tiefe hervorbrechen, immer

wieder wird ihr das Ebenmaß fehlen, nie wird sie von der Oberfläche her zu begreifen sein.

Es war in den Uffizien zu Florenz. Ich war lange vor dem Rundbild der Madonna des Michelangelo gestanden, das die Mutter Gottes, eine kauernde Riesin, darstellt, die, nach rückwärts gedreht, über die rechte Schulter greifend, von Josef den Christusknaben sich reichen läßt. Hinter dieser so reich bewegten und doch streng geschlossenen Gruppe aber lehnten und lugerten an einer niederen Mauer, durch nichts mit der Gruppe vorn verbunden, nackte Jünglinge im hellen Morgenlicht eines Frühlingstages, Jünglinge aus Griechenland, als hielten sie Rast bei ihren Leibesübungen. Ehrfurcht erfüllte mich vor diesem einen vollendeten Bild des Meisters, dessen Fresken der Sixtinischen Kapelle sonst so weit wie Wolken und so unerreichbar über uns schweben. Nun hatte ich ein Werk seiner Hand dicht vor mir, nun sah ich, wie groß er auch im kleinen war.

Weiterschreitend stand ich auf einmal einem großen Bilde gegenüber, das ich wohl schon oft genug in Nachbildungen gesehen, von dem ich aber nie geahnt hatte, daß es mich so ergreifen würde. Es war der Portinari-Altar, den Hugo van der Goes im Jahre 1476 für eine florentinische Kirche im Auftrage eines Vertreters der Medici in Brügge gemalt hatte. Hier war es, wo mich das Eigene so eindringlich anrief, daß mich ein Zittern der Freude befiel, daß mir die Knie zu wanken schienen. Hier war es, wo ich von vielen Stimmen bei meinem Namen, bei meinem Wesen gerufen wurde. Das Mittelstück stellt die Anbetung der Hirten, die beiden Seitenflügel zwei männliche und zwei weibliche Heilige mit der Familie des Stifters dar. Das Mittelbild ist zweiundeinhalb Meter breit und zwei Meter hoch, aber mir schien es nicht nur groß, mir schien es unendlich zu sein. Ich weiß nicht mehr, waren es die leuchtenden Farben, die mich so unendlich beglückten oder waren es ganz vorne die beiden Gläser mit den Blumen vor der goldenen Garbe, waren es die Prunkgewänder und die Flügel der Engel — nein, nein, die Stimme des Eigenen läßt sich nicht so genau schildern, es ist vertrauter Klang, es ist ihr lang vermißter Wohllaut, es ist ein Geheimnis, das einem das Wasser in die Augen treibt. Alle Kühnheit Michelangelos war vergessen, alle Zartheit Botticellis schmolz wie Schnee dahin, das Unwirk-

liche der Engel war wirklicher geworden, und immer wieder strömte es von allen Gesichtern, von allen Blumen, aus allen Falten zu mir herüber: Das sind wir! Das sind wir!

So war es mir nur noch einmal in Venedig und einmal in Paris geschehen. In Venedig hatte ich die großen Gemälde Veroneses und Tintoretts gesehen; die Weite einer großen Stadt, das Rauschen des Meeres war mir aus ihnen entgegengeklungen. Menschen hatten sich gebäumt, waren emporgetragen und herniedergeschmettert worden. Aber da führte mich der Weg durch ein kleines Kämmerchen, und in ihm hingen, gegen die großen Bilder Tintoretts gehalten, vier winzige Bildchen des Hieronymus Bosch. Höllefeuer flammten auf, Felsenzacken standen dunkel vor dem brandroten Himmel, Geschlinge und Geäst stachen in das Bild. Aber all die großen Räume der Venetianer, all ihre gewaltigen Gebärden sanken in nichts zusammen vor diesen Weiten, die in den winzigen Bildchen gefangen waren. Diese Feuer brennen in uns, diese ruhelosen Nächte gehören zu uns, diese Schönheit, die keinen äußeren Schein hat, ist unsere Schönheit.

Die Bilder des Louvre waren nicht gut gehängt. Wie bei einem Vogelhändler zwitscherte, sang, zirpte und trällerte es einem von den Wänden entgegen, einander übertönend, einander störend und unterbrechend. Lange stand ich vor den Wundern des Lionardo, von der Madonna in der Grotte konnte ich mich kaum trennen. Unschlüssig, ob ich doch noch ein Bild ansehen sollte, schlenderte ich weiter — und mit einemmal stand ich vor jenem Werk, das alle andern in diesem Raum vollkommen aufhob: vor dem Barmherzigen Samariter Rembrandts.

Dieses Bild strömte eine so vollkommene Ruhe und Stille aus, daß außer ihm nichts mehr vorhanden war, ja eine Kraft saugte uns so vollkommen auf, daß wir selbst in das Bild versetzt und verzaubert wurden. Wir blickten, ein wenig spätes Abendlicht auf unserem Gesicht, auf den Zehen stehend, über den Rücken des Pferdes auf den andern Burschen, der mit dem Knaben den von den Räubern so übel zugerichteten Mann zur Treppe des Hauses trug, von deren halber Höhe der Samariter unter dem Turban nach dem Geretteten sah. Wir schauten durch das Fenster über den beiden an der Hauswand stehenden Pferden in die untergehende Sonne, denn solch einen stillen Abend, solch ein letztes Leuchten werden wir nicht oft

mehr sehen. Alles Gold unserer vergrabenen Schätze ist wieder da, alles Blicken aus den abendschweren Augen, und gestehe es dir nur ein, der du fassungslos dieses Geheimnis betrachtest, hinter ihm steht die andere, die kühle, die klare Kunst des Südens, die alles so übersichtlich in eine Fläche ordnet. Und dennoch ist dieses Bild mit seinem innerlichen Goldglanz so weit fort von dieser Kunst der Griechen wie kaum ein anderes; und ist ihr auf andere Weise wieder so nah, nämlich ihrem Innersten, nicht ihrer äußeren Sprache, nicht ihrer nackten Gestalt. Aber die blauen Felsen und Berge der Mona Lisa und der Madonna in der Grotte sind ja auch von uns nach dem Süden gewandert, und nirgendwo und nirgendwann geben die Künste mehr als dort, wo sie im Innersten das Wesen der andersgearteten Kunst in sich aufgenommen haben. Von außen her lassen sich die beiden einander so entgegengesetzten Kunstkreise nicht zueinander in ein Verhältnis bringen. Mit schmerzender Deutlichkeit erkannte ich dies in dem großen, ganz aus dem Geiste Vitruvs und Palladios erbauten Rathaus von Campens in Amsterdam. Dieser strenge, klassische Bau, der Rembrandt, jenem neben Shakespeare einzigen von den Formen des Südens vollkommen freien Künstler, wie ein Vertreter jener Gegenwelt angemutet haben muß, war auch seinem größten Bild, dem Gastmahl des Claudius Civilis, zum Verhängnis geworden. Für dieses Rathaus malte Rembrandt jenes bedeutendste Freiheitsbild, jenen Schwur der Verschwörer auf das Schwert im Kampf der Bataver gegen die Römer. Welche grausame Ironie des Schicksals, daß dieses Bild gerade in einen hellen, geheimnislosen, von römischem Geist erfüllten mächtigen Saal hätte kommen sollen. Es war in den lichten Farben seines Altersstiles gemalt, in denen das innere Gold durch alle Hüllen bricht. Die Auftraggeber hatten es abgelehnt. Das Bild war später zerschnitten worden. Das in Stockholm hängende Mittelstück wird sich nie mehr ergänzen lassen, nie werden wir ahnen können, wie sich die leuchtenden Gruppen aus dem geheimnisvollen Dunkel hoben. Wäre dieses Bild uns unverstümmelt erhalten, wir hätten in unserer, von uns so oft verratenen, verstümmelten, verbrannten, gestürzten und verleumdeten Kunst ein stolzes Gegenstück zur Decke der Sixtina gehabt. Dieses Bild hätte die kühle Pracht des Saales gewärmt und durchleuchtet wie ein gotisches Kirchen-

fenster. Aber wir haben unser Wesen doch nie gewollt. Wären wir gegen uns duldsamer gewesen, unsere Bildneri und Malerei stünde mit unserer einzigen Musik auf einer gleichen Stufe. Was ging allein in den Bilderstürmen an leicht verbrennbarer Holzbildneri zugrundel Wie innig verbunden aber gerade unser eigenstes Wesen mit dem Holze ist, das zeigt ein Blick auf eines unserer Orchester, aus dem uns die braunen, hölzernen Geigen wie die Stimmen des Waldes selbst entgegentönen. Dieses von Rembrandt gemalte tiefe Braun enthält für uns den Wohlklang der Erde, und vor ihm verstummt, wenn es das Allerletzte ausspricht, der harte metallene Glanz der Posaunen und Trompeten. Aus diesem wald dunklen Braun der Streichinstrumente klang mir nach dem verlorenen Krieg tröstend in Schweden Haydns Stimme im Kaiserquartett entgegen, und es war mir, als hätte das Heranrücken des großen Korsen diesen alten Mann das Innigste und Letzte, den vollkommensten Wohlklang sagen lassen. Denn so am Herzen der Heimat ruhen kannst du nirgendwo mehr in dieser Welt, als wenn du in der Fremde in unsere Bilder eintrittst und von unseren Klängen umfungen und getröstet wirst.

Ob dir nun in Budapest ein Freund die edelsteingezierten germanischen Fundstücke aus der Völkerwanderungszeit in die zitternde Hand legt, ob du an der Grenze des alten Abendlandes, zu Hermannstadt in Siebenbürgen, vor dem kleinen Bild des van Eyck stehst, ob du in der kahlen Kirche von Goes in Seeland an den Meister Goes und sein unvergleichliches Bild in Florenz denkst, ob du in Reval oder in Stockholm vor einer Plastik des Lübecker Meisters Bernt Notke stehst und auf der Burg zu Krakau die großen Nürnberger Meister bewunderst, überall erreichst dich der Ruf des Eigenen, überall ermahnt er dich, dir selbst treu zu bleiben und dich zu dem Wesen deiner Kunst zu bekennen. Denn stehst du nicht zu ihr, denn liebst du sie nicht, den andern Völkern wird sie vielleicht roh und leidenschaftsverzerrt erscheinen, unmenschlich und fremd.

Denn wir selbst sind ja zu manchen Zeiten roh und ungerecht gegen uns gewesen, und einer unserer Größten, Goethe, auch er war zeitweise befangen in mancher Ungerechtigkeit gegen den Geist unserer Malerei¹⁾. Benz schildert durch

¹⁾ Richard Benz: Goethe und die romantische Kunst. Piper-Verlag, München.

Aufzählung von Briefstellen, Programmen, Streitschriften, Gesuchen, Erläuterungen, diesen bitteren Kampf Goethes und seines Kunstberaters Meyer gegen die romantische und die von ihr wiederentdeckte altdeutsche Malerei. Tragischer Zwiespalt — da doch Goethe mit seiner Beschreibung des Straßburger Münsters, mit seinem Werther, Götz und Faust selber die deutsche Kunst zur Besinnung auf sich selbst erweckt hat. Und später wieder fand er ja auch den Weg zurück, ließ sich erschüttern von den altdeutschen Bildern, die Boisséré ihm zeigte, von den „Tagzeiten“ Philipp Otto Runges. Doch inzwischen wirkte verhängnisvoll jene überwundene Einseitigkeit (gewiß, entsprungen und begründet durch den Bau des einen neuen, des klassischen Weges —) fort, schon hatte die Infragestellung des eigenen Wesens unserer Kunst, ihr Teil beigetragen, die große Flutwelle der Entwicklung zu brechen oder doch zu beirren, zu beengen, während die französische Kunst sich gleichmäßig weiterentwickelte und der spanischen noch zur Zeit Napoleons ein Goya geschenkt wurde.

Porträt eines Dichters:

Fritz Diettrich

Wir haben in unserer Zeitschrift Fritz Diettrich schon oft zu Worte kommen lassen. Er ist einer der wesentlichen jungen deutschen Dichter. Sein Gesamtwerk, das jetzt — am Ende seines vierten Lebensjahrzehnts — im Bärenreiterverlag zu Kassel zu erscheinen beginnt¹⁾, ist aus der deutschen Dichtung, besonders aber der Lyrik, nicht mehr hinwegzudenken. Seine Auffassung des dichterischen Berufs ist ernst, der Weg zum Verständnis seiner Dichtungen daher auch nicht leicht zu finden. Hat man sich aber einmal in seine Art des Schauens, Fühlens, Denkens hineingelebt, ist also seiner Dichtung die Zündung im Herzen seines Lesers oder Hörers geglückt, so will man gern und freudig bei ihm in seiner offenen, geräumigen, festlich-schönen Welt, die dem Ernst-Besinnlichen wie dem Heiteren, dem Strengen wie dem Lieblichen, dem Dunklen wie dem Lichten gleich weit aufgetan ist.

Diettrich ist fast ausschließlich Vers-

¹⁾ Bisher sind, gleichmäßig und erfreulich schön ausgestattet, vier Bände Gedichte („Hirtenflöte“, „Der attische Bogen“, „Güter der Erde“ und „Stern überm Haus“) und drei Bände Dramen („Zwei deutsche Spiele“, „Die Vögel des Aristophanes“, „Die Flügel des Daidalos“) erschienen.

dichter. Seine Prosaveröffentlichungen treten dem Verswort gegenüber völlig zurück. Er führt die Dichtkunst wieder zur Größe und Einfachheit aller ursprünglichen Dichtung, zu ihrer Urzelle, zurück: zum Lied, zum Gedicht. Von ihm geht er auch in seinen Dramen aus. Er ist eine der Stimmen der Selbstbesinnung in unserer mit Prosawerken überschwemmten Literatur, ein Erneuerer der Dichtkunst. Stärkste dichterische Konzentration, Durchformung, Abstreifen alles Unwesentlichen: Dies ist das künstlerische Ziel Diettrichs. Er haßt alle Weitschweifigkeit und Formlosigkeit. Stets dringt er in seinen Dichtungen zum Kern der Dinge vor, um ihn knapp, aber erfüllt darzustellen.

In erster Linie ist Diettrich Lyriker. Seine Gedichte sind die Frucht langjähriger inngigster Umerwerbung der deutschen Sprache. Mit größter Kraft und Ausdauer hat er sich ihre Fülle und ihren Glanz erobert, hat er sich immer tiefer gebildet am Wort. Nach seinem eigenen Bekenntnis hat er, im Bewußtsein seiner dichterischen Verantwortung, auf diesem Wege zu einer immer größeren Reife über tausend Gedichte verworfen, weil sie ihm noch nicht letzte Form zu sein schienen. So kommt es, daß die Dichtungen, die er der Veröffentlichung für wert hielt, reife Früchte sind; jedes der Gedichte ist ein reines kristallenes Gefäß, erfüllt mit lauterem Sprachgut.

Ein mächtiger Sprach-Eros, eine sinnenstarke Freude am Gesang erfüllt sein Dichtwort. Die dichterische Urrerregung ist bei ihm eine musikalische. Aus dem Geiste der Musik will er verstanden sein, von dort her kommt seine Dichtung zur Gestalt, zur Anschauung.

„Das Ohr lauscht tiefer, als das Auge sieht,
Und in den Tönen liegen letzte Funde“²⁾.

Diettrichs Sprache ist oft voll des königlichen Pathos eines Herrschers. Streng, abweisend ist oft seine Gebärde. Befeuert, befügelnd sind seine Aufrufe in der Fülle seiner Hymnen, gelassen und begütigend seine Natur — Adagios, still und zur Besinnung mahnd seine Sprüche. Tausend Stimmen stehen ihm zu Gebote. Bald jagen die Verse in stürmenden Rhythmen dahin, bald tropfen die Worte schwer und verhalten auf uns herab, bald sind sie nur ein zarter Hauch, eine „geträumte Zeile“. In allen Gedichten aber, auch den stillen, besinnlichen, verrät sich seine starke manngeistige Kraft; an junge Menschen und an

Männer richtet der Dichter vor allem sein Wort.

Häufig beginnt er seine Gedichte mit einer imperatorischen Geste, mit einem vollgriffigen Akkord, etwa so: „An Euch den Weckruf, Kentauren!“ oder: „Hört an! Wir sitzen auf dem Löwen und singen!“ oder: „Neuerer, wohl des Gesanges bedarf's“. So beginnt Beethoven manches seiner Werke, mit solchem Aufruf, solchem zusammenreißen den Klang. Vielstimmigkeit, Sich-Durchkreuzen der Motive, rhythmische Verschiebungen, Zusammenfassen der Stimmen zu einem mächtigen Ausklangsakkord: Diese und andere Parallelen zur Musik finden sich mannigfach bei Diettrich.

Mit dieser sprachmusikalischen Gewalt verschmilzt nun eine herrliche Anschauungskraft, die Bilder von bezaubernder Schönheit und Sicherheit, oftmals auch großer Kühnheit auszulösen vermag. Diese Anschauungskraft gibt den Gedichten ihre starke, lebensvolle Plastizität, während das Musikalische ihnen den transzendenten Schimmer, die Hindeutung auf das Unendliche, Unnennbare verleiht.

Dort wo sich diese Anschauungskraft von dem musikalischen Untergrund der Dichtung loszulösen beginnt, wo der Künstler sie willentlich steigert, glücken ihm meisterliche, von vitaler Kraft erfüllte, dramatisch bewegte Schilderungen. So stellt er in einem seiner erzählenden Gedichte eine Bauernhochzeit dar, die in Saft und Kraft an Gemälde flämischer Bauernmaler erinnert. In diesem Zusammenhang sei auch an das in Form eines Barockchorals gedichtete „Lied am Herde“ erinnert, das wir in der Märznummer 1939 unserer Zeitschrift brachten; dort malte der Dichter auf dem Hintergrunde tiefer Weltbetrachtung mit Humor und Behagen die Lust an irdischer Speise in heiteren Bildern aus.

Das dritte Element seiner Muse, das Band, welches Anschauungskraft und Musikalität eint, ist die Gedanklichkeit. An Gedanken ist Fritz Diettrich überreich. Oft entquellen ihm Spruchweisheiten. Und meist ist das Symbol, das treffende Bild, zugleich mit dem Gedanken geboren, das oft so stark ist, daß jede Erinnerung an „Bild“, an Gleichnis, verschwindet. Diettrich ist ein Ideengestalter, ein Schauender, der, wie alte mythische Dichter, „mit den Augen und den Ohren zu denken“ weiß. Untrennbar zumeist, zu einer Dreieinigkeit, fügen sich Wortmusik, Bild und Gedanke zusammen. Als Beispiel hierfür sei folgendes Gedicht aus dem „Attischen Bogen“ wiedergegeben:

²⁾ Aus einem — noch unveröffentlichten — Sonnett.

Apoll.

Niemand hört,
 Ich aber lehne hinüber
 Vom Schlag der Laute betört,
 Der Lichtgott singt und beschwört.
 Die Herzen der Blumen schnelleren Gangs,
 Die Vögel verhaltenen Überschwangs,
 Die Sonne hell auf den Flügeln des Klangs,
 Den such ich, der mit mir hört,
 Den Menschen, vom Liede betört.

Im Lichte nur gilt, wer zum Licht erwacht
 Und das Herz nicht dämmt, wenn es
 schenkend entfacht,
 Allein ist der Tod, das Grab und die Nacht,
 Den such ich, der mit mir hört,
 Den Menschen, vom Liede betört.

Weh, ich höre allein
 Und glaubte mit vielen zu sein!
 Die Ohren sind zu wie das Tor in der Nacht,
 Die Augen verhängt, die im Lichte gelacht,
 Und die Lippen, die Küsse zu Küssen ge-
 bracht,
 Sind schmal und zucken verstört,
 Der Lichtgott singt und beschwört.

Wenn jäh sein Sang unterbricht,
 Eröffnet er streng das Gericht,
 Vertauscht ist die Laute mit Bogen und
 Pfeil,
 Verloschen des Lichtes unendliches Heil,
 Die Saite wird Sehne, das Leid unser Teil,
 Es dunkelt der Gott und zerstört,
 Und keiner ist, der ihn nicht hört.

Dieses Gedicht, das man laut lesen muß, um seine ganze Schönheit erfüllen zu können, ist auch noch in anderer Hinsicht beispielgebend. Die Dichtung Diettrichs ist nicht die Darstellung privaten Fühlens. Er ist kein rührsamer, in Illusionen verschwebender Schwärmer, ebensowenig aber auch ein realistischer Ausmaler konkreter Erlebnisse. Diettrich ist ein „objektiver“ Dichter, er dichtet mythisch, nicht subjektiv. Er scheut die Darstellung des Persönlichen, nur ihn selbst Angehenden. (Der sich „Ich“ im Apoll-Gedicht nennt, ist nicht etwa der Privatmann Diettrich, sondern der Dichterkünstler schlechthin, der als einziger, einsam und ohne mitfühlende Gemeinschaft den Lichtgott Apoll hört.) Die geheime Urzelle alles lebendigen Wortes, das Erlebnis, die Seelenerfahrung, soll nicht an das Licht gezerrt werden, wohl aber wirkt sie geheim im Worte mit, wird erhöht ins Symbolische, Geistgestaltete und verliert so allen Beigeschmack des Schwärmerisch-Verzückten. Herbes und Strenges haftet den meisten Dichtungen Diettrichs an, und ihre Zärtlich-

keit ist eine heimliche, versteckte — ein „Entrückter“ schrieb sie, einer, der weit, weit zurücktritt von seinem Erleben und es aus dieser fernen Schau gereinigt im Liede einfängt. Die Gedichte Diettrichs haben damit das Abweisende, Keusche, Unverdorbene aller echten Mythenkunst und bewahren darum in ihrem Wortleib den lauterer Quell ursprünglichen geistigen Lebens. Der Dichter will erraten sein, aber wer ihn errät, fühlt die Gluten, die Sehnsüchte, den pochenden Eros in allem Gedanklichen, in Wort und Bild (Gestalt) Verstecktem.

Damit sind wir schon zur Betrachtung des Inhaltlichen seiner Kunst gelangt. Diettrichs Themen und Motive sind sehr mannigfaltig, entsprechend seiner erregbaren, starken künstlerischen Phantasie. Sie wachsen ihm zu aus dem Geschehen unserer Tage, aus persönlichen Erfahrungen, aus Sage und Geschichte und besonders auch aus dem Erlebnis der Natur. Mit allem, was war und ist, ist der Dichter lebendig verbunden. Die Gestalt, das Thema ist dabei für ihn, den musikdurchdrungenen Dichter, nicht das Letzte. Gestalt ist ihm, abstrakt — nüchtern ausgedrückt, ein Kräfteknottenpunkt im Kosmos, der sich aus dem ewigen Flusse des Geschehens bildet und dorthin zurückkehrt. Er liebt den Gestaltenwandel. Bezeichnend sind hierfür Gedichte wie „Legende im Sommer“ oder der Anfang von „Antike“. Hinter aller Gestalt, allem Wandel und Wechsel der Bilder, spürt der Dichter nun aber ein ordnendes Geheimnis, eine Welt der Urbilder hinter allem sinnfälligem Geschehen.

Dieses Geheimnis hinter den Dingen — nennen wir's Gott, nennen wir's Geist oder irgendwie anders: der Name sei gleichgültig — ist das tragende Element, der ruhende Pol, aus dem Diettrichs Kunst stammt. Er ist ein religiös gebundener Dichter, doch ist sein Glauben nicht verengt durch Konfessionen und Dogmen; er ist auch nicht Schwärmerei und Frömmelei, er ist vielmehr das Spüren der unsichtbaren Welt und das Vertrauen in ihre tragende, tröstende, stets von neuem bildende, gestaltende, sichtbar machende Kraft. So auch in seiner Naturlyrik:

Z u s p r u c h :

Gehe hinein! Unendliche Fernen sind
 gespannt.
 Kühle dein Haupt in den Winden.
 Vogels Gesang ist die ewige Lockung
 über dir,
 Hänge dein Ohr daran,
 Daß du dein Seufzen verlierst.

Lege dein Herz getrost in die sanfteste Wiege,

Wenn dich die Erde nicht stärkt,
Wenn dich der Baum nicht belehrt,
Wenn dich die Quelle nicht netzt,
Was verbleibt dir zur Heilung?

Niemals haben die Götter aufgehört,
Untereinander eifern sie,
Dir am nächsten zu sein³⁾.

Und so nun sieht der Künstler den Sinn der Welt; als Kampf und Ausgleich zwischen Licht und Finsternis, Leben und Tod, Sinnenlust und Himmelsbotschaft, zwischen dem Dämonischen und der dem Menschen, besonders dem Künstler, verliehenen Schöpferkraft. Unerschöpflich sind diese polaren Verflechtungen des Daseins, und immer wieder gestaltet der Dichter dieses Widerspiel und die Verknüpfung der Kräfte, am herrlichsten dort, wo er die sieghafte Macht des Dichters besingt, der den Streit der Elementarmächte zu schlichten berufen ist.

Der Dichter Diettrich weiß um den Grund alles Schöpferischen: um das Leid, die chaotische Zerklüftung, die zerstörenden Lavamächte der Tiefe. Die schöpferisch zeugende Manneskraft läßt sich jedoch nicht beirren, sie greift ein und ordnet heldisch die Welt. Hier, in diesem mannhaft starken Glauben an die Siegermacht des Lichtgeistes über das Chaos, wurzelt das Heroische der Dichtung Diettrichs. Hier gewinnt er auch die Kraft, Menschenleid und Menschenfreude mitzutragen und als Sänger seinem Volke zu dienen. Denn nicht um einen Kultus der schönen Aussage, um einen privaten Ästhetismus ist es ihm zu tun, vielmehr will er erwecken, entflammen, den Hörer verwandeln, ihn zur Besinnung und zur Tat begeistern.

„Wage, Gewalten zu stauen
Mitten im Blutgeruch!
Leg in Ketten das Grauen,
Sprich den rettenden Spruch⁴⁾!“

Diettrich ist daher auch im Gehalt seiner Dichtungen ein Dichter der Jugend, besonders der männlichen Jugend. Er sucht den jungen, unverbildeten, aber bildsamen, musisch empfänglichen Geist, der sich an der mythischen Deutung der Welt zu entzünden vermag.

Aus dieser Haltung heraus, verbunden mit seinem fanatischen Willen zur geprägten Form, ist Fritz Diettrich zur griechischen

Antike gekommen⁵⁾. Sie nimmt eine Sonderstellung bei ihm ein. Denn ihren Gestalten hat er die größte Zahl seiner Gedichte, darunter seine bedeutendsten, gewidmet. Es ist keine ästhetische Spielerei, kein literarischer Überwurf, wenn er die griechische Welt neu belebt. Dies ist auch keine Flucht aus der Gegenwart in vergangene, uns nichts mehr angehende Zeiten. Vielmehr ist Diettrich zur Antike geradezu getrieben worden, und zwar, weil in einer Zeit deutscher Zerrissenheit für ihn das Mythische dort seinen kraftvollen, hellsten, heiligsten Niederschlag fand, und weil er von dort aus dazu beitragen wollte, die Zeit zu sich selbst finden zu lassen. In den „Gedankengestalten“ der Griechen, ihren Göttern, ihren Mythen, fand er reiche, fruchtbare Symbole, in denen ewigmenschliche Wahrheiten verborgen liegen. Ihnen spürt er nach, und er ist hierin kein geringer Entdecker. Sein Verhältnis zur Antike ist etwa das Bachofens und des jungen Nietzsche zu ihr. Gerade die Tiefenkräfte des griechischen Geistes, die Abgründe, aus denen dem Griechen seine Gestaltungen erwachsen, sind ihm Anreiz zur Darstellung. Lest unter diesem Blickpunkt etwa die „Kentaurische Nacht“, ein Gedicht, in dem die Wildheit der Sinnenkräfte rast, oder beachtet, woher Aphrodite im Gedicht „Göttin im Schilf“ kam und wohin sie zurückkehrt: in das Gestaltlose, in den Sumpf.

Das griechische Altertum verliert in solcher Schau alles Schimmelig-Philologenhafte, es wird gegenwärtig, ja sogar „aktuell“. Auch in ihm sieht Diettrich die Gegenwart, seine Dichtung ist auch hier, wie sonst überall, zeitnahe Dichtung.

³⁾ Bevor Diettrich in der griechischen Mythologie die Bilder aufgriff, die er in Wort und Gedanken mit neuem Leben erfüllte, hatte er im tiefsten Zusammenhang der zwanziger Jahre in der christlichen Mythologie nach einem neuen Halt gesucht. Der Band „Stern überm Haus“ stammt aus dieser Zeit. Wir sehen darin nur ein in der Vergangenheit verhaftetes Suchen auf einem Weg zu seiner endgültigen Ausdrucksform. Wir können mit den Gedanken dieses Bandes heute nichts mehr beginnen, es wäre jedoch engherzig, wollten wir das Erhabenheit des Dichters über die konfessionellen Niederungen nicht erkennen und seine Hingabe an die antike heidnische Gedankenwelt nicht beachten, zu einer Zeit, da unter Millionen erst Tausende die innere Sicherheit auf dem Weg zur völkischen Erneuerung gefunden hatten. In diesem Band wiederholt Fritz Diettrich im übrigen nur, was vor ihm auf ihre vollendete Weise schon Michelangelo, Grünewald, Veit Stoß oder Goethe getan haben. In der Rück Erinnerung wieder Halt zu finden, wies wohl in den zwanziger Jahren keinen neuen schöpferischen Weg, stellt aber keine „Belastung“ dar, die auf die Beurteilung einer künstlerischen Potenz vom Range Diettrichs entscheidenden Einfluß gewänne.

Die Schriftleitung.

¹⁾ Aus dem Bande „Hirtenflöte“.

²⁾ Aus dem Gedicht: „Bootischer Spruch“ im „Attischen Bogen“.

So, wie Dietrich in den der Antike gewidmeten Gedichten eine vergangene Welt gegenwärtig macht, hat er umgekehrt Erlebnisse des Zeitgeschehens ins Mythische entrückt, spricht er dessen „Gesetz“, dessen „Unsterbliche Seite“ aus, ohne sich in konkrete Einzelschilderungen zu verlieren.

Dietrich ist nun, vom Gedichte her, noch zu einer anderen Darstellungsart gekommen, zum Drama. Ansatzpunkte hierfür waren in seinen Gedichten stets zu spüren. Das oben wiedergegebene Apoll-Gedicht ist — neben anderem — auch eine Szene voller energiegeladener, dramatischer Spannung und Auslösung. Die in vielen Gedichten spürbare kraftvolle Leidenschaftlichkeit und bewegte Anschauungskraft ließ bereits vermuten, daß Dietrich zur vollen Befreiung seines Dichtertums über die Urzelle der Dichtkunst, das Lied, in die Welt der Dramen hinausgreifen werde. Der Bärenreiter-Verlag legt nun einige dramatische Arbeiten vor. Da ist zunächst eine poetische, humor-durchtränkte Dramatisierung der *Beowulf*sage, geschrieben für eine Marionettenbühne, wobei der Kaspar fröhliche Auferstehung feiert. Das Stück, in seinen humorvollen Abschnitten zum Teil in Prosa, im übrigen in Versen geschrieben, gibt, durch das Fenster der Sage hindurch, manchen Blick auf das allgemeine Weltgetriebe frei.

Ferner liegt, in einem besonderen Bande, eine freie Nachdichtung der köstlichsten attischen Komödie vor, der „Vögel des Aristophanes“. In diese Bearbeitung hat Dietrich all seinen Humor und Witz eingepflegt, der in den Gedichten nur selten in Erscheinung trat. Seine sinnstarke Vitalität treibt hier den Schalksnarren, den Eulenspiegel aus ihm heraus, und der feiert in den fünf Akten des Spiels herrliche Triumphe. Versöhnliche Weisheit, Güte, ist auch in diesen saft- und kraftvollen, völlig unprüden, phantastischen Unband eingehaucht, und echtste Lyrik feiert in den formvollen, ja eleganten gereimten Versen dieses Spiels oftmals ihre Freudenfeste. Der Übermut des Stücks wird niemals ätzend, sarkastisch, beißend, so beziehungsreich, anspielend die Satire auch sein mag, er bleibt, bei allem Geist und Witz, ein jugenhaft-mutwilliges, sonnenhaft durchleuchtetes Umhertollen eines glückbringenden, liebenswürdigen Spottvogels und — echten Dichters.

In einem weiteren Bande legt Dietrich eine Tragödie: „Die Flügel des Daidalos“ vor. Sie ist ein recht wesent-

licher Beitrag zum modernen Drama. Der antike Schicksalsgedanke lebt hier wieder auf. Gestalten von mythischer Größe treten auf: so der fluchbeladene Daidalos, die Gestalt des Priester-Königs Minos, oder die der Argaia, der Mutter des von Daidalos gemordeten Talos, oder die grausig-großartige Pasiphae. Das Drama will nicht seelische Konflikte aufstellen und lösen, sondern das Geschehen vollzieht sich gewissermaßen außerhalb der Gestalten des Stücks, sie sind nur die Figuren auf dem Schachbrett, die ein Höherer — Apoll — zieht. Über das Verhältnis Dietrichs zur Antike, über seinen Gottglauben gibt dieses, um das Problem von Schuld und Sühne tief ringende, in geballten Versen gedichtete reife Werk besonderen Aufschluß. Hoffen wir, daß eine tatfreudige Bühne es bald aus der Starre des „Lesedramas“ erlösen und die Aufführung wagen wird.

Das Gesamtwerk Dietrichs, wie wir es bis heute übersehen können, ist, bei allem Reichtum, aller inneren Fülle des Dichters, von großer innerer Einheitlichkeit. Wir spüren: Hier dichtet ein sich selbst getreuer, gegen sich und die Welt wahrhaftiger, billigem Scheine abholder Künstler, der unserer liebenden, vertrauenden Verehrung würdig ist. Jede Konjunktur verschmähend, nicht um die Gunst des Lesers durch einschmeichelnde, leicht eingehende Arbeiten buhlend, sammelt er — jedenfalls ganz überwiegend — alle Kraft im goldenen Gefäße des Verswortes, sei es im lyrischen Gedicht, sei es im Drama. Auf diesem schweren, steilen Wege vermag er es, seine Hörer hinzuführen zu den Höhen der „Götter“, wo sie sich sichtbar machen.

„Und schmelzen in goldenen Tiegeln
Bei der Flamme Gesang
neu die zerfallene Welt.“

Hermann K. Werner.

Gerhard Schumann:

Krieg und Dichtung

Im Lärm der Schlachten verstummen die Musen. Müssen sie verstummen vor der gewaltigen Größe des Schicksals? Muß der Dichter schweigen vor Grauen und Not des Krieges, oder anders gefragt: ist dichterische Schöpfung in dieser Zeit überhaupt möglich, und zwar vom Dichter selbst aus gesehen vor dem innersten Gewissen eines schöpferischen Menschen?

Daß eine Pflege der Künste, aller Künste in der Heimat heute mehr denn je notwen-



Hugo van der Goe:
Anbetung der Hirten
(Florenz, Uffizien)



Die Fahne des
Prinzen Eugen

dig, ja selbstverständlich ist, darüber kann kein Zweifel bestehen. Theater, Konzerte, Bücher, Bildwerke, sie schenken den hart arbeitenden und treu kämpfenden Menschen in diesen Kriegszeiten Entspannung, Kraft, Trost und Auferbauung. Freilich denke ich, die Museen dürften oft noch mehr der Tiefe als der Oberfläche dienen, mehr der Sammlung als der Zerstreuung, mehr der Haltung als der Unterhaltung...

Der Krieg ist die große Bewährungsprobe für jeden deutschen Menschen überhaupt und doppelte Bewährungsprobe für einen Menschen, der Stimme sein will für viele, Deuter der Zeit, Verkünder ihres Willens und Vollbringens.

Und da kann ich nur eines sagen: zuerst vergeht einem anständigen Menschen das Dichten gründlich vor der unbarmherzigen Wirklichkeit des Krieges, vor der Panzerfaust des Todes. Er wird stumm. Er muß dies alles erst ertragen, bestehen lernen, verkraften, wie man bei uns sagt. Er muß es eine Kraft werden lassen...

Ich denke nicht an die hurtigen Hurra-Barden, die wie stets in solchen Zeiten mit hinterm Ofen warm gehaltener Begeisterung patriotische Ermunterungsgesänge ins Volk schleudern, mit schrillen Tönen zu Opfern auffordernd, die sie selbst aus unverständlichen Gründen nicht zu bringen gewillt sind. Ich möchte diese Kriegsschlag-Dichter und -Komponisten einmal in der vorderen Linie sehen beim Angriff oder bei der Abwehr — oder vielmehr ich möchte sie lieber nicht sehen. Das Bild würde wohl zu kläglich sein oder aber: das Erlebnis würde sie umwerfen, umschmelzen, umkrepeln, zu Männern machen, zu Soldaten. Dann würden sie sich schämen und anfangen zu schweigen.

Im Raum der Ehrfurcht bewegt sich der schöpferische Mensch wie immer so besonders im Krieg, der alles Menschliche in

seine höchsten Aufgipfelungen hinauftreibt, im Guten und im Bösen. Ja, im Krieg steht er in der innersten Herzkammer der Ehrfurcht, in diesem Fegefeuer, das nie ein Sowohl-als-auch, sondern stets nur ein Entweder-oder zuläßt.

Ehrfurcht vor dem unendlichen Leid in dieser Welt, Ehrfurcht vor der schweigenden Größe des Opfers, Ehrfurcht vor der stummen Majestät des Todes.

So wird er schweigen müssen und seine Pflicht tun, sich bewähren als Mensch, als Mann, als Soldat. Sich bewähren im dumpfen Takt übermenschlich harter Märsche, sich bewähren in der Todesjagd von Meldegängen, sich bewähren in den nervenspannenden Abenteuern der Spähtrupps, sich bewähren im brausenden Sturm der Angriffe, im lärmenden Feuerhagel des Abwehrkampfes, sich bewähren in der Todes einsamkeit, vorgeschobener Sicherungen, sich bewähren vor der zuckenden Qual der verwundeten und sterbenden Kameraden.

Dies alles wird er mit zuerst tief erschrockenen Augen sehen, dann wird sein Blick härter werden und sein Herz fester, und er wird schauen mit einem heilig nüchternen Blick und alles still in sich hinein nehmen.

Und dann kommt vielleicht eines Tages ein innerer Befehl. Er ist nicht zu überhören. Man ist so still geworden, so feinhörig, so scharfsichtig, mit einem wachen Spürsinn für das Notwendige. Da kommt nun eines Tages der innere Befehl: das Hereingenommene will heraustreten, das Angeschaute will Bild werden, das Bestandene will Bestand haben, das Leben will verdichtet sein. Dann, und nur dann mag eine Dichtung, eine Musik, ein Bild entstehen, das ein Mahnmal wird, Männerseelen zu erheben und Frauenherzen zu trösten.

Neue Bücher

Zertrümmerte Wissenschaft

Zu einem aktuellen Buch des Frhrn. v. Richthofen

Genosse Stalin sagt: „Eines von diesen Gebieten, das die äußeren und inneren Klassenfeinde auszunutzen können, um sich gegenseitig die Hand zu reichen, ist die Wissenschaft. Dank der nicht immer genügenden bolschewistischen Wachsamkeit haben die bourgeois apologetischen Theorien die Möglichkeit, auch in die sowjetische Wissenschaft einzudringen, wobei sie sich als marxistisch-leninistisch tarnen; sie nisten sich ein dort, wo der Mangel an klassenbewußten Kulturkräften ihnen einen günstigen Boden bietet. In den nationalen Republiken be-

rührt sich der Klassenfeind an der wissenschaftlichen Front nicht selten in seiner Schädigungsarbeit mit den revolutionären nationalistischen Elementen.“

Mit wenigen Worten hat hier der einst allmächtige Beherrscher des Kreml das Verhältnis der Lehre seines Meisters zur Wissenschaft umrissen, im besonderen die Schwierigkeit aufgezeigt, daß nach der Revolution keine eigene Wissenschaft vorhanden war und die überlieferte Anschauung so lange teils geduldet, teils verfolgt, das Feld behauptete, bis die Parteigrößen ihre dialektisch-materialistische Gedankenwelt der Wissenschaft ihren Einrichtungen und vor allem der Jugend aufzwangen.

Über diese Entwicklung gibt im Osteuropa-Ver-

lag in Königsberg ein bereits 1938 erschienenes Werk des Universitätsprofessors Rittmeister Bolko Freiherr von Richthofen Auskunft, das als Sammelwerk mit Beiträgen namhafter in- und ausländischer Wissenschaftler den Titel trägt: „Bolschewistische Wissenschaft und Kulturpolitik.“ Die Beurteilung, die Themen wie „Das Schicksal der Heimatforschung“, Sowjetpädagogik, Ukrainisches Gelehrtdasein, Psychologie oder Geschichtswissenschaft hier erfahren, hat sich durch das Erlebnis in Sowjetrußland im Verlauf dieses Feldzuges voll bestätigt. Gerade auf dem Gebiet der Pädagogik zeigt sich, wie Wirtschuk in einer vorzüglichen Arbeit nachweist, daß das Proletariat für sein pädagogisches System kein Vorbild gehabt hat und gezwungen war, ein neues Gebäude aufzubauen. Als Mittel zum Zweck bediente sich das leninistische System der Schule, deren Ziel es war, den technischen Menschen (Hominem technicum) auszubilden, der die Natur zu beherrschen vermag, ihre Schätze und Kräfte auswertet und nicht im Jenseitigen und Ubersinnlichen seine innere Erfüllung findet. Das Leben wird mechanisiert, die Zivilisation ist Trumpf, obgleich sie selbst geringe Fortschritte macht, und die Welt der Gefühle ist als bourgeoise Reaktion und orthodoxe Rückständigkeit verschrien. Ein bolschewistischer Prophet, Genosse Rhappo, hat das Schulwesen als „nichts anderes als ein organischer Bestandteil des gesamten Produktionsprozesses, welcher im kommunistischen Staat ein einheitliches Unternehmen, „eine Riesenfabrik“ darstellt“, bezeichnet. Besonders hinterhältig war es, daß sich der Bolschewismus, um an die Macht zu kommen, der Unabhängigkeitsideen und -bestrebungen der von den Großrussen unterdrückten Völker bediente, dann aber die versprochene Autonomie im Bereich von Erziehung und Wissenschaft brutal erwürgte. Der oben schon zitierte Wirtschuk weist sehr einleuchtend auf die großen charakterlichen Unterschiede zwischen Ukrainern und Russen hin. Erstere besitzen einen dem Wirklichkeitssinn oft abgewandten großen Idealismus mit starken individualistischen Neigungen, letztere haben in ihrem von der Natur bestimmten Wesen schon kollektivistische Neigungen. Die Bolschewisten vermissen sehr eine gut entwickelte marxistische Sprachwissenschaft, um in der Wissenschaft nicht auf alten Formulierungen herumreiten zu müssen. Auch mit der „Kommunistischen Akademie“ hat man offensichtlich wenig Erfolge erzielt. Erschütternd ist nur, wie auf allen wissenschaftlichen Disziplinen das gleiche traurige Bild des allmählichen systematischen Abwürgens zu beobachten ist, das mit Beginn der dreißiger Jahre einem vollkommenen Zusammenbruch gleichkommt. Lediglich die Dichter Georgijewna wagen durch Spott oder bewußte Abwendung, die Muse einigermaßen rein zu halten. Freiherr von Richthofen erinnert zusammenfassend an die verderbliche Rolle der Juden und zitiert aus dem amtlichen englischen Weißbuch von 1919 den Bericht eines niederländischen Gesandten, der den Einfluß des Juden auf den Bolschewismus treffend zeichnet und zu dem Schluß kommt: „Die einzige Möglichkeit, durch die diese Gefahr abgewandt werden könnte, wäre eine gemeinsame Aktion aller Mächte.“ So hat diese Publikation, deren Gedankengänge hier nur angedeutet werden konnten, einen unvermindert aktuellen Wert.

Günter Kaufmann.

Heinrich Zillich über Siebenbürgen

Für dieses schöne Buch von Heinrich Zillich „Siebenbürgen und seine Wehrbauten“, Baugeschichte, erschienen in der Reihe der „Blauen Bücher“, Verlag Karl Robert Langewiesche, dessen spannenden Text wir ebenso aufmerksam aufnehmen wie wir die Abbildungen alter deutscher Kulturdenkmäler andächtig betrachten, danken wir aus zweierlei Gründen: Erstens versteht Zillich, durch

seine illustrierte, moderne Geschichtsbetrachtung über seine Heimat an der Brechung der kleindeutschen Geschichtsauffassung mitzuhelfen. Die Augen öffnen sich vor kolonialistischer Südostarbeit und einer unwandelbaren völkischen Treue, die stärker war als Verlockungen während der mittelalterlichen Glaubenskämpfe oder der Revolutionszeiten um 1848. Sie ahnen die Macht des Reiches, die einst von Wien ausstrahlte, lassen die hier begangenen politischen Fehler, aber auch die Verdienste Habsburgs, Kurzsichtigkeiten Preußens und des Frankfurter Parlaments erkennen. Hier muß man begreifen, daß das Studium der Geschichte Siebenbürgens ebenso wie des deutschen Ordensstaates in Kurland und Livland in unseren Schulen wichtiger ist als fürstliche Haus- und Hofgeschichte der binnendeutschen Heimat.

Zweitens wird am Beispiel siebenbürgischer Geschichte uns und den anderen Völkern die abendländische Mission des Reiches in Gegenwart und Zukunft deutlich. Aus den Erfahrungen auf solchen Vorposten muß der seelische und politische Baustoff für das neue Europa gewonnen werden. Hier kann Instinkt und politisches Fingerspitzengefühl geschult werden. In eherner Sprache verkündet die Geschichte der Jahrhunderte, daß Siebenbürgen „die Bergfeste Europas“, wie Zillich dieses Bollwerk gegen Asien bezeichnet, stets die Ausstrahlungskraft einer deutschen Kulturleistung bewies, daß, solange das Reich seine schützende Hand über Siebenbürgen hielt, im Donauraum Friede und Wohlstand aufblühen — und daß, wo Verrat, wie unter dem Skythen Johann Zápolya, sein Unwesen trieb, hier um kleiner chauvinistischer Großmannsucht Europa verlorenging und die Vielzahl der dort wohnenden Völker in ihrer Gesamtheit der Fremdherrschaft unterlegen. Glück und Blüte aller Völker Südosteuropas sind stets an die ausgleichende mächtige Mitte Europas, das schützende Reich, gebunden. Geht seine Kraft verloren, helfen die Stämme an der Donau gar noch daran mit, so schaufeln sie an ihren eigenen Gräbern.

Zillichs Buch ist von Liebe diktiert und mit Herzblut geschrieben. Wer vermöchte leidenschaftlicher und aufrichtiger als er, der große Sohn seiner Heimat, die ruhmvolle, leidvolle Vergangenheit der fernen Gauen des Reiches wieder lebendig werden zu lassen. Daß keine Polemik oder gefühlmäßige Schärfe, sondern nur Tatsachen aufscheinen, ergibt sich aus dem unwandelbaren Interesse des alten wie neuen Reiches, in diesem Völkergarten Europas Friedensstifter zu sein und wahre Kultur zu fördern. Daß aber noch üppig wuchernder, kurzsichtiger Chauvinismus heute keine Berechtigung in diesem erstmals geteilten Bergland besitzt, das manifestiert das deutsche Blut, das in diesem Raum für andere Völker geopfert wurde und stets verbunden hat, was sonst geschieden wäre. Die Grenzen gleichen, wie Zillich sagt, eher offenen Zäunen als versperrten Mauern — darüber zu wachen bleibt Aufgabe des Reiches. Es hat in der Vergangenheit, wie aus dem Buch Zillichs hervorgeht, öfter Nationen des Südostens unter seinem Schutz zu ihrem Glück zwingen und gegen Feinde bewahren müssen. Die politische Emanzipation der einzelnen Völker im letzten Jahrhundert sollte nun für die Zukunft gerade aus der Lehre der Geschichte überall Einsicht und Weitblick verbreiten helfen. G. K.

Die Grenzen des Reiches

Der eben erscheinende zweite Band von Karl Brandis großer Biographie Karls V. gibt Gelegenheit, noch einmal auch auf den ersten zu verweisen: Karl Brandis, Kaiser Karl V. Werden und Schicksale einer Persönlichkeit und eines Weltreiches. (Verlag Bruckmann München), der übrigens nunmehr in dritter Auflage vorliegt. Während der zweite Band eine ausgebreitete Darlegung und Erörterung der Quellen und der Probleme bringt, die

einen weiteren Leserkreis nur unter ganz bestimmten Gesichtspunkten interessieren, enthält der erste die große Lebensgeschichte des problematischsten Kaisers auf dem Throne des Reiches. Gerade heute ruft uns diese Gestalt eine Fülle von Fragen zu, die uns nicht mehr loslassen, weil sie, abgewandelt, ja auch die gegenwärtige Stunde der neuen Reichsbildung beherrschen. In Karls Reich ging die Sonne nicht unter — aber war dieses imperiale Reich wirklich ein deutsches Reich, und wo liegt die organische Begrenzung des Reichs überhaupt? Karl kam aus halb-fremdem Blut und halb-fremdem Erziehungsraum — woher rührt es, daß sich das Reich ihm, und nicht er sich dem Reich angepaßt hat? War die innerste Kraft des Reichs denn wirklich bei ihm — oder war sie reiner, wenn auch ungeformter bei dem Mönch aus Wittenberg, der mit seinem Aufstand eine neue Ordnung suchte?

Die Urfragen jeder deutschen Reichsbildung werden so an der Gestalt dieses zwiespältigen Kaisers sichtbar. Man kann nicht sagen, daß Brandi sie in diesem aktuellen Sinn abgehandelt und aktuell beantwortet hätte. Seine Darstellung ist von solchen „Zwecken“ frei. Dennoch ist sie so reich, daß die Antworten dem, der zu fragen versteht, aus diesem großen Bericht über ein wichtiges Leben von selber entgegen-springen. Das Buch ist ganz ruhig in seinem Fluß, Ergebnis einer jahrzehntelangen Arbeit, einer lebenslangen Bemächtigung des Stoffes. Dieser Stoff ist auf eine reife und stille Höhe gehoben. Das Buch verzichtet auf Sensationen, aber es gibt große geschichtliche Erkenntnis. Es verzichtet auch auf dynamische Mittel der Darstellung; aber solche Fragen des Temperaments sind für den Rang eines Werkes nicht entscheidend.

Karl Richard Ganzer.

6 Von der japanischen Todesverachtung

Die zweite Auflage eines bei Adolf Spemann in Stuttgart erschienenen Bändchens „Über die Todesverachtung der Japaner“ verspricht angesichts der außerordentlichen Heldentaten unseres fernöstlichen Verbündeten neue Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Der Verfasser, der diese Schrift schon um die Jahrhundertwende zu Papier brachte, ist Erwin Bälz, damals Arzt des Tenno und Professor für Psychiatrie an der Universität Tokio. Wie kaum ein anderer Europäer hatte dieser Deutsche Gelegenheit, Japan an den Wurzeln seiner Kraft, im Angesicht des Tenno und unter der Jugend kennenzulernen. Was der europäischen Öffentlichkeit nicht immer gegenwärtig ist, ruft Bälz ins Gedächtnis: Der Kaiser im alten Japan hatte während der Feudalzeit nichts mit der Regierung zu tun. Er wurde nicht einmal in förmlichen Dingen um Rat oder um Zustimmung gefragt. Der Streit der Großen im Lande war also von seinem Einfluß unberührt. Das Wachstum des Samuratsgeistes ging stets parallel mit der Zurückdrängung der kaiserlichen Macht. Kaisertum und Bushido waren im früheren Japan zwei nebeneinander, oft sich widerstrebende geistige Kräfte. Mit Kaiser Meiji brach nicht nur deshalb Japans große Zeit an, weil es die Errungenschaften des europäischen Fortschritts verarbeitet und sich dienstbar machte, sondern weil unter Meiji auch die Synthese zwischen dem alten Feudalgeist der Samurai und der theokratischen Kaiseridee gefunden wurde. Der kämpferische Geist des Volkes verbrauchte sich nunmehr nicht im Innern, sondern wandte sich geschlossen nach außen.

Die kleine Schrift von Bälz macht klar, wieso im japanischen Offizierskorps solche Todesverachtung zur höchsten Tugend ausgeprägt werden konnte. Mit dem Sterben des Menschen wird von Jugend an ein gewisser Kultus getrieben. Er erstreckt sich auf Frauen ebenso wie auf Männer. Auch das weibliche Geschlecht ist dazu erzogen, den Tod der Schande vorzuziehen. Wenn der Mann ins Feld zieht, sind alle Bande zu seinem früheren Eigenleben zerschritten. Er ist innerlich frei. Nicht der Gedanke an Frau und

Kind darf ihn mehr befallen. Sieg oder Tod, oder beide stehen vor ihm und führen zu einer Verdichtung seiner Kampfkraft, zu einer Steigerung seines kriegerischen Einsatzes. Die Identität von Kaiser und Gott, Opfer fürs Vaterland und Weiterleben im Jenseits als Held steigern den Japaner in seiner soldatischen Leistung, vor der jede Produktionsziffer Roosevelts wie eine Phrase zerfällt. Was nach dem Bericht von Bälz ein Japaner jener Zeit über den Unterschied von deutschem und japanischem Offizierskorps anführt, sollte bei uns nicht vergessen, sondern beachtet werden.

G. K.

Deutsche Sippen im Osten

Wie sich unser Volksbegriff im Raum über alle Staatsgrenzen hinweg, in der Zeit über die Folge der Geschlechter hinweg vertieft und erweitert hat, ist nachgerade allgemein geläufig geworden. Das Deutsche Auslands-Institut in Stuttgart hat sich um diese Vertiefung des Volkstumsgedankens durch die planmäßige Bearbeitung der Auswanderungsbewegungen aus einzelnen deutschen Gauen und der Sippenzusammenhänge zwischen der Heimat und den Volksgenossen in der Fremde (in Verbindung mit zahlreichen Gauverbänden des Volksbundes für das Deutschtum im Ausland) besondere Verdienste erworben, sind doch die Ergebnisse solcher Forschungen hervorragend geeignet, die geistigen Bande zwischen Heimat und Außenvolkstum in einer beinahe persönlich zu nennenden Weise zu festigen. Diese Arbeit hat ihren Mittelpunkt in der von Manfred Grisebach geleiteten „Hauptabteilung für Wanderungsforschung und Sippenkunde“ gefunden, die seit einigen Jahren auch ein eigenes Jahrbuch herausgibt. Während die ersten Jahrgänge verschiedenartige Themen gleichzeitig behandelten, sind die beiden letzten dem Raum gewidmet, der heute unsere Aufmerksamkeit am meisten anzieht: dem deutschen und europäischen Osten („Der Wanderweg der Rußlanddeutschen“, Jahrbuch der Hauptstelle für die Sippenkunde des Deutschtums im Ausland, hsg. v. DAJ., 4. Jg. 1939; „Ruf des Ostens“, Jahrbuch der Hauptabteilung Wanderungsforschung und Sippenkunde des DAJ., hsg. im Auftrag durch M. Grisebach, 5 Bd. 1940. W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart und Berlin).

Es liegt auf der Hand, daß die in den beiden gut ausgestatteten Bänden angewandte Arbeitsweise sich gewöhnlich nur mit der Auswanderung der letzten zwei, allenfalls drei Jahrhunderte befassen kann, da ihr für die ältere Zeit nur sehr selten Quellen offen stehen. Aber gerade die neuzeitliche Ostwanderung, auf die ja der weit überwiegende Teil der umgesiedelten und der noch bestehenden deutschen Volksinseln im Osten zurückgeht, hat merkwürdigerweise bis heute im deutschen Geschichtsbewußtsein — im Gegensatz zu manchen Abschnitten der älteren Zeit — noch keinen rechten Platz gefunden. Hier kann die Wanderungs- und Sippenforschung konkrete, lebendige Vorstellungen von der deutschen Ostwanderung schaffen, die sich in vielen Landschaften des Reiches in fruchtbare Beziehung zur Heimatgeschichte setzen lassen; dazu gibt sie vielfach einzigartige Einblicke in die Motive der Wanderungsbewegungen.

Denn gerade beim Rußlanddeutschtum, dem Bd. 4 des Jahrbuchs gewidmet ist, war ja mit der Auswanderung — vornehmlich aus Südwestdeutschland in den Jahrzehnten um 1800 — nur der Anfang zu immer erneuten Bewegungen gemacht, die bis zum Weltkrieg noch nicht zum Abschluß gekommen waren und denen mit der Bolschewikenherrschaft Verschleppungen und Zwangsumsiedlungen folgten. Innerhalb des Zarenreiches ging die Bewegung weiter: die Bevölkerung der jungen deutschen Dörfer wuchs, erneut zwang die Enge des Lebensraums dazu, neuen Boden zu suchen; bis weit nach Sibirien hinein schoben sich deutsche Siedlungen vor. Als in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Privilegien der deutschen Siedler aufgehoben wurden und deutscheind-

licher russischer Nationalismus erwachte, begannen manche schon, sich jenseits des Ozeans eine neue Heimat zu suchen. In großem Ausmaß aber setzte die Wanderung nach Nord- und Südamerika ein, als nach der Leidenzeit des Weltkrieges auch noch die Blutherrschaft des Bolschewismus über die Deutschen in Rußland hereinbrach. Nur wenige haben in der Weimarer Zeit in Deutschland eine Lebensmöglichkeit finden können (das schildert Ad. Eichler); heute leben Rußlanddeutsche beinahe in allen für europäische Einwanderer in Betracht kommenden Staaten Amerikas. Eine lange Reihe von Aufsätzen gibt darüber länderverweise Berichte. Mit zum Erschütterndsten aber, was man über das Schicksal Deutscher in der Verstreuung lesen kann, gehört der Beitrag Quirings über die rußlanddeutschen Flüchtlinge in China. In ihrer Gesamtheit geben diese auf zahlreiche Einzelthemen verteilten Aufsätze — unter denen mehrere Arbeiten von Karl Stumpf Hervorhebung verdienen — Schicksale dieser deutschen Menschen. Ein Beispiel dafür bietet die Stammfolge des mennonitischen Handwerker- und Bauerngeschlechts der Kauenhows, die seit dem 17. Jahrhundert von den Niederlanden nach Danzig, von dort in die Ukraine und weiter nach Kanada, im Weltkrieg schließlich nach Mexiko und Paraguay gewandert sind!

Einige dem Baltikum und seiner Kulturleistung gewidmete Beiträge finden wir sowohl im „Wanderweg der Rußlanddeutschen“ als auch im „Ruf des Ostens“, wie es der jüngsten Geschichte dieser Volkgruppe entspricht. Die Quellen zur baltendeutschen Adelsgeschichte erlauben es auch, an dieser Stelle einmal bis ins Mittelalter zurückzugreifen: Fr. v. Klocke verfolgt die Blutströme aus Westfalen ins Baltland. Im übrigen ist der letzte Jahrgang fast ausschließlich dem Deutschtum im einstigen Polen gewidmet. In einer reichen Fülle von Beiträgen werden die vielfältigen Beziehungen sichtbar, die alle möglichen Gauen im Altreich zu den verschiedenen Teilen dieser Volkgruppe und damit nunmehr zum wiedergewonnenen Osten des Reiches haben, mag nun von umgededelten Pfälzern oder Badenern aus Galizien und Wolhynien, von Mecklenburger Bauern im Zichenauer Land oder rheinischen Industriepionieren in Litzmannstadt die Rede sein. Allerdings haben nicht all die vielen Wanderbewegungen der neueren Jahrhunderte aus dem deutschen Volksraum in das ehemalige Polen hier dargestellt werden können, darunter fehlt leider auch die stärkste, aber noch am wenigsten erforschte, die große pommersch-neumärkische Bauernwanderung ins Wartheland. Mit Freude begrüßen wir es, daß zwischen diese wissenschaftlichen Berichte bester Sachkenner auch einige Erlebnis schilderungen sowohl aus der Einsamkeit besidlicher Walddörfer im früheren Polen (in Hertha Strzygowskis feiner Art) als auch von den schweren Tagen vor der Heimkehr ins Großdeutsche Reich eingestreut sind — und nicht minder, daß eine Gruppe Quellen- und schrifttumskundlicher Aufsätze, wie auch im 4. Band, Wege zu weiterer Forschung weist.

Auch grundsätzliche Themen klingen im „Ruf des Ostens“ an; hervorgehoben sei der Schlußaufsatz H. Roemers, in dem die Auswertung der Auswanderungsforschung für Heimaterziehung und volkspolitische Schulung an Beispielen aus der Hochschule für Lehrerbildung in Eßlingen dargestellt wird — ein Anwendungsgebiet, das sicher weitere Beachtung und rege Pflege verdient. Wolfgang Kohle.

Die Zwillingstähre

Ein rührendes, ergreifendes Gedichtbändchen liegt vor mir: Günther und Horst Mönlich „Die Zwillingstähre“ (Georg Kallmeyer Verlag, Wolfenbüttel 1942). Ich halte es lange noch, nachdem ich es gelesen habe, in Händen, um mir die Menschen vorzustellen, von denen es spricht. Ein

erschütterndes und zugleich erhebendes Beispiel von Schicksal künstlerisch begnadeter Jugend in dieser Zeit. Zwei Zwillingbrüder sind es, die in derselben Weise und Form künstlerisch empfinden und begreifen. Kein Buch, das sie lesen, ohne daß es nicht dieselben Gedanken auslöst, keine Musik, die sie vernehmen, ohne vom gleichen Gefühl durchdrungen zu werden. In ihrer Lyrik vom selben Formempfinden begabt, übereinstimmend von der gleichen launigen Reinheit, Begeisterung, von demselben leidenschaftlichen Idealismus erfüllt. — Früh verlieren sie ihre Mutter, der einst wohlhabende Vater geht mit dem Zusammenbruch seines Geschäftes in der großwirtschaftlichen Notzeit unseres Volkes zugrunde. Allein stehen die Zwillingbrüder in der Welt. Der Vaterhaus ist unter den Hammer geraten. Da werden ihnen die Kameradschaft in der Hitler-Jugend zu dem großen Erlebnis ihres Lebens. Von ihr geborgen und geschützt wachsen sie zu Männern heran. In ihr findet ihr gemeinsamer künstlerischer Schaffensdrang seinen Widerhall. Sie durchstoßen den Jammer, den Nebel, die Enge, die ihr Leben bisher umschlossen hielten. Da bricht der Krieg aus. Die Brüder rücken ins Feld. Und nun reißt der Tod den einen vor dem andern. Was ein Leben zu sein schien, ist nun zerfallen und Vergehen zerrissen. In der „Zwillingstähre“ hat der überlebende, jetzt als Offizier im Feld stehende Bruder diesem einen Leben ein ergreifendes Denkmal errichtet. Herybert Menzel, bestsorgender, leitender Freund, schrieb ein persönlich gehaltenes Vorwort. Die Gedichte der beiden Brüder aber gehören zu den reifsten und vollendeten Gelingen Kriegsliteratur. Vernimm diese Laute, und vor dir leuchtet das strahlende Antlitz zweier deutscher Jünglinge auf, die unter den vielen etwas Besonderes unter den Helden auch Sänger sind.

Dichter auf Reisen

Eine originelle Idee, in ihrem Ergebnis amüsant und unterhaltend, hat Heinz Grothe zu dem Herausgeber eines Bandes „Pegasus auf Reisen“ (Kanter Verlag, Königsberg) bewogen, der Bericht namhaftester deutscher Dichter und Schriftsteller von ihren Erlebnissen auf Vortragsreisen enthält. Das Buch hat eine heitere Note, Dichter sprechen sich untereinander aus, geben ihre Schwächen zu, erheben großen Spott und Laune über Publikum und Veranstalter ihrer Lesungen aus. Kostlich Bruno Brecher Bemerkungen über seine Vorredner in einer kleinen Stadt oder über die anschließenden Wirtschaftsgespräche, zauberhaft das Erlebnis von Max Barthel mit dem Raben und der Nachtigall, blendend Wolframs Szene getroffen im Zollhaus der rumänischen Grenze. Das Lustigste und doch mit blutvoller Wahrheit erfüllt schrieb Georg Grabenhorst unter dem Titel „Anschließend Tanz“, was er in einer ausländischen Kolonie erlebte. Der noble Hamsun'sche gemütvoll Miegel, der launige Zillich, Wilhelm Schäfer, Kilian Koll, Hans Schwarz, Claudius Gmelin und viele andere kommen zu Wort. Fein ist alle der mehr oder weniger temperamentvolle Blick von ihrem Vortragspult zum schöneren Geschlecht. Es spielt in ihrer Vorstellung, warum sie gern auf Reisen gehen, eine beachtliche Rolle. Würde es ihnen übelnehmen, nur Olaf Gulbranson hätte seinen karikaturhaften Dichterporträts gewidmet, wenn er die Beiträge der Musensöhne zuvor gelesen hätte, manches verfangliche Motiv hiazus hätte können. G. K.

Die Zitate von Clausewitz auf Seite 21 sind von Walther Faltz herausgegebenen Auswahlbändchen „Politisches Soldatentum“ von Clausewitz“ (Nibelungen-Verlag) entnommen.

Hauptschriftleiter: Günter Kaufmann, Wien. Anschrift der Schriftleitung: Berlin-Charlottenburg, Kantendamm 45, Reichsjugendführung, Fernspr.: 41 00 11. — Verlag Franz Eher Nachf. G. m. b. H. (Zentralverlag der NSDAP.), Berlin SW 68. — Pl. Nr. 8 v. 1. März 1938. — Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, Berlin SW 68.

Provinzial-Bildungsanstalt für Frauenberufe in Oppeln

Träger:

Provinzialverband Oberschlesien
und Stadt Oppeln

Schularten:

Kinderpflege- und Haushaltsgehilfinnen-
schule, Kindergärtnerinnen- und Hort-
nerinnenseminar, Jugendleiterinnenseminar,
Fachschule für Volkspflegerinnen,
Haushaltungsschule, Frauenfachschule

Aufnahme:

April und Oktober

Wohnheim für auswärtige Schülerinnen

Geschäftsstelle Oppeln O.-Schl.
Ludwigstraße 19

Bücher der **EVA**

Bisher unbekanntes Material über die Politik
Roosevelts und seiner Hintermänner
sammelte

WALTER FREUND

In seinem Buch

Die großen Unbekannten in der amerikanischen Weltpolitik

535 Seiten. Geb. 11,60 RM.

Erstauflage vergriffen

Zweitauflage befindet sich in Vorbereitung

EVA (Essener Verlagsanstalt)
Essen

W 27

Hunderte von Anfragen nach Sportwaffen

kommen immer noch täglich zu uns. Ein Beweis, daß Mauser längst zum Begriff für die zuverlässige Sportwaffe geworden ist! Aber unsere kriegswichtigen Aufgaben drängen die Herstellung und Lieferung für die Dauer des Krieges völlig in den Hintergrund. Es bleibt nichts anderes übrig, als daß jeder von uns für des anderen Lage Verständnis und Geduld übt bis zum siegreichen Ende des Krieges.



MAUSER-WERKE AG. OBERNDORF AM NECKAR

KJA

Habe ich etwas
im Geiste der
Gemeinschaft
getan? Dann bin
ich dadurch ge-
fördert. Das halte
Dir immer gegen-
wärtig, und höre
niemals auf.

MARC AUREL
121 - 180 n.Chr.

Aus »Marc Aurel: Selbstbetrachtungen«
Kröners Taschenausgabe Bd. 4



„KK“
WEHRSPORT
GEWEHRE



GUSTLOFF-WERKE
WAFFENWERK SUHL

Nach dem Kriege wieder durch
den Fachhandel zu beziehen

Millionen

sparen bei der Postsparkasse. Täglich werden es mehr.
Man erkennt die vielen Vorteile, die gerade das Post-
sparen bietet.

Einfach und bequem

steht an allen Orten Großdeutschlands die Postsparkasse
zur Verfügung.



DEUTSCHE REICHSPOST

100/200

Wille und Macht

Organ der nationalsozialistischen Jugend



HERAUSGEBER: BALDUR VON SCHIRACH

dem Inhalt:

Kriegsjugend und Handwerk

Heinrich Hartmann | Entfaltung schöpferischer Kraft
Kükelhaus | Die schauende Vernunft — Herrmann Gretsch | Handwerker
geber der Industrie — Ernst Wagenfeld | Der werkgerechte Entwurf
Schweini | Schrifttum zum Handwerk — Dschuang Dsi | Der Holzschnitt
Erlesenes — Neue Bücher — Kunstdruckbeilage | Wertbeständiges Handwerk

Monatsschrift / Heft 11

Berlin, November 1942

Preis 30 Pf.

INHALT

Oberbannführer K. W. Heinrich Hartmann: *Kriegsjugend und Handwerk*

Dschuang Dsi: *Der Holzschnitzer*

Ludwig Friedrich Barthel: *Die Wohnung zu segnen (Gedicht)*

Hugo Kükelhaus: *Die schauende Vernunft*

Friedrich Bischoff: *Bunzlauer Kaffeekanne (Gedicht)*

KLEINE BEITRÄGE

Prof. Herrmann Gretsch, Stuttgart: *Das Handwerk als Formgeber der Industrie*

Prof. Ernst Wagenfeld, Weißwasser: *Warum grundsätzlich?*

Prof. Adolf Reichwein, Museum für Deutsche Volkskunde, Berlin: *Schrifttum zum Handwerk*

ERLESENES

Heinrich Tessenow: *Krise des Handwerks*

NEUE BÜCHER

KUNSTDRUCKBEILAGE

Wertbeständiges Handwerk

Zwei Farbaufnahmen Kurt Bieling, Berlin. Photos: Monika Rückauf, Wien (1),
Leonie Schierbaum, Berlin (3), Aenne Heise, Isernhagen (1)

Die Zeichnungen auf S. 38 und 39 wurden angefertigt von Else Thümmel, Reichswerkachule der
Hitler-Jugend, Bad Schandau/Ostrau

Die mittelalterlichen Darstellungen im Text sind entnommen den „Monographien zur deutschen
Kulturgeschichte“ Bd. 8 (Eugen Diederichs Verlag)

Die Hefte unserer Zeitschrift erscheinen am 20. jedes Monats

Wille und Macht

Führerorgan der nationalsozialistischen Jugend

HERAUSGEBER: BALDUR VON SCHIRACH

Jahrgang 10

Berlin, November 1942

Heft 11

K. W. Heinrich Hartmann:

Kriegsjugend und Handwerk

Als wir im August 1939 zu den Waffen gerufen wurden, war es uns allen bewußt, daß nunmehr die Kräfte, die uns einst in den politischen Gegnern des eigenen Landes gegenüberstanden, die wir dann in der Zeit des Aufbaues als Verfallserscheinungen in allen Lebensbezirken unseres Volkes erkannt und in unserer täglichen Arbeit erbittert bekämpft hatten, nun in den Armeen der Feindstaaten zur entscheidenden Auseinandersetzung angetreten waren. Immer wenn wir dann als Soldaten in den Tagen des Ausharrens, in der Stille zwischen den Gefechten den Sinn dieses Krieges überdachten, kamen wir hinter dem für alle faßbaren Ziel der Verteidigung und Ausweitung unseres Lebensraumes und der Sicherung unserer völkischen Existenz dazu: Träger einer nicht allein politischen, sondern zutiefst geistigen Auseinandersetzung zu sein.

Jeder erkannte im Feind seinen alten Gegner wieder. Es war der gleiche kalte Verstand, der einst glaubte, die Natur aller Geheimnisse entkleidet, alle Werte des Gemüts als bloße Nervenreaktionen erkannt und überwunden zu haben, der gleiche Liberalismus, der einst unser Volk seiner nationalen Kraft beraubt, den einzelnen das Idol einer uneingeschränkten Freiheit, das Trugbild vom unangreifbaren Recht auf den eigenen Körper vorgegaukelt und den Genuß zum höchsten Lebensinhalt erhoben hatte. Es war die gleiche Profitsucht, die einst im Arbeiter nicht das lebendige Glied unseres Volkes, den Träger einer im tiefsten Grunde wunderbaren schöpferischen Fähigkeit gesehen, sondern ihn nur als Objekt zur Erzielung höchster Gewinne ausgenutzt hatte. Es war der gleiche Egoismus und das gleiche Protzentum, das einst die gewachsene Ruhe unserer Dörfer, den Adel unserer Städte mit schreienden Reklameflächen und mit dem erlogenen Prunk gipserner Fassaden zerstört hatte. Es war der gleiche Krämergeist, der einst so weit in unser Volk gedrunken war, daß es nicht mehr die geheimnisvolle Stimme im wachsenden Feld hörte, nichts mehr verspürte von den heiligen Kräften des Bodens, sondern es zuließ, daß mit ihm wie mit einer Ware geschachert wurde — daß es sich nicht verpflichtet fühlte, in Kind und Ehe die Kette des Blutes fortzusetzen, durch die es teilgehabt hatte am Schicksal und den Taten der deutschen Geschichte, daß schließlich Geld, Verdienst und

Genuß die einzigen Werte eines feigen, mittelmäßigen, auf seine Ruhe bedachten Bürgertums wurden und darüber ein Volk seine Ehre verlor.

In den Diskussionen der Kampfzeit hatten wir gelernt, hinter allen Mißständen und Nöten das Wirken eines Feindes zu sehen. Als aber nach der Machtübernahme die meisten von uns notwendigerweise ein spezielles fachliches Arbeitsgebiet übernehmen mußten, hatten viele diese Zusammenschau verloren und waren der Gefahr einer engen Einseitigkeit verfallen. Nun aber standen uns alle gegnerischen Kräfte in einem äußeren Feind personifiziert gegenüber. Und wenn wir in den langen Wachstunden unter den Sternen oder den Wetterern des Himmels, näher dem Ursprünglichen, auch tiefer zu denken begannen, wuchs unsere Friedensarbeit mit diesem Krieg zusammen zu einem gigantischen Ringen um das ganze Leben unseres Volkes, um seine äußeren Bedingungen wie um sein inneres Sein. Es wurde uns bewußt, daß jede äußere Sicherung unseres Bestandes durch Raumgewinn, Getreide und Öl nicht von Dauer sein kann ohne die gleichzeitige Ordnung und Beherrschung dieser Ergebnisse unseres Sieges durch innere Werte, ohne die Bildung eines tragfähigen, alle Einzeltätigkeit schöpferisch durchdringenden, durchpulsenden innersten Kraftzentrums.

Und es konnte nicht ausbleiben, daß wir aus dem Abstand des Krieges und der bedingungslosen Ehrlichkeit dieser Stunde auch die Fehler unserer bisherigen Arbeit klarer erkannten und uns eingestanden. Waren wir nicht alle — jeder auf seinem Arbeitsgebiet — in der Gefahr gewesen, der Vereinzelung, dem Spezialistentum, der Enge der Gesichtspunkte zu verfallen? Hatten wir nicht, wie schlechte Mediziner, nur Krankheitssymptome behandelt, ohne die gemeinsame Ursache aller Übel radikal anzugreifen? Hatten wir nicht vielfach auf unserem Arbeitsgebiet mit äußerster Konsequenz um eine Besserung gerungen und waren dabei in unserer Lebensführung, ja in unserer Arbeitsmethode selbst, dem Gegner verfallen? Waren wir nicht alle in der Gefahr gewesen, das Organisatorische zu überschätzen, Persönlichkeitswerte zu vergewaltigen, in Veranstaltungen, in Betrieb, Repräsentation — kurzum im Arbeiten nach außen aufzugehen?

In diesen Tagen des Wartens und Nachdenkens empfand ich ein Wort Goethes an seinen Freund Zelter (1825) wie einen Spiegel: „Alle möglichen Facilitäten der Communication sind es, worauf die gebildete Welt ausgeht, sich zu überbilden und dadurch in der Mittelmäßigkeit zu verharren. Eigentlich ist es das Jahrhundert für die fähigen Köpfe, für leicht fassende, praktische Menschen, die, mit einer gewissen Gewandtheit ausgestattet, ihre Superiorität über die Menge fühlen, wenn sie gleich nicht zum Höchsten begabt sind. Laß uns so viel als möglich an der Gesinnung halten, in der wir herkamen; wir werden, mit vielleicht noch wenigen, die Letzten einer Epoche sein, die sobald nicht wiederkehrt.“

Die Führer der Jugend werden aus diesem Krieg zurückkommen mit dem kompromißlosen Willen zum Wesentlichen. Es wird ihnen auf keinem Arbeitsgebiet um den Aufbau einer Fassade, sondern immer um den ganzen ihrer Erziehung anvertrauten Menschen, um die Förderung einer Lebensart gehen, in der das, was wir heute auf den verschiedensten Wegen anstreben, zu einem selbstverständlichen und natürlichen Ganzen zusammenwächst, in dem beispielsweise Leibesübungen natürlicher Lebensausdruck, soziale Gesinnung eine selbstverständliche Denkweise, Kultur nicht Zutat und Dekoration, sondern Sein ist.

Dieses Bewußtsein eines gemeinsamen Gegners und eines gemeinsamen Zieles aller unserer erzieherischer Arbeit und die aus dem Abstand des Krieges erkannte

Notwendigkeit, als Erzieher über die spezielle Arbeit hinaus selbst den **Anschluß** an das innerste Sein unseres Volkes zu finden, eine harmonische **Persönlichkeit** zu werden — diese Gedanken, die viele unserer Kameraden an der **Front** bewegten, leiten deshalb diesen Überblick über unser Verhältnis zum **Handwerk** ein, weil auch die Erziehung zum handwerklichen Gestalten und zum **Erleben** und Inbesitznehmen dieser Formen als Teil einer organischen **Lebensgestaltung**, wie wir es in unseren Bauten der Gesamtheit der Jugend ermöglichen, weder für sich betrachtet, noch für sich durchgeführt werden kann, **sondern** immer in Zusammenhang mit den übrigen Gebieten der Erziehungsarbeit der Hitler-Jugend gesehen und geleistet werden muß, und weil andererseits das handwerkliche Tun, wie wir es in der Werkarbeit üben — ähnlich wie das Musizieren —, jene lösende Kraft besitzt, die **uns**, wenn wir dem Tempo und der Verflachung, der Quantität und der Veräußerlichung zu verfallen drohen, immer wieder an das **Ursprüngliche** anzuschließen vermag.

*

Auf zwei verschiedenen, sich jedoch innig ergänzenden und durchdringenden Arbeitsgebieten tritt heute die Jugenderziehung in engste Berührung mit dem Handwerk: im **Bauen** der Jugend und in der **Werkarbeit**. Schon die Nennung dieser beiden



Hausfür aus dem 17. Jahrhundert in Ferndorf (Siegerland)

Arbeitsgebiete beweist, daß sich die Jugend nicht theoretisch oder philosophisch mit ihrer Beziehung zum Handwerk auseinandersetzen pflegt, sondern im Zuge der Verwirklichung ihres Erziehungsauftrages zur praktischen Einbeziehung bester handwerklicher Leistungen und zur Förderung der handwerklichen Begabung auf breiter Basis kommt. Wie alle Aufgaben unserer Kulturarbeit, so wurden auch diese nicht aus ästhetischen Erwägungen begonnen, sondern aus dem Leben der Jugend gestellt, weil sich dort die erste Voraussetzung zu ihrer Lösung immer mehr zu erfüllen beginnt: in den Reihen der Jugend wächst der neue Mensch heran. Dort wird in Zucht und Ordnung gebunden, was früher in tausend Meinungen und Gruppen willkürlich auseinanderstrebt. Im Lager und auf Fahrt wird hart und ehrlich, was sich früher hinter Aufmachung und Lüge verbarg. Die sich einst frühzeitig hassen lernten, stehen dort als Kameraden beieinander. Da trägt der Pimpf seine erste Verantwortung für die Gemeinschaft und wächst unter

ihr zum Führer heran, der später größere Aufgaben zu bewältigen vermag. An Stelle der Ideale der bündischen Jugend steht in seinem Leben das Ideal der Arbeit, des Einsatzes und des Opfers. Einst fühlte sich die Jugend einer vergangenen Zeit von der Technik beherrscht und entfloh ihrem Zwang in eine falsche Romantik. Heute beherrscht sie als Arbeiterjugend alle Mittel der Technik und weiß doch zutiefst darum, daß ihr Leben von seelischen Kräften geleitet wird. So kehrt sie aus den Lagern des Sommers frei und in sich gegründet an ihre Arbeit zurück, ringt in ihren Heimabenden um die großen Persönlichkeiten unseres Volkes und bekennt sich zu ihrem Vorbild. Immer und überall bestimmt dabei das Element jeder echten Jugendlichkeit ihre Arbeit: die **Begeist**erung. Eine solche Jugend ist die erste Voraussetzung für eine Wandlung unseres Wohn- und Lebensraumes, denn sie ist selbst gewandelt. Die erste Bedingung, den neuen Menschen zu schaffen, sein Bild rein zu prägen, wird täglich in ihrer Erziehungsarbeit erfüllt.

Die Bauten der Jugend

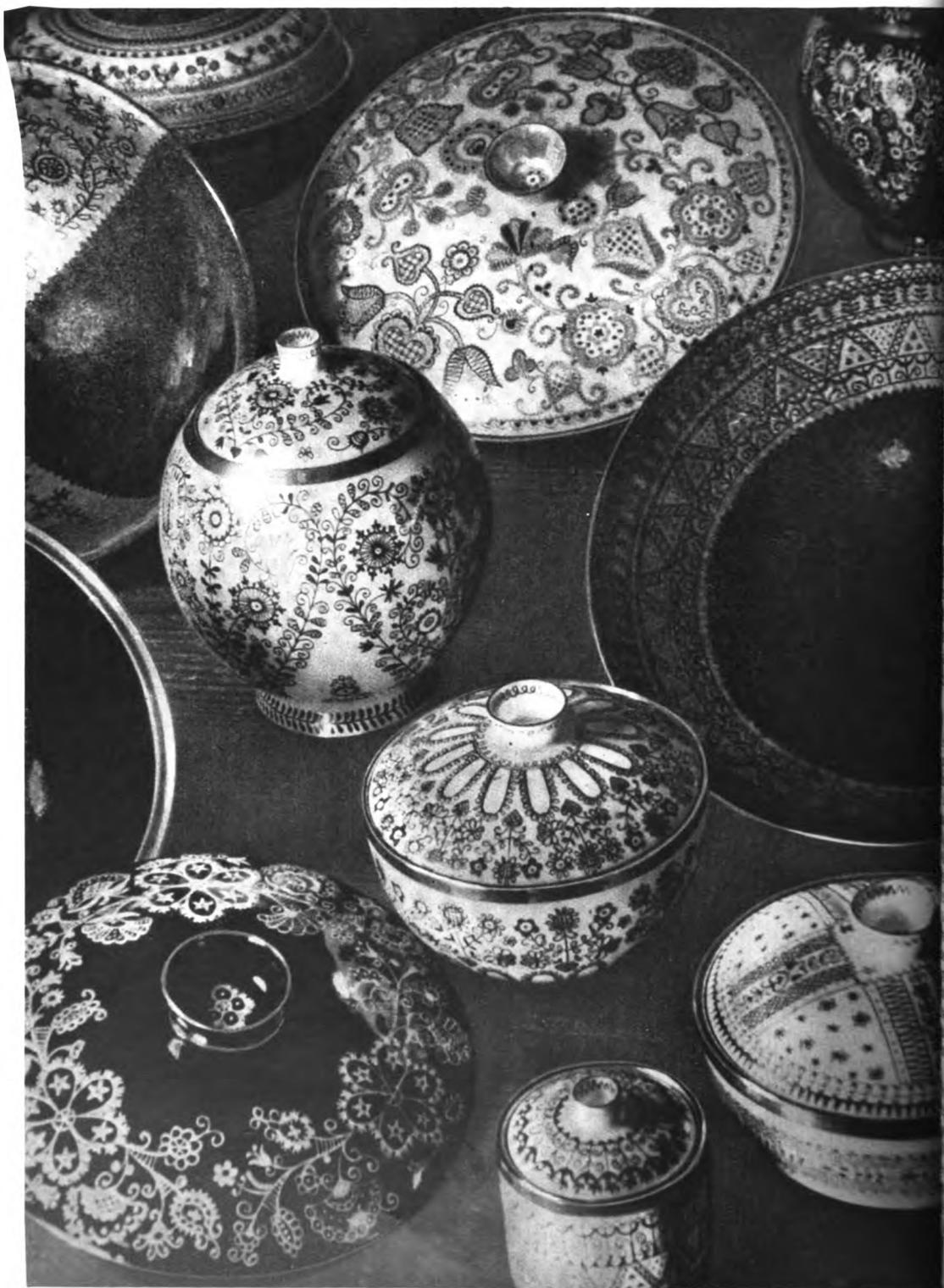
Die Bautätigkeit der Hitler-Jugend entstand also nicht allein aus der äußeren Notwendigkeit, für den verantwortungsvollen Erziehungsauftrag, der ihr mit dem Gesetz über die Hitler-Jugend vom Führer gegeben worden war, überall mit Sportplätzen, Heimen und Herbergen die örtlichen Voraussetzungen zu schaffen, sondern sie war zugleich das Ergebnis einer inneren Entwicklung ihrer Erziehungsarbeit. Daß der Heimbau der Hitler-Jugend trotz seiner politischen Dringlichkeit nicht zu einer serienweisen Erstellung häßlicher Typenbauten durch alle Teile der deutschen Landschaft führte, ist das entscheidende Verdienst des ersten Reichsjugendführers Baldur von Schirach, der den Heimbau der Hitler-Jugend von Anfang an zu einer kulturellen Aufgabe erhob und seine typisierte und zentralisierte Bearbeitung verbot. Die Reichsjugendführung verzichtete als erste Reichsdienststelle darauf, sich für ihr großes Bauprogramm ein eigenes zentrales Hochbauamt zu schaffen und darin von angestellten Architekten die Pläne für das ganze Reich entwerfen zu lassen, sondern setzte sich von Anfang an das Ziel, jedes einzelne Heim müsse das reife Werk einer Persönlichkeit sein, die die Jugend nicht nur vom Hörensagen kennt, sondern teilhat an ihrem Arbeiten und Ringen, die das Erlebnis und die Kämpfe unserer Zeit in sich zusammenzufassen vermag und die künstlerische Kraft besitzt, mit einer souveränen Beherrschung der Mittel diese Zeit in ihren Bauten zu gestalten.

Was sich so aus der Erziehung eines neuen Menschen, der in allen seinen Lebensäußerungen wieder sicher und natürlich ist, als ein instinktives Suchen nach einem ihm gemäßen Lebensraum ergab, das ist in den ersten Baujahren der Hitler-Jugend zu einer allgemeinen Forderung und damit zur verantwortungsvollen Aufgabe der deutschen Architekten geworden. Es ist dabei nur natürlich, daß eine solche Forderung der Jugend in den Reihen derer auf Verständnislosigkeit trifft, die sich nur zu den großen politischen Zielen der Bewegung bekennen, aber noch nicht begonnen haben, unter ihrer zwingenden Kraft auch ihr persönliches und gesellschaftliches Leben, ihre Arbeit, ihren Körper und ihren Raum zu durchdringen und zu einem einheitlichen Ganzen gleicher Art und Haltung zu formen. Wir aber wissen, daß hinter unserem Willen die lebendige Entwicklung der Bewegung steht.

Diese Entwicklung, die heute wie ein selbstverständliches Werden oder ein naturnotwendiger Prozeß anmutet, war jedoch nur möglich durch einen vom höchsten Verantwortungsbewußtsein getragenen Kampf um ihre Reinheit und Ehrlichkeit und durch die unermüdete Arbeit aller Beteiligten. Und genau so wie überall sonst, so bedurfte es auch hier einer langen Erziehungsarbeit, bis an die Stelle der zuerst vorliegenden, völlig unbrauchbaren Entwürfe, unter denen von der zinnenbewehrten Gartenlaube bis zum säulenverzierten Kaffeemühlenhaus und der internationalen Betonschachtel alles zu finden war, was der Liberalismus an baulicher Entartung hervorgebracht hatte, schließlich die Leistungen traten, von denen dann Baldur von Schirach mit vollem Recht sagen konnte: „Die Bauten der Jugend singen das Lied ihrer Landschaft“

Diese Entwicklung, die zu den Kräften unserer bisherigen Arbeit nun auch die erzieherische Macht des gestalteten Raumes und damit in erster Linie bester handwerklicher Arbeit treten ließ, bedurfte selbstverständlich einer straffen und klaren Führung.





Al Email-Arbeiten von Eva Scherer, Wien-Sievering

Denn so stark auch das instinktive Verlangen unserer Jungen und Mädchen nach Heimräumen war, die nicht nur praktische Forderungen erfüllten, sondern zugleich sichtbare Zeichen ihrer Art und Haltung waren, so wenig hätte man die Verwirklichung dieses Sehns den sich gleichzeitig regenden, aber noch völlig unentwickelten, gestalterischen Kräften in den Einheiten selbst überlassen können. Man darf überhaupt bei der Bewertung dieses elementaren Prozesses nicht die schlechten oder unvollkommenen Ergebnisse sehen, die hier und da entstanden, wo Jungen und Mädchen selbst begannen, vorhandene Räume umzugestalten, sich eigene Möbel zu bauen usw., sondern man muß die in diesem Vorgang an sich liegende große Verheißung erkennen: Während durch Jahrzehnte hindurch die besten Handwerker und Architekten sich mit ihrer Leistung nur mühsam gegen die gewissenlose und geschäftige Konkurrenz der Nichtsköner behaupten konnten und glücklich waren, wenn sie nur ab und zu einmal eine wahre Persönlichkeit fanden, die den Wert ihrer Arbeit zu schätzen wußte und sie gewähren ließ, während sie allzuoft Kompromisse machen und, nur um einem Wunsch ihrer Bauherrn, einer Laune des Auftraggebers, gerecht zu werden, ihr Werk zerstören oder schwächen mußten, während sie einsam, verkannt und verspottet ihrer Sendung nur unter größten Opfern treu zu bleiben vermochten, verlangt heute die Millionengemeinschaft einer geschlossenen Jugend nach Bauten und Räumen, die ihrer Haltung entsprechen. Aufgabe der gestalterischen Kräfte in Kunst und Handwerk ist es nun, dieses Sehnen durch ihr Werk zu erfüllen. Bessere Voraussetzungen hat es nie gehabt.

Die Gestaltung der Heime und Herbergen ist eine verantwortliche Aufgabe vor der Zukunft der Nation, denn durch die Räume der Jugend geht unser Volk in seinen empfänglichsten Jahren. Was es in dieser Zeit denkt und empfindet, bestimmt später einmal sein Handeln. Darum bedurfte es zur Verwirklichung der Absicht, einer neuen Jugend auch neue Räume zu schaffen, freilich auch einer Wandlung der Gestalter. Auch der Architekt muß ein neuer Mensch sein. Denn nicht befehlsgemäß kann ein Ausdruck unserer Weltanschauung geformt werden, er muß sich aus leidenschaftlichem innerem Kämpfen und schärfster Selbstprüfung langsam entwickeln und mit wachsender Sicherheit auch den engsten Lebensraum formen.

Die Arbeitsgemeinschaft „Junges Schaffen“

Aus diesem Grund wurde begonnen, eine Auslese der besten deutschen Architekten, Handwerker, Maler und Bildhauer in der Arbeitsgemeinschaft „Junges Schaffen“ zusammenzufassen, sie am Leben der Jugend zu beteiligen und ihnen dann unsere Bauten zu übertragen. Es ging uns dabei um eine Auslese sowohl in fachlicher, als auch in menschlicher charakterlicher Hinsicht. Darum konnten wir uns nicht damit begnügen, lediglich an Hand eingereicherter Pläne oder ausgeführter Arbeiten die Begabtesten auszuwählen, denn dies allein hätte keine nationalsozialistische Lösung unserer Bauaufgaben garantiert. Nur dort, wo beides in einer Persönlichkeit zusammentrifft, eine hervorragende fachliche Begabung einerseits und die nationalsozialistische Gesinnung andererseits, können wir erwarten, daß aus einem unermüdlichen Ringen um alle einzelnen Gestaltungsfragen, aus der letzten Verantwortung vor dem eigenen künstlerischen Gewissen die Leistungen entstehen werden, die dem Wesen der Jugend entsprechen und geeignet sind in ihren Räumen eine unseren erzieherischen Absichten entsprechende Wirkung auszuüben. Weil jeder Architekt, der den Auftrag zum Bau eines Hitler-Jugend-Heimes erhält, damit zugleich berufen wird, durch sein Werk an der Führung der Jugend teilzuhaben, mußten wir danach trachten, nicht nur den Fachmann, sondern auch den Menschen kennenzulernen.

So entstanden die Schulungslehrgänge, die in den ersten Baujahren der Hitler-Jugend an vielen baulich bedeutsamen und verpflichtenden Stätten des Reiches durchgeführt wurden und heute ein fester Bestandteil unserer Kulturarbeit sind. In diesen Lehrgängen erarbeiteten sich unsere Architekten — oft gemeinsam mit ihnen Zimmerer, Tischler, Schmiede und Töpfermeister — in Vorträgen und Aussprachen, in kameradschaftlicher Kritik an Plänen und Modellen die wichtigsten Programm- und Gestaltungsfragen des Heimbaues, erlebten sie in Lieder- und Dichterabenden, in Feierstunden und in der geschlossenen Gemeinschaft eines Lagers etwas von dem Wesen und den Aufgaben der Hitler-Jugend. In diesen Tagen haben sie mit unseren Einheiten

als Kameraden neben Kameraden Dienst getan. Und dieses Erleben hat sie alle verpflichtet, nicht durch die Interessen privater Bauherrn ihre Arbeit bestimmen zu lassen, sondern allein durch den völkischen Auftrag.

Weil wir uns dabei immer bewußt waren, daß jede Idee und jedes Erlebnis erst nach langem Kampf mit den Unzulänglichkeiten der Hand, mit der Aufgabe und dem Material Gestalt wird, bewahrten wir in dieser Arbeit immer die Ehrfurcht vor der schöpferischen Substanz. Wir hüteten uns, ihr Wirken durch Diktate und Dogmen in vorbestimmte, erklügelte und nicht erfüllte Formen zu pressen. Trotzdem aber wurde auf diesen ersten Architektentagungen ein Versuch unternommen, der in der Zeit einer liberalistischen Kunstauffassung kaum denkbar gewesen wäre: Alle Pläne und Photos, die die Teilnehmer dem kommenden Auftraggeber als Beispiele ihrer Arbeit einreichten, wurden in einer Ausstellung vereinigt und vor dem Lehrgang ausführlich besprochen. War es früher einmal unmöglich gewesen, auch nur für die Beurteilung eines Werkes einen von beiden Seiten anerkannten Maßstab zu finden, so schien es erst recht ausgeschlossen, das Schaffen eines großen Kreises ausgeprägter Persönlichkeiten nach einheitlichen Gesichtspunkten zu beurteilen. Heute aber ist mit der nationalsozialistischen Weltanschauung der Boden für eine klare Beurteilung und Bewertung jeder künstlerischen Leistung gegeben. Und gerade die Baukunst fordert die Klarheit einer bewußten Gestaltung. Sie ist nicht zuletzt darum wiederholt eine männliche und politische Kunst genannt worden. Darüber hinaus aber hat gerade das Bauen mehr als jede andere künstlerische Disziplin allgemeingültige Gesetze des Materials, der Landschaft und des Menschen, gegen die eine gute Arbeit nicht verstoßen darf. Diese offensichtlichen Gesetzmäßigkeiten wurden in gründlichen Aussprachen, ja, leidenschaftlichen Erörterungen geklärt und damit zugleich geschult. Das Einfügen in die Tektonik der Landschaft, die Geschlossenheit des Baukörpers, die räumliche und klare Lösung der Grundrisse, das Verhältnis von Öffnung und Fläche, die Geschlossenheit des Daches, die gute Dachgaube — das sind nur einige Punkte, über die sich, obwohl von einzelnen noch ganz erheblich dagegen verstoßen worden war, schon im Verlauf einer Tagung eine gewisse Klarheit erzielen ließ.

So läßt es sich heute noch gar nicht übersehen, was allein durch diese Arbeit an Irrtümern und Eigensinn, an ängstlichem Bewahren der eigenen Entwürfe vor den Berufskameraden und Konkurrenzneid und schließlich auch an Mängeln der Ausbildung gutgemacht, ausgeglichen oder beseitigt worden ist zugunsten einer Berufsauffassung, die wieder eine Ehre darin sieht, ehrlich um jede Gestalt und Form zu ringen und nie um des Verdienstes willen gegen das künstlerische Gewissen zu handeln. Diese Aussprachen und diese lebendigste Schulung, die immer mehr zum Mittelpunkt unserer Architektenlehrgänge geworden sind, waren freilich nur möglich, weil sie nicht von Kritikern oder Theoretikern, sondern von den besten Architekten selbst geführt wurden, und weil wir diese unsere engsten Mitarbeiter neben ihrer kulturpolitisch-erzieherischen Aufgabe, die sie als Angestellte unserer Dienststelle zu erfüllen haben, zugleich verpflichteten, auch weiterhin als freischaffende Architekten tätig zu sein und mit ihren wenigen Bauten Beispiele der Baugesinnung zu schaffen, die durch diese Schulung Allgemeingut der deutschen Architektenschaft werden soll. Ihre Pläne hingen neben denen der Teilnehmer, ihre Bauten wurden besucht und bewiesen, daß die Träger der Schulung selbst beherrschten und erfüllten, was sie von anderen forderten. Sie wirkten mehr und stärker als es Vorträge vermögen: durch die Kraft der vorbildlichen Leistung.

Die Arbeitsgemeinschaft am Bau

Neben diesen Lehrgängen und der Teilnahme am Dienst unserer Einheiten ist es aber das Werk, der Bau selbst, der mithilft, eine einsatzfähige Gemeinschaft junger Gestalter zu sammeln, und damit dem kaufmännischen und unternehmerhaften Geist im Bauen den Idealismus echten Gestaltens entgegenzusetzen. Aus diesem Grund haben wir unsere Architekten immer wieder angehalten, jeden

unserer Bauaufträge als eine Gemeinschaftsaufgabe aufzufassen und durchzuführen. Sie sollen aus der gründlichen Kenntnis der gestellten Aufgaben heraus den Bau in einer geschlossenen künstlerischen Konzeption planen und dabei schon den einzelnen Handwerkszweigen, ja, selbst der Mitarbeit der Jungen und Mädels und schließlich den Malern und Bildhauern ihre besondere Aufgabe zuweisen. Wir haben sie immer wieder verpflichtet, diese Schar von notwendigen

Mitarbeitern nicht einzeln heranzuziehen, sondern bewußt zu einer Gemeinschaft zusammenzuschließen, die den Bau in seiner ganzen Idee mitträgt, mitplant und durchdringt. Der Architekt muß es verstehen, jeden einzelnen Mitarbeiter von Aufgabe zu Aufgabe, zu immer besseren Leistungen zu entwickeln und diese seinem eigenen Werk als eine Steigerung einzufügen. Bis hin zur handgewebten Decke und zur Schale auf dem Tisch, bis hin zum Spruch und Bild an der Wand soll alles aus der geschlossenen Haltung einer solchen Arbeitsgemeinschaft entstehen, die sich auch menschlich zu Kameraden zusammengefunden hat. Angesichts der Tatsache, daß nur ein ganz geringer Teil wirklich guter Leistungen des gestaltenden Handwerks von Meistern dieses Handwerks geschaffen wurde und daß selbst nach gegebenen Plänen nur von wenigen eine einwandfreie Arbeit geliefert wird, ist es eine der verantwortungsvollsten und schönsten Aufgaben, vom Bau her zugleich Lehrer zu sein für alle die Kräfte des Handwerks, die nach einem sinnvollen Einsatz ihrer Arbeit verlangen. Wenn sie so an der



Der Töpfer
Holzschnitt von Jost Amman 1568

praktischen Aufgabe erzogen werden, dann ist zum ersten Male wieder der Bau zum Ursprung und zur Heimat aller Künste geworden.

Bei einem Teil unserer Bauten konnte dieses Ziel erreicht werden. Natürlich haben auch unsere Architekten dabei die Erfahrungen gemacht, daß sie, um eine gute Handwerksarbeit zu erhalten, nicht nur den Entwurf liefern, sondern auch die Ausführung zunächst schärfstens überwachen mußten. Unser beständiger Appell aber, hier nicht nachzulassen und sich immer wieder mit aller Liebe und Sorgfalt diese Kräfte des Handwerks zu erziehen, hat dann reiche Früchte getragen. Viele Handwerksmeister haben uns bei den Einweihungsfeiern freudig gestanden, sie hätten anfangs nicht gern unter so scharfer Kontrolle gearbeitet, dann aber selbst Freude an ihrer guten Arbeit gefunden, ja, sie hätten mit diesem Bau den schönsten Auftrag ihres Lebens erhalten und könnten sich nichts Besseres wünschen, als mit den gleichen Architekten noch eine Reihe solcher Bauten zu schaffen. Und viele Architekten haben uns bestätigt, daß es ihnen nach jahrelanger mühevoller Arbeit gelungen ist, allmählich das eigene Gestalten einzelner Handwerker so zu entwickeln, daß sie diesen dann bestimmte Aufgaben am Bau und in der Ausstattung der Räume voll verantwortlich übertragen konnten, wobei vielfach die besten Lösungen vom Handwerker frei aus dem Material heraus entwickelt und nicht am Zeichenbrett erdacht wurden.

Wert der Persönlichkeit

Die Grenzen unserer Erziehungsarbeit am Architekten und der durch ihn in der Arbeitsgemeinschaft am Bau erfolgenden Schulung des Handwerkers sind uns bewußt. Es

können damit die größten Sünden der Vergangenheit beseitigt werden, ja, wir haben schon den Beweis erbracht, daß selbst eine breite gute Baugesinnung erreicht werden kann und sich selbst mittelmäßige Architekten zu brauchbaren Leistungen entwickeln können. Wir wissen aber auch, daß eine bloße geschulte Anständigkeit, diese nur durch Einschaltung des bewußten Erkennens erzielten Ergebnisse, nicht die Kraft eines aus mütterlichem Boden gewachsenen ursprünglichen Kunstwerkes haben können. Um Häuser wie Bäume, Städte wie Wälder so selbstverständlich und natürlich in der Landschaft aufwachsen zu lassen, um die höchste künstlerische Ordnung in der einfachsten, faßbarsten Gestalt auszuprägen, bedürfen wir freilich in unseren Handwerkern und Baumeistern wirklich lebendiger Persönlichkeiten, die sich trotz aller Belastung dieser Zeit die Verbindung zum Werden und Wachsen bewahrt haben, die immer wieder den Weg des bewußten Schauens und Erlebens der Lebensgesetzmäßigkeiten gehen, so daß dann unter ihren Händen ihr Werk gleichsam spielend entsteht. In vielen unserer von Aufträgen überbelasteten, von Terminen gehetzten Gestaltern lebt diese Sehnsucht nach einem ganzen, einem organischen Leben. Sie spüren die Tragik eines immer Schaffensmüssens ohne die so notwendige Substanzerneuerung. Eine verständnisvolle politische Führung kann auch hier viel tun. So haben wir unsere Lehrgänge bewußt in Konzerte und Dichterlesungen geführt, haben versucht, sie neben der eigentlichen Schulung an diesem innersten Punkt anzusprechen, sie aus der Hast ihrer Arbeit herauszulösen und zu erschüttern und ihnen dann vor ihrer Rückkehr die Erkenntnis eingehämmert, daß es nicht nur ihr gutes Recht, sondern ihre Pflicht vor der Gemeinschaft ist, sich die Kraft ihrer schöpferischen Arbeit zu erhalten durch den Weg in die Stille des Schauens und Ergriffenseins.

So wurde von der Jugend aus eine Gemeinschaft der Besten zusammengeschlossen, die zwar über den ganzen deutschen Raum verstreut ist, sich aber in ihrer Arbeit immer wieder findet und zusammenschließt gegen alle die Kräfte, die aus kaufmännischer Betriebsamkeit oder als gekaufte Knechte volksfremder Kräfte das Ringen um das Reich und seinen ewigen Ausdruck zu verfälschen trachten. Sie alle spüren in sich die heilige Verpflichtung, durch die ehrliche Gesinnung, die einmal in vergangenen Jahrhunderten auch den kleinsten Bau zu einem vollkommenen Abbild unserer Art machte und sich in den Domen als den Bauten der Gemeinschaft zu einer einsamen, nie wieder erreichten Größe erhob, wieder ihre tägliche Arbeit, jeden Plan und jede Einzelheit bestimmen zu lassen. Sie hassen die Jagd nach dem Verdienst und verachten den Verräter, der sich verführen läßt, gegen sein Gewissen zu handeln. Sie ringen leidenschaftlich um diese Ehrlichkeit in jeder Gestalt und jeder Form, mit der sie nach ihren Plänen unserer Welt einen neuen Zug einfügen. Und aus der Jugend kommen dieser Gemeinschaft immer wieder die Kräfte, trotz aller Nöte und Anfechtungen ihr Schaffen rein und ihr Ziel heilig zu halten. So wollen wir diese Gemeinschaft unserer Künstler als einen Orden junger Gestalter, der sich der Größe seiner Aufgabe bewußt ist, der nicht schematisch einen neuen Stil mit billigen Mitteln der Dekoration zu schaffen versucht, sondern um die Reinheit und Ehrlichkeit seiner Arbeit und um die lebendige Verbindung zu allen Schichten und Aufgaben des Volkes kämpft.

Der Raum — ein Gesamtkunstwerk

In den Räumen unserer Bauten begegnet die Jugend dem Werk ihrer Architekten, Bildhauer, Maler — und vor allem ihrer Handwerker. Während eine frühere Zeit die Jugend ihrer Arbeiter in dunklen Hinterhöfen aufwachsen ließ und die Schüler ihrer höheren Schulen zu einem kunsttheoretisch, kunsthistorisch oder gesellschaftlich orientierten Kunstverständnis erzog, erlebt heute die ganze deutsche Jugend in unseren Heimen die Kraft eines Bildes, die vollendete Schönheit einer Schale, die Echtheit und Wärme handwerklicher Arbeit, spüren sie alle, wie ein neuer Raum in seiner lichten Weite und seiner einheitlichen frischen Atmosphäre sie zusammenschließt und den Charakter ihrer Heimabende bestimmt. Nicht mit dem Sichtbarwerden einer Idee in einem Stoff dieser Welt ist der Sinn schöpferischen Schaffens erfüllt, sondern über Wert und Unwert entscheidet allein Stärke und Richtung der Wirkung, die sie im Volk ausübt und in seinem Leben hervorruft. Wenn wir vom Raum sprechen, so meinen wir damit nicht allein das Mauerwerk und den Luftabschnitt, den es umschließt, sondern jene geordnete Einheit der geistigen Kräfte, die in der baulichen Gestalt sichtbar geformt sind, die aus Farben, von Geräten und Bildern ausstrahlen und zusammen den erzieherischen Wert

einer echten Räumlichkeit ausmachen. Unser Raumgefühl, das einem Sehnen gleich vom Raum geweckt wird, in ihn hineingreift, dabei unmerklich oft einem bestimmten Ziele zustrebt, braucht Weite und Grenze, Abstand und Ziel zugleich. Zum Wesen des echten Raumes gehören also Ausgedehntsein und Begrenztsein. Wie Wände, Decke und Böden gebildet sind, aus welchem Material sie gebaut wurden, welche Farbe und welchen Bewurf sie tragen, welche Öffnungen sie besitzen — alles das bestimmt die Wirkung, die von ihnen ausgeht. Schon die Echtheit der Stoffe, die natürliche Schönheit der Konstruktion, der reine Adel der Formen und die Vollkommenheit der Verhältnisse vermögen ein Raumgefühl zu schaffen, das bestimmend wirkt und unbewußt erzieht. Ihr einheitliches Zusammenklingen aber macht erst die besondere Wirkung einzelner Dinge möglich, und wenn schließlich die gesamte Haltung eines Raumes in seinen Bildern ihre bewußte Gestaltung und letzte Verlebendigung erfährt, dann vermag er beständig stärkste Impulse zu geben. Weder der Raum ist also ein Kunstwerk an sich, noch sind es seine einzelnen Teile. Er ist wie kaum ein Kunstwerk auf den Menschen bezogen, hat im Menschen sein Maß und in der Steigerung seines Lebens seine Aufgabe.

Gerade die Aufgabe unseres Bauens kann es nie sein, Räume leerer und kalter Repräsentation zu schaffen. Vor allen Aufgaben steht heute immer wieder die Gesundheit unserer jungen Gemeinschaft, ihr Leben und vor allem ihre seelischen Belange. Deswegen sind auch die Gegenstände der Heimeinrichtung und des Hausrates, mit denen wir die Beziehungen und Spannungen, die von den umschließenden Elementen des Raumes ausgehen, noch ergänzen und verstärken, nicht als Kunstwerk an sich, sondern als Gebrauchsgeräte lebendiger Menschen zu gestalten. Möbel und Vasen, Schalen und Teller sollen genau so schön und zweckmäßig, so vollendet und edel sein wie das Raumganze. Man muß die Seele der Stoffe, den Innenklang der Formen, die „sinnlich-sittliche Wirkung“ einer Farbe kennen, um alle Beziehungen eines Raumes harmonisch zu lösen und einheitlich zu spannen, um sie aus einem chaotischen Durcheinander zu einem bestimmten räumlichen Charakter zu ordnen und zu binden. Dies aber ist unsere Sachlichkeit: Räume, in denen Menschen leben und schaffen; nicht zuerst von der Technik her für bloße „Funktionen“ zu berechnen, sondern für den lebendigen Menschen und seine Arbeit zu planen und dabei darum zu wissen, daß dieser Mensch auch Herz und Seele hat, die in unseren Räumen nicht vergewaltigt, sondern in ihrer Freiheit und Natürlichkeit freudig bestätigt werden sollen. Zum Fluidum eines solchen Raumes gehören neben den Kräften, die von seinen Wänden und Gegenständen ausgehen, deswegen vor allem Luft und Licht. Was einen Raum eng macht und ihn bis zur Aufhebung aller Räumlichkeit füllt, ist immer der Kasten, das in den Raum hineinragende Möbel. Je massiger es in seinem Umfang, je schwerer es in seinen Formen und je dunkler es in seiner Farbe ist, um so mehr beengt es den Raum, je ungestörter der Luftraum ist, um so besser ist auch die räumliche Wirkung, die in dicht möblierten Stuben mit übermäßig geschmückten und behangenen Wänden, in gedrückten und engen Zimmern völlig aufgehoben werden kann. Das Licht aber ist es, das dem Raum und seinen Gegenständen erst sein höchstes Leben gibt. Es kann einen Raum zerstören, zerreißen oder erfüllen und durchfluten. Von der Führung des Lichtes ist es abhängig, ob die Schönheit der handwerklichen Bearbeitung eines Materials zum Ausdruck kommt oder im Spiel der Beziehungen tot und stumpf bleibt. Erst das Licht weckt den Wert der Farbe, gibt mit der feinen Schattenwirkung dem Profil seinen Ausdruck und läßt die Seele eines Materials sichtbar werden. Es macht erst lebendig, was der Künstler in Formen und Farben, in Proportionen und Rhythmus gefühlt und ersonnen hat. Es gehört so notwendig zu den Elementen des Raumes, denn es vermag, richtig geführt, alle Stoffe und alle Formen in einem Maße zu verwandeln und zu durchseelen, wie es keiner Bearbeitung durch die Hand allein möglich ist. Es muß daher vom Künstler geliebt und beherrscht werden, damit er seinem Werk den letzten Ausdruck geben kann.

Die Gestaltung des Hausrats

Die Sprache eines Raumes wird erst dann klingend und wirksam, wenn zu seinen baulichen Elementen noch Bilder, Möbel und die kleinen Dinge des täglichen Gebrauchs hinzutreten, ihm seine Leere nehmen und ihre Kräfte schenken. Sie kommen immer wieder mit uns in Berührung als unsere unmittelbaren Freunde und Helfer. Während Wände, Decke, Boden und Öffnungen in ihrer entscheidenden raumbestimmenden Wirkung vielen gar nicht bewußt werden, haben wir doch alle schon einmal über die schöne Platte eines Tisches gestrichen, eine Schale in der Hand gewogen, uns an der Reinheit einer edlen Form erfreut und ein Bild bewußt betrachtet. All diese Gegenstände, die wir mit einem Blick umfassen können, mit denen wir in langen Jahren des Besitzens und Gebrauchens erst recht verwachsen, schaffen für die meisten die tiefsten Bindungen an einen Raum, geben ihm seine Wärme und Herzlichkeit, die ihn uns liebenswert macht. Auch von seinem Hausrat her wird ein Raum von einer Fülle von Beziehungen und Kräften durchzogen, die sich unmittelbar an den lebendigen inneren Menschen wenden. Darum bedarf aller Hausrat mehr als nur der Hand des Technikers, die ihn brauchbar und haltbar löst, er braucht Gestaltung aus reifem Herzen und begnadeten Händen.

Weil sich uns heute so vieles als „gestaltetes“ Werk aufdrängt, was in Wahrheit Blendwerk und Lüge ist, muß hier versucht werden, etwas zum Wesen echter Gestaltung zu sagen. So schwer nämlich eine Gestalt in ihrer Richtigkeit rechnerisch bewiesen werden kann, weil sie aus innerer Notwendigkeit und Sicherheit zu gerade dieser Form wächst, so wenig kann der Vorgang des Gestaltens selbst methodisch erklärt und gelehrt werden. Gestaltung ist Wachstum, darum gibt es vor ihr nur ein Ahnen und eine Ehrfurcht. Was uns als Gestalt in seiner Schönheit erfreut, in seiner Innerlichkeit bereichert, in seiner Reinheit klärt und in seinem Adel verpflichtet, wächst in einem langen Prozeß inneren Ringens und Suchens, wächst aus Zweifeln und Hoffen aus der Seele des Künstlers nach seinem prägenden Gesetz. Die gestellte Aufgabe und der in allen seinen Bedingungen geklärte Zweck eines Gegenstandes erwecken die erste Vorstellung einer möglichen Form, die ihm gerecht werden könnte, und die Erfahrung der handwerklichen Arbeit findet das Material und die Konstruktion, die zu diesem gewünschten Ergebnis führen könnte. Alles das muß in einem Werkstück zusammenwachsen und verbunden werden. All diese Notwendigkeiten und Abhängigkeiten zu einer Harmonie zu verbinden, verlangt schon den ganzen Menschen — braucht die Phantasie, die das Ergebnis vorwegnimmt und klärt, braucht das geübte Auge, das die Formen schaut und prüft, und die fühlende Hand, die ihnen nachspürt. Vor allem aber ist dazu notwendig die schöpferische Kraft, die nach einem in jedem Menschen ruhenden inneren Gesetz aus der bloßen Vereinigung aller Bedingungen eine Gestalt prägt. Es ist das Gesetz, nach dem sich alles Organische und Lebendige baut, das auch in jeder echten künstlerischen Arbeit sichtbar wird. Nach dieser Idee, die im Keim alles Lebendigen ruht, hat der gesunde und schöpferisch begabte Teil unseres Volkes seit jeher seine Ordnungen im Staat und in der Kunst geschaffen. Diese Befähigung ist



Die Stände; in der Mitte der Schmied als Vertreter des Handwerks (Holzschnitt, 16. Jahrh.)

nicht nur das Gegenteil, sondern der Urfeind eines jeden Chaos und damit des Bolschewismus, der alle gewachsene Ordnung zerstört, alles Lebendige vernichtet und damit das Ende jeder Kultur ist.

Es ist notwendig, gerade auf dem Gebiet der Möbelgestaltung immer wieder auf dieses heilige Werden hinzuweisen, aus dem auch der kleinste und unscheinbarste Gegenstand, der einem Menschen dient, entstehen soll. Die Welt des täglichen Gebrauchs, die engere Welt des Auges, die uns in Heim und Wohnung umgibt, hat den stärksten Einfluß auf den Menschen und vor allem auf die empfängliche und erlebnisfähige Seele der Jugend. Kein Wunder, daß gerade an dieser Stelle der Jude seine Zerstörung begann und am weitesten vorantrieb. Ohne daß die Gesamtheit es merkte, hat er uns vielfach entfremdet, was uns am nächsten sein sollte, hat er uns in seinen Fabriken Dinge produziert, die nicht gewachsen und errungen, sondern genormt und hergestellt waren. Kein Wunder auch, daß sich niemand mehr mit diesen Dingen verbunden fühlte, sie wurden von heute auf morgen unbrauchbar, vergessen oder weggegeben. Wie die meisten Haus und Hof verloren, so verloren fast alle auch dieses Letzte, das noch Besitztum hätte sein können: kaum noch ein Schrank, der sich von Generation zu Generation vererbte, und kaum noch ein Gegenstand, von dem man sich nicht trennen konnte.

Wir sagen dies als eine ernste Warnung allen denen, für die noch immer die Frage des Möbelbaues nur ein Geschäft ist und die sich skrupellos bald sachlich, bald romantisch geben und je nach Wunsch in Biedermeier, Barock oder „Modern-Kaukasisch-Nußbaum“ liefern können. Weder das Kastenmöbel ohne Abschluß und ohne Fuß, noch die phantastischen Formen, die uns im Fluß ihrer Linien so stark an Autokarosserien erinnern, noch die Liniengebilde der Stahlrohrmöbel, noch das mit schlechten Mitteln nachgeahmte und künstlich altgemachte Bauernmöbel kommen für unsere Räume in Frage. Ein Stuhl kann eben nicht „sachlich“ berechnet und mit dem Lineal entworfen werden, er braucht die lebendige Hand, um lebendige Formen zu erhalten. Jede Gestalt, die so gewachsen ist, ist mehr als eine Nutzform. Sie ist das sichtbare Bild für unsichtbare Kräfte, ist das äußere Abbild einer inneren Idee. So gehen auch in jedes Werk eines Menschen die Gesetze seines eigenen Lebens und seiner Seele ein. Darum fordern wir für die Gestaltung unseres Hausrates nicht nur eine zweckmäßige Form, einen natürlichen Werkstoff, eine ihm gemäße richtige und saubere Konstruktion, sondern vor allem einen Handwerker, der in seiner Haltung und seinem ganzen Leben zu uns gehört. Er nur wird diese Aufgabe erfüllen können, den auf Jahrzehnte hinaus wirkenden erzieherischen Raum der deutschen Jugend zu schaffen.



Kürschnerwerkstatt: auf der Straße Klopfen der Felle, in der Stube verkauft die Meisterin einem Patrizier Ware (Holzschnitt, 16. Jahrh.)

Wir machen immer wieder die Erfahrung, daß viele zwar die Notwendigkeit spüren, für das neue Lebensgefühl der Jugend auch einen neuen, sichtbaren Ausdruck im Raum zu schaffen, daß sie aber aus Unkenntnis der Werkstoffe und ihrer Gesetze sich meist mit Möbeln zufriedengeben, die durch große Holzstärken, möglichst aufdringlich hervorgehobene Maserung und klobige, auch „pfundig“ genannte Formen die verantwortliche Aufgabe recht oberflächlich lösen. Denn es ist eine wahrhaft große und lebenswichtige Aufgabe, in den Bauten der Jugend eine Verbindung zu schaffen zwischen der Haltung ihres Lebens, dem Charakter ihrer Arbeit und ihrer Weltanschauung und der sichtbaren Darstellung und Formung dieser Werte in Bau, Raum und Hausrat. Der notwendige Beitrag zur Neugestaltung kann immer nur aus der im Menschen selbst vollzogenen Verbindung des besten Könnens mit der richtigen Lebenshaltung geleistet werden. Solange diese Verbindung noch nicht im letzten Künstler und Handwerker geschaffen ist, muß diese Aufgabe durch beste Zusammenarbeit zwischen unserem Führerkorps als dem Exponenten der Jugend und der fachlich besten Handwerker- und Künstlerschaft gelöst werden. Es kommt hier alles auf ein gemeinsames Suchen und Lernen, auf ein gegenseitiges Unterstützen und Fördern an. Auch die am Heimbau der Jugend beteiligten Bürgermeister, Ortsgruppenleiter Kreisleiter und Landräte sollten in diesem gemeinsamen Ringen nicht abseits stehen. Nur dann wird es möglich sein, solche gar nicht seltenen Mißgriffe zu vermeiden, daß zum Beispiel ein HJ.-Führer allein in einer möglichst dicken Holzstärke den Ausdruck des Starken und Gesunden sieht, ein Architekt „Bauernmöbel“ mit vielen Herzen und ausgesägten Schnörkeln entwirft, weil sie seiner Vorstellung von der Jugend entsprechen, und ein Dritter allein eine billige und praktische Einrichtung erstrebt und jede Gestaltungsfrage rundweg ablehnt. Nur wer im Menschen mehr als einen Spieß, Materialisten und genießenden Bürger sieht, nur wer in Ehrfurcht vor dem Geistigen steht; das jeden einzelnen Menschen erhebt und heiligt, kann für seine Geräte die Formen finden, die zwar schlicht und einfach sind, nicht aber kalt und ertötend, die selbst den Geist des Lebendigen in sich tragen und weiterzugeben vermögen. Dies freilich verlangt auch vom Handwerker mehr als fachliches Können und technisches Wissen, nämlich ein reifes und ganzes Menschentum. Weil über die Arbeit der Hand auch die Kräfte des Geistes und des Herzens in das Werk eingehen, muß der rechte Handwerker auch ein reifer und rechter Mensch sein. So zielt alle echte Gestaltung auf den Menschen und auf die Erhöhung seines Lebens und kann nur ausgehen von ihm und der nur ihm gegebenen Kraft, Leben zu zeugen.

Die kleinen Dinge

Die Kulturhöhe eines Volkes wird nach den höchsten Leistungen seiner Künstler bewertet, ihre Tiefe und Breite aber ist an der Gestaltung der kleinen Dinge des Alltags und der Lebensnotwendigkeiten abzulesen. Der Verfall der liberalistischen Zeit dokumentiert sich nicht nur in dem Fehlen einer großen und überragenden baulichen Gestaltung, sondern auch in der fast völligen Verdrängung guter Gebrauchsgegenstände durch üble Erzeugnisse und kunstgewerbliche Fabrikware. Es ist heute unsere Aufgabe, dafür zu sorgen, daß die von unbekanntem Handwerksmeistern gefundenen zweckmäßigen und reifen Formen für die Gegenstände des Haushalts wieder zu Ehren kommen und auch die Geräte, die wir täglich in die Hand nehmen, die Krüge und Teller, Körbe, Schalen und Vasen in der besten Erfüllung ihrer Zwecke und dem Adel ihrer Formen der wunderbaren Schönheit der lebendigen Hand entsprechen. Alle diese Geräte sollen keine Prunkgegenstände sein. Überflüssiger Zierat und hinzugesetzte Dekorationen oder die Verquickung mit naturalistischen Nachbildungen beeinträchtigen meistens ihren Gebrauchswert. Wie bei den Möbeln, so liegen auch all den guten Gebrauchsgeräten die in langer Entwicklung gereiften und durch die Jahrhunderte schon gültigen Formen zugrunde. Sie sind organisch in ihren Verhältnissen, lebendig im feinen Schwung ihrer Wölbung, ehrlich in der Entwicklung aus dem Material und trefflich in der Erfüllung ihrer Zwecke. Wir wollen in unseren Räumen und in unserem Alltag den reinen Klang dieser vollkommenen Formen nicht missen.

Aus den heimatlichen Weiden sind die schmiegsamen Körbe gebildet, die nicht durch Verzierungen, sondern durch die zweckmäßige Verarbeitung ihres schönen Materials ausgezeichnet und geschmückt sind. Das lautere Wasser füllen wir in glockenklares Glas, viel köstlichen Saft soll der Steinkrug in sich bergen, darum ist es richtig, ihm

einen kräftigen Bau und einen tiefen Schwerpunkt zu geben, so daß er fest und gewichtig auf dem Tisch steht. Da wächst eine Vase aus dem feineren Porzellan in einem leichten Schwingen empor und klingt in eine Rundung aus, die den Strauß weit öffnet, während eine andere die zarten Stengel weniger Narzissen zusammenbindet und auch diese wenigen Blütensterne zu einem schönen Bild vereinigt. Und die Beispiele guter Gebrauchsgeschirre zeigen, daß auch der gedeckte Tisch nicht durch dekoriertes Porzellan, durch prunkvolle Garnituren oder billige Muster seine Vornehmheit gewinnt, sondern allein durch die reinen Formen eines schönen Materials einladend und festlich wirkt. Ob es das kühle Zinn ist oder die echte Struktur handgewebter Stoffe oder die feine Spitze aus Tüll — all diese echten Stoffe und ihre reinen Formen sollen unser tägliches Leben bereichern. Von der liebevollen Behandlung dieser kleinen Dinge im Heim, von seinen Vasen und Krügen, seinen Schalen und Bücherstützen, seinen Tellern, Leuchtern und Blumen hängt viel für seine Herzlichkeit und Freundlichkeit ab. Darum wollen wir nur solche Dinge um uns stellen, die unser Auge erfreuen als eine vollkommene Welt.

Von den Räumen unserer Heime und Herbergen aber geht eine gerade Linie zum Wohnraum des Volkes. Was Jungen und Mädchen in ihrem Heim als eine sichtbare Verkörperung ihrer Art bejahen, werden sie später einmal für ihre Wohnung verlangen. Der Raum, in dem sie acht Jahre hindurch ihren Dienst taten, mit dem ihr ganzes frohes und starkes Jugendleben verbunden war, wird dann als Vorbild des nationalsozialistischen Raumes in ihrer Erinnerung sein, wenn sie selbst darangehen, sich ein Heim zu schaffen.

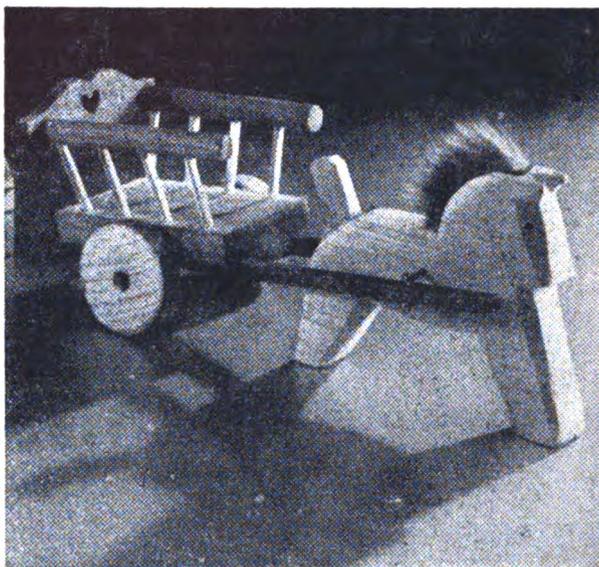
Es ist eine unserer größten Aufgaben, dieses Glück einer eigenen Wohnung und einer gesunden Familie einmal jedem Volksgenossen zu ermöglichen. Nichts vermag nach der Arbeit des Tages eine so gute Entspannung und zugleich so viele neue Anregungen und innere Kräfte zu geben wie der Kreis der Familie. Ihr Wohnraum soll einmal die Stätte werden, an der jeder einzelne über die alltäglichen Anforderungen hinaus sein inneres Leben führt, wo er teilhat an dem geistigen Ringen der Nation und an den höchsten Werten, die ihre Großen schufen. Dort soll ein jeder in Buch und Bild, Hausrat und Raum, Lied und Unterhaltung die Kräfte finden, die das Leben überhaupt erst lebenswert machen. Dort soll er sich die Stufen bauen, die ihn über das tägliche Müssen zu dem Bewußtsein erheben, in jeder Arbeit dem ewigen Werden und Gestalten verbunden zu sein. Und vergessen wir nicht, daß der Wohnraum auch die tiefste menschliche Gemeinschaft umschließt, die Gemeinschaft der Herzen, aus der sich das Leben erneuert. Heilig sind uns ihre Zeichen, die Raum und Haus bergen: das Feuer des Herdes, das gemeinsame Mahl und der Tisch, um den sich die Familie versammelt.

Zum Abschluß dieses Überblickes über die mannigfaltigen Beziehungen, die sich aus dem Bauen der Jugend zur Arbeit des Handwerks ergeben, sei darauf hingewiesen, daß die praktischen Ergebnisse dieser Arbeit durch laufende Veröffentlichungen in den Fachzeitschriften und durch die Ausstellungen im Haus der Deutschen Kunst der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurden, während die „Werkhefte für den Heimbau der Hitler-Jugend“ (Band I „Die Bauten“, Band II „Die Gestaltung des Innenraums“) alle Einzelfragen für Architekten, Bürgermeister und Formationsführer erschöpfend behandeln und die „Beispielsammlung für die Heimgestaltung der Hitler-Jugend“ in laufenden Lieferungen die besten handwerklichen Arbeiten, vor allem die mit dem „Hausratzeichen der Hitler-Jugend“ ausgezeichneten Möbel veröffentlicht. Der schönste Beweis für den Erfolg dieser Arbeit aber sind die Worte, die ihr der Führer anlässlich der Eröffnung der ersten Architekturausstellung im Haus der Deutschen Kunst widmete: „Der neue Staat hat auch hier das Glück gehabt, neue Verkörperer seines künstlerischen Wollens zu finden, und diese Namen, die heute noch vielen Deutschen unbekannt sind, werden einmal zum Kulturschatz der deutschen Nation gehören.“

Die Werkarbeit der Hitler-Jugend — Erhaltung und Entwicklung der Erlebnisfähigkeit

Es gibt keine größere Kraft im menschlichen Dasein als die des Erlebnisses. Nur was wir erleben, bildet uns. Darum führen wir in unserer Arbeit Jungen und Mädchen zu den großen Persönlichkeiten unseres Volkes, hin vor die Wunder

der Natur und vor das Antlitz der deutschen Landschaft; darum stellen wir die Werke der Kunst in ihr Leben, daß sie alle die lebendigen Ströme spüren, die von ihnen ausgehen. Mit dem Hinführen und dem Darbieten aber ist es nicht



getan. Was nützen uns alle diese Bemühungen, wenn eine falsche Allgemein-erziehung das innere Organ zum Empfinden und Aufnehmen künstlerischer Werke vernachlässigt und verkümmern läßt. In der Jugend ist diese Erlebnisfähigkeit noch rein und unverbildet angelegt. Sie auf allen Gebieten zu erhalten und zu entwickeln, ist ein wesentlicher Teil unserer Arbeit. Wir müssen dabei vor allem in der Welt des Auges immer wieder feststellen, daß die Allgemeinheit gegenüber der sichtbaren Form meist stumpf und blind ist. Das bedeutet aber, daß die Werke ihrer großen bildenden Künstler, ja, daß vieles

Große damit gar nicht fruchtbar werden kann. In der Jugend nimmt freilich das Gefühl für die sichtbare Welt von Tag zu Tag zu.

Trotzdem überraschen uns immer wieder die sichtlichen Mißgriffe und Instinktilosigkeiten, die bei der Ausgestaltung unserer Heime gerade dort vorkommen, wo die Mitwirkung des Architekten fehlt oder die Leitung den Führern und Führerinnen überlassen bleibt. Es gibt dafür nur die eine Erklärung, daß es bei der Reinerhaltung und Steigerung dieser Erlebnisfähigkeit nicht auf das bloße Betrachten guter und schlechter Gegenstände ankommt, sondern auf ein dauerndes Anschauen, d. h. dauerndes Mitempfinden und Vergleichen und vor allem auf ein beständiges Tun. Die Welt des Auges erbaut sich in dem vom Menscheng-



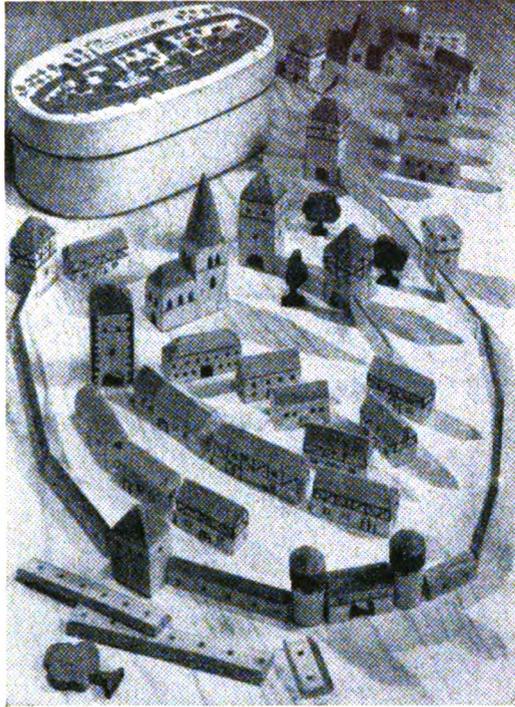
schaffenen Teil aus der Arbeit der Hand. Nur wer die Fähigkeiten seiner Hand erhält, übt und entwickelt, wird ein Gefühl für den Klang einer Form, für ihren Ausdruck oder ihren Charakter gewinnen.

Aus diesen Gründen ist schon seit Jahren im allgemeinen Dienst der Hitler-Jugend neben die körperliche und geistige Schulung die Werkarbeit, also die Entwicklung der gestalterischen Fähigkeiten der Hand, als notwendige harmonische Ergänzung getreten. Wenn die Hitler-Jugend damit das Erlebnis des eigenen Tuns, des eigenen Bildens und Gestaltens in ihr Arbeitsprogramm einbezieht, so bekennt sie sich zu einer erzieherischen Idee von größter Tragweite: Indem sie im Erziehungsgang unseres Volkes seine vielfältigen handwerklichen Anlagen allgemein anspricht und entwickelt, werden daraus nicht nur die besten Begabungen auf natürliche Weise den handwerklichen, technischen und künstlerischen Berufen zugeführt, gewinnt damit das Volk in seiner Gesamtheit nicht nur ein viel innigeres Verhältnis zu den Leistungen dieser Berufe, sondern es

wird damit jedem einzelnen ein Stück Schöpferglück und Schöpferfreude geschenkt — eine Kraft, die inmitten unserer technisierten Arbeitswelt für den Deutschen unerlässlich ist, soll er die Würde des Menschen behalten. Diese Einbeziehung der Werkarbeit in den allgemeinen Hitler-Jugend-Dienst entspricht einem natürlichen Verlangen unserer Jungen und Mädchen. Schon das Spiel dient der Entwicklung der körperlichen, geistigen und seelischen Fähigkeiten des Kindes. Es stellt Anforderungen an das Vermögen seiner Sinne, an seinen Verstand, seine Phantasie, sein Gedächtnis und seinen Willen. Aus dem Tätigkeitsdrang des Kindes im Spiel wird später die Arbeit des Jungen mit richtigem Handwerkszeug und schließlich mit technischen Baukästen. Und welcher Erwachsene erinnerte sich nicht dankbar an die Stunden, in denen er selbst einmal bastelte und baute, und ihm das Glück zuteil war, ein Werk unter seinen Händen entstehen zu sehen.

So handelt es sich also bei der Werkarbeit der Hitler-Jugend nicht um eine Betätigung, die künstlich hervorgerufen oder befehlsgemäß begründet werden müßte, sondern nur um die bewußte und klare Weiterführung, die planmäßige Forderung einer natürlichen Veranlagung, die schon im Leben des Kindes in Erscheinung tritt.

Unsere Werkarbeit soll das zwanglose Formen und Gestalten des Kindes mit der Erreichung des Jungvolkalters unter zurückhaltender Leitung bewußt, planvoll und natürlich entwickeln. Überall dort, wo der Junge aus seinem ganz frischen und natürlichen Jungenleben heraus zum Selbstbauen kommt, wo er begeistert und ganz dabei ist, soll er unter Leitung eines älteren Kameraden lernen, die Dinge, die er anpackt, gut auszuführen und zu einem brauchbaren Ergebnis zu bringen. Wenn er sich im Lager einen Lattenrost zusammenschlägt oder ein Lagertor baut, wird er sich gern eine einfache Holzverbindung zeigen lassen, um eine noch größere Festigkeit zu erreichen. Auch für die Werkarbeit sind das begeisterte Dabeisein und Mittun und damit die richtige Ge-



Spielzeug aus dem „Kriegseinsatz der Werkarbeit“
der Hitler-Jugend

legenheit ausschlaggebend. Wenn sie überall dort eingesetzt wird, wo sie notwendig ist und Sinn hat, wird sie nicht nur brauchbare Gegenstände hervorbringen, sondern auch die Fähigkeiten jedes einzelnen Jungen weit entwickeln.

Aus diesem Ziel geht schon hervor, daß trotz der Betonung des jugendlichen Elementes der Begeisterung die Werkarbeit von ernsthafter Bedeutung für die vorberufliche Erziehung ist. Denn über ihr steht von jeher der Grundsatz: „Wir müssen alle schlechte Arbeit hassen lernen wie die Sünde“ (Goethe).

Es gelten also auch hier die gleichen Gesetze der Leistung und der Qualität, die auch das Schaffen des Facharbeiters bestimmen. Unsere Werkarbeit hat nichts mit jenem oberflächlichen Basteln einer früheren Zeit, mit jenem sinnlosen Anfertigen allerlei unbrauchbaren Zeugs aus minderwertigen Stoffen zu tun, sondern unterscheidet sich davon in dreifacher Hinsicht:

1. Die Werkarbeit der Hitler-Jugend ist zielgerichtet, d. h. in den Werkstunden werden bestimmte Aufgaben gestellt, und es werden nur solche Arbeiten ausgeführt, die gebraucht werden oder die sinnvoll sind. Diese ernsthafte Aufgabenstellung geht schon daraus hervor, daß die Gesamtheit der Hitler-Jugend im wesentlichen bei zwei ganz praktischen Anlässen an die Werkarbeit herangeführt wird: im Sommerlager und beim Einsatz für das WHW.

a) Die Werkarbeit im Sommerlager ist von besonderem erzieherischem Wert, weil alle ihre Arbeiten für den praktischen Gebrauch im Lagerleben bestimmt sind, und weil zu ihrer Anfertigung nur die einfachen Lagerwerkzeuge und natürliche Werkstoffe zur Verfügung stehen. Alle diese Gegenstände — wie Zeltstäbe, Heringe, Fußabstreicher, Kochgeschirrstände, Trockenstände, Wegweiser, Zäune, Tore, Anschlagbretter, Briefkästen, Papierkörbe, Bänke, Tische, Abfallgruben, Sitzringe, Wege, Feuerplätze, Spiel- und Sportgeräte — müssen mit den im Lager gegebenen Werkstoffen, wie Äste, Ruten, gefällte Stämme, Binsen, Borke, Blech usw., hergestellt werden. Bei ihrer Anfertigung muß der Junge überall auf die natürlichen Arbeitsvorgänge zurückgreifen. Er kann dabei nicht gedankenlos einige angelernte Regeln verwenden, sondern muß sich dauernd überlegen, wie er die einzelnen Teile zusammenfügen will, wo er etwas noch einfacher und klarer verbinden kann. Der natürliche Werkstoff führt ihn immer wieder zu einfachen und natürlichen Formen, die aber keineswegs primitiv sind und nie liederlich oder oberflächlich gearbeitet sein dürfen. Schon an einem einfachsten Arbeitsvorgang — beispielsweise dem Einschlagen eines Pfahles, wie es in jedem Lager ungezählte Male vorkommt — kann mit der Erziehung zu sauberem und sorgfältigem Arbeiten begonnen werden: er muß, je nach seiner Aufgabe, eine bestimmte Stärke haben, entsprechend zugespitzt und genügend weit eingeschlagen werden; sein Kopf soll nicht durch Hammerschläge breitgeschlagen und aufgesplittert, sondern sauber abgeschragt, Kanten und Astansätze sollen mit dem Messer sauber beschnitten sein. Und alle die einzelnen Gegenstände sollen handlich im Gebrauch, unempfindlich gegen Witterungseinflüsse sein, müssen sich dem Charakter der Landschaft, dem Bild des Lagers einfügen und anpassen. Alle diese Forderungen beweisen, daß ein gutes Sommerlager in seinen Grenzen keine halben und provisorischen Lösungen zuläßt, sondern eine gute Arbeit auch beim unbedeutendsten Gegenstand verlangt.

b) Die Werkarbeit, die von der gesamten Hitler-Jugend im Rahmen des WHW-Einsatzes während der Wintermonate zur Anfertigung einfachster Gebrauchsgegenstände und Spielzeugs für die vom WHW. betreuten Familien durchgeführt wird, verfolgt die gleichen Erziehungsziele. Auch hier „bastelt“ der Junge nicht irgendeine Arbeit, die ihm gerade liegt oder zu der er gerade Lust hat, sondern er wird durch die einzelnen Arbeiten, die sich in ihrem Schwierigkeitsgrad steigern, in verschiedene Arbeitsgänge und Materialien planmäßig eingeführt. Dabei dient jede einzelne Arbeit einer sinnvollen Aufgabe: Es werden einzelne Holzverbindungen nicht nur um des Lernens willen gearbeitet, sondern sie werden an einem verwendbaren Gegenstand ausgeführt. Während für die Arbeit im Sommerlager nur einfachste Werkzeuge, wie Hammer, Beil, Säge, Messer, zur Verfügung stehen, führt der vorbildlich ausgestattete Werkraum schon zu einem stärker handwerklichen Arbeiten.

2. Das Ziel, einen brauchbaren Gegenstand anzufertigen, wird nicht nur aufgestellt, sondern es muß auf jeden Fall von jedem Jungen erreicht werden. Das bedeutet aber eine charakterliche Erziehung von unschätzbarem Wert für das ganze Leben und die

berufliche Arbeit, wenn der Junge immer wieder angehalten wird sich an keiner Stelle der Arbeit gehen zu lassen, oder es einmal nicht genau zu nehmen, bis er schließlich genau so wenig daran denkt, an eine liederliche Arbeit auch nur eine kurze Zeit zu vergeuden, wie er sich im Sport mit einem mäßigen Wurf oder einem schlappen Lauf begnügen würde. Und dort wie hier wird er alle seine Kräfte anspannen, um eine Bestleistung zu erzielen.

3. Das höchste Ziel aber aller Werkarbeit muß sein, nicht allein brauchbare und gut gearbeitete, sondern vollendet gestaltete Ergebnisse zu erzielen. Das bedeutet aber, jeder Junge muß so weit gebracht werden, daß er durch das eigene Bearbeiten des Werkstoffes etwas von seinen Gesetzen spürt und ihnen so lange nachgeht, bis er seine Ausdrucksmöglichkeiten gefunden und die ihm zukommende ehrliche und saubere Form gewonnen hat. Wie ein Stoff spaltet oder bricht, wie er sich dem Werkzeug entgegenstellt oder fügt, dies alles verrät viel von seinem Wesen. Deshalb soll das Auge nicht nur seine Farbe, sondern auch seine Struktur prüfen, soll die Hand seine Oberfläche fühlen und das Ohr seinen Klang aufnehmen. Wer sich so mit eigener Hand lange und wiederholt um einen Stoff bemüht hat, dem offenbart er seine letzten Gesetze, und wer diese kennt, kann auch die inneren Kräfte eines Materials dem daraus gefertigten Gegenstand und seiner Konstruktion dienstbar machen. Denn alles das muß in einem Werkstück zusammenwachsen und verbunden werden: die reine Zweckmäßigkeit der Form, die der Aufgabe in jeder Hinsicht gerecht werden muß, das Material in seiner Haltbarkeit, Zusammensetzung, seiner Farbe und Oberfläche, seinen inneren und äußeren Eigenheiten, die Konstruktion mit ihren technischen Bedingungen, ihrer Abhängigkeit vom Material und dem Wert ihres Ausdrucks. Alle diese Notwendigkeiten und Abhängigkeiten zu einem vollendeten Werkstück zu verbinden, verlangt schon den ganzen Menschen, erzieht den ganzen Menschen und regt vor allem seine schöpferische Kraft an, die nach einem in ihm ruhenden inneren Gesetz aus der Vereinigung aller Bedingungen eine Gestalt prägt.

Die Werkarbeit der Mädel

Im Gegensatz zur Werkarbeit der Jungen ist die Werkarbeit der Mädel schon immer im großen Umfang gepflegt und aufgebaut worden. Während nur ein kleiner Teil der Jungen im Beruf einmal die ausgebildete Hand braucht, ist alle frauliche Arbeit mit dem Schaffen und Gestalten der Hand eng verbunden. Hausarbeit und Pflege, Nähen, Weben und Flicken — all diese Tätigkeiten verlangen die geschickte und emsige und zu einem guten Teil auch schöpferisch gestaltende Hand. So blieb unserer Mädelgeneration ein weit größeres Erbe handwerklicher Kenntnisse und Fähigkeiten erhalten als unseren Jungen. Und dieses Erbe erstreckt sich auf eine so breite Schicht, daß sich die Werkarbeit fast bei jedem einzelnen Mädel an diese Kenntnisse anschließen kann. Es wird auch in Zukunft zu ihren schönsten Fähigkeiten gehören, durch die eigene Handarbeit und durch eine sichere und natürliche Haltung in allen Fragen des Geschmacks auch den unscheinbarsten Raum zum Heim gestalten zu können. Dabei bestehen zwischen der Bildung des Leibes und dem eigenen Gestalten mit der Hand die tiefsten Zusammenhänge. Aus der Wiedergeburt eines gesunden Körperideals ergibt sich unsere Forderung nach Echtheit und Klarheit in unseren Räumen und nach einer neuen und natürlichen Schönheit aller gestalteten Dinge. Darum wird nur das gesunde und sportlich ertüchtigte Mädel Trägerin und Gestalterin dieser neuen Schönheit sein können.

Schon unsere Jungmädel halten wir an, aus natürlichen und echten Stoffen in sauberster Arbeit einfache, aber brauchbare Dinge zu schaffen. Wenn sie z. B. aus Stroh oder Bast Untersätze oder Schuhe flechten, wenn sie Puppenköpfe schnitzen oder mit dem Brettchen ihre ersten Bänder weben, so beginnen sie bei diesen Arbeiten nicht mit einer Vorlage, sondern sind gezwungen, sich erst mit diesen natürlichen Materialien auseinanderzusetzen, sie zu probieren und zu versuchen, bis schließlich aus der richtigen Verarbeitung die ersten brauchbaren Gegenstände in eigener Gestaltung ihre schlichten, aber echten Formen gewinnen. Auch hier können nur durch ein andauerndes Sichbemühen die Gesetze und Möglichkeiten eines Stoffes gefunden werden. Aus dem häufigen Reden um die Werkgerechtigkeit wird sie einer Arbeit noch nicht zuteil. Ein Stoff verlangt Liebe und Arbeit, wenn er seine letzten Schönheiten und seine tiefsten inneren Kräfte einem Werke schenken soll.

Jede Planlosigkeit wird in dieser Arbeit vermieden. Auch die kleinste Leistung soll

bestimmten Bedingungen einer Aufgabe entsprechen. Ein Band soll nicht nur schön sein, sondern für ein bestimmtes Kleid gewebt und in seiner Farbe dazu abgestimmt werden, ein Kasperlekopf soll brauchbar sein und mehr als ein Puppenspiel überstehen, und ein Untersetzer soll in Farbe und Material nicht in schroffem Gegensatz zur Tischdecke oder zur Schale stehen.

Die Werkarbeit des B.D.M. wird über diese ersten harmonischen Bindungen an die Umgebung hinaus sich nach Möglichkeit immer auf den ganzen Raum beziehen. Sie schafft ja auch im Weben, Drechseln und Töpfern schon Gegenstände, die für jeden Raum von bleibendem Wert sind. Auch Papier- und Papparbeiten, Flechten und Lederarbeiten, freies Sticken, Fest- und Kleidgestaltung gehören zu ihrem Bereich.

Eine große und entscheidende Bedeutung aber erhält die Werkarbeit im B.D.M.-Werk „Glaube und Schönheit“. Unter dem Thema „Heim und Haus“ sollen in diesen Arbeitsgemeinschaften die Beispiele der Heimbauten und ihrer Räume nun auch auf die Gestaltung der Wohnräume übertragen werden. Sie werden dafür zu sorgen haben, daß sich unsere Mädel ihre Aussteuer nicht aus jenen Möbelmagazinen beschaffen, die noch immer nichts von ihrer kulturellen Aufgabe begriffen haben und mit ausgefallenen Produkten ein übertriebenes Geltungsbedürfnis hervorrufen und zu befriedigen suchen. Nur aus der Ehrlichkeit der Jugend kann diesem künstlich hochgezüchteten Protzertum des Durchschnitts eine entschiedene Ablehnung entgegengesetzt werden. Alle die Beziehungen der Stoffe untereinander, der Farben und Formen unter- und miteinander zu einer lebensbehaltenden Harmonie zu ordnen, muß in dieser Arbeit geübt werden. So werden diese Mädel nicht nur Werkarbeit betreiben, sondern sich auch in der praktischen Ausgestaltung von Räumen üben. Die Architekten der Arbeitsgemeinschaft „Junges Schaffen“ haben die Anweisung erhalten, auch bei ihren privaten Bauten solche Arbeitsgemeinschaften der Mädel heranzuziehen. Sie werden dann gemeinsam Stoffe aussuchen und Vorhänge bestimmen, die Töne der Hölzer gegeneinander abwägen, um die richtige Art der Oberflächenbehandlung zu erkennen. Sie werden die Möbel in der Werkstatt des Tischlers entstehen sehen, sich um die Frage des Beleuchtungskörpers, der Farbe im Raum und des guten Bildes für den persönlichen Wohnraum bemühen. Aus dieser praktischen Arbeit heraus werden dann auch alle die Fehler vermieden werden, die heute noch allzu leicht von einem bloßen verstandesmäßigen Bemühen um eine neue Wohnkultur gemacht werden. Es wird dann selbstverständlich sein, daß man keine Bauernmöbel in städtische Wohnungen stellt, daß man nicht mit künstlichen Mitteln Möbel alt macht und mittelalterliche Formen für gänzlich neue Aufgaben nachahmt. Wir haben bisher gegenüber dem Wirrwarr unserer bürgerlichen Wohnungen immer betont, daß unsere Räume klar, echt und einfach sein sollen. Wir müssen zugeben, daß dies in vielen Fällen zu etwas nüchternen und kalten Räumen geführt hat. Es ist aber immer das Mehr, das über die Notwendigkeiten eines Wohnraumes hinausgeht, was ihm seinen eigenen Charakter geben kann. Es ist die feine Beherrschung des Überflusses, die zurückhaltende Bereicherung, die uns einen Raum besonders lieb macht. All die feinen Dinge, die weder vom Möbelgeschäft, noch vom Dekorateur geschaffen werden können, sind der sorgenden



Fechtübungen der Handwerker mit Dusäcken und Bihandern (Kupferstich von Jost Amman)

Hand und der Liebe der Frau vorbehalten. Die Blumen und Vasen, der gedeckte Tisch, das Kleid und der Garten — all diese Dinge verlangen ein Herz, das ihre Kräfte und ihre Schönheit dem Leben zugänglich zu machen versteht. Es wird an dieser Arbeit liegen, einmal bis zur letzten Wohnung die Einheit von Lebenshaltung und sichtbarem Lebensausdruck zu schaffen, eine Einheit, die Haus und Garten, Wohnung und Möbel, Kleid und Geselligkeit gleichermaßen umfaßt.

Das Hitler-Jugend-Ausbildungswerk für Architektur und Technik

Außer dem Aufbau der allgemeinen Werkarbeit soll auf Anordnung des Reichsjugendführers allen an dieser Arbeit besonders interessierten Jungen und Mädeln die Gelegenheit gegeben werden, sich in einem freiwilligen zusätzlichen Dienst im Werkraum dieser Betätigung zu widmen. Zu diesem Zweck werden Arbeitsgemeinschaften für Werkarbeit aufgebaut, die im Hitler-Jugend-Ausbildungswerk für Architektur und Technik beim Kulturamt der Reichsjugendführung zusammengeschlossen und geführt werden. Während diese Arbeitsgemeinschaften im Jungvolkalter allgemeine Werkarbeit, aufbauend auf einer einfachen Holzarbeit, betreiben, sollen sie im Hitler-Jugend-Alter schon stärker spezialisiert und damit auf den kommenden Beruf ausgerichtet werden. So wird z. B. der Junge, der später einmal Architekt wird, zunächst beim WHW.-Einsatz als Pimpf den Werkstoff Holz in die Hand bekommen und einen einzigen Holzklötzchen sauber bearbeiten. Er wird später die Hauskörper seiner Landschaft nachbilden und damit ein sinnvolles und gutes Spielzeug dem WHW. zur Verfügung stellen. Er wird im Sommerlager beim Bau von Lagertor und Lagerzaun die ersten zimmermannsmäßigen Verbindungen kennenlernen und wird schließlich in einer Arbeitsgemeinschaft der Hitler-Jugend, die schon alle an der Architektur besonders interessierten Jungen zusammenfaßt, die Bauformen seiner Landschaft genauer studieren, Baudetails festhalten, in Modellen nachbilden und so allmählich in die Arbeit hineinwachsen, die dann auf der Hochschule sein Studium ausfüllt.

Der Reichsleiter von Schirach und der Generalbauinspektor für die Reichshauptstadt Berlin, Professor Speer, haben die Schirmherrschaft für dieses Hitler-Jugend-Ausbildungswerk übernommen.

Voraussetzung für die immer umfassendere Durchführung der Werkarbeit sind gut ausgestattete Werkräume und die entsprechenden Führer- bzw. Lehrkräfte. Der Werkraum wurde in das Raumprogramm des Hitler-Jugend-Heimbaues einbezogen, so daß diese Arbeitsgemeinschaften zunächst in allen den Standorten gebildet werden können, in denen im Zuge der Heimbeschaffung ein Heim der Hitler-Jugend erstellt werden konnte. Die Einrichtung dieser Räume wurde entwickelt und praktisch erprobt und besonders geeignete Werkzeugsätze zusammengestellt. Als Arbeitsunterlagen erscheinen die „Werkblätter der Hitler-Jugend“, die je ein Arbeitsspiel mit Werktext, Werkzeichnungen, Schnitten und Photos des Arbeitsvorganges erläutern. Eine Reichsschule für Werkarbeit, an der in zweijähriger Ausbildung die Lehrer der Gebietswerkschulen und die Gebietswerkreferenten erzogen werden sollen, ist begründet. In Verbindung mit dem Reichserziehungsministerium wird die Werk- und Zeichenlehrerschaft für diese Aufgaben interessiert und ihre freiwillige Mitarbeit in der Hitler-Jugend gewonnen.

Werkarbeit am Feierabend — eine völkische Notwendigkeit

Noch stehen für alle Arbeiten, in denen sich die formenden und gestaltenden Fähigkeiten der Hand auswirken können, die sich mit ihrem Inhalt an das Gemüt und das Gefühl wenden, im allgemeinen Erziehungsweg unseres Volkes verhältnismäßig wenig Zeit zur Verfügung, und auch der Feierabend dient oft genug dem äußeren Genuß einer Scheinwelt und der Zerstreung anstatt der inneren Bereicherung und Sammlung. Dabei haben sich heute die Welt der Kindheit und die Welt unserer täglichen Arbeit gegenüber früheren Jahrhunderten in einem Maße gewandelt, daß die Erkenntnis von der Notwendigkeit der Pflege und Erhaltung der schöpferischen Kräfte in jedem einzelnen Arbeiter sich geradezu andrängt. Einst wuchsen alle unsere Kinder in einer unmittelbaren Berührung mit dem Beruf des Vaters auf. Sie lernten im Haus und

In der Werkstatt, im Hof und auf dem Feld zugreifen und Hand anlegen. Das Leben der natürlichen Werkstoffe und der Gebrauch der einfachen Werkzeuge waren ihnen vertraut, sie kamen über das eigene Erleben und das eigene Tun zum verstandesmäßigen Durchdringen ihrer Welt und ihrer Aufgaben und damit zu ihrem Wissen. Heute aber wächst ein großer Teil unserer Kinder auf, ohne jemals den Vater bei seiner Arbeit gesehen zu haben. Im Haushalt ihrer Eltern finden sich kaum noch die einfachsten Werkzeuge. Ihr Drang nach Betätigung der Hand und ihr technisches Vermögen können sich nicht genügend auswirken oder werden gar durch schlechtes Spielzeug zu einem rein schematischen Tun umgefälscht. Wenn es einmal um des deutschen Geistes willen notwendig war, Schule um Schule zu gründen, so verlangt heute die Sorge um die Seele unseres Volkes, daß wir unsere Jungen und Mädels wieder zu einer Betätigung ihrer schöpferischen Kräfte und zu einer echten Anschauung erziehen.

Jeder Mensch kann in einer solchen Arbeit und in ihrem Erlebnis den Anschluß finden an den innersten Punkt unseres Lebens, aus dem unserem Volke die Fülle seiner Kraft und seiner schöpferischen Leistung seit jeher zugeflossen ist. Angesichts der veränderten Bedingungen unserer Arbeit ist dieser Anschluß der Masse unseres Volkes nicht mehr natürlich gegeben, er muß von jedem einzelnen gesucht werden. Die bescheidenen Handleistungen, aus denen eine Werkarbeit entsteht, enthalten eine glückliche Kraft, die geeignet ist, dem, der sie tut, inmitten der Flucht der Erscheinungen und der höchsten Anspannung aller Kräfte die Ruhe in sich selbst, ein wirkliches Sein zu geben. Es ist kein Zufall, daß gerade in den Landschaften, in denen die Männer nach der Arbeit bauen und tüfteln und schnitzen, ein äußerst tüchtiger, an seiner täglichen Arbeit interessierter Stamm von Facharbeitern vorhanden ist, der wirklich einzigartige Höchstleistungen zu vollbringen vermag — während überall dort, wo diese Werte verachtet und verlacht wurden der materialistisch eingestellte Typ vorherrschte, der den Wert einer Arbeit nur nach dem rein finanziellen Vorteil beurteilte und durch diese Einstellung immer mehr mit seiner Arbeit und mit sich selbst unzufrieden wurde.

Der Holzschnitzer

Ein Holzschnitzer schnitzte einen Glockenständer. Als der Glockenständer fertig war, da bestaunten ihn alle Leute, die ihn sahen, als ein göttlich Werk.

Der Fürst von Lu besah ihn ebenfalls und fragte den Meister: „Was habt Ihr für ein Geheimnis?“

Jener erwiderte: „Ich bin ein Handwerker und kenne keine Geheimnisse, und doch, auf eines kommt es dabei an. Als ich im Begriffe war, den Glockenständer zu machen, da hütete ich mich, meine Lebenskraft in anderen Gedanken zu verzehren. Ich fastete, um mein Herz zur Ruhe zu bringen. Als ich drei Tage gefastet, da wagte ich nicht mehr, an Lohn und Ehren zu denken, nach fünf Tagen wagte ich nicht mehr, an Lob und Tadel zu denken, nach 7 Tagen, da hatte ich meinen Leib und alle Glieder vergessen. Zu jener Zeit, da dachte ich auch nicht mehr an den Hof Eurer Hoheit. Dadurch ward ich gesammelt in meiner Kunst, und alle Betörungen der Außenwelt waren verschwunden. Darnach ging ich in den Wald und sah mir die Bäume auf ihren natürlichen Wuchs an. Als mir der rechte Baum vor Augen kam, da stand der Glockenständer fertig vor mir, so daß ich nur noch Hand anzulegen brauchte. Hätte ich den Baum nicht gefunden, so hätte ich's aufgeben. Weil ich so meine Natur mit der Natur des Materials zusammenwirken ließ, deshalb halten die Leute es für ein göttliches Werk.“

Aus Dschuang Dsi, Das wahre Buch vom südlichen Blütenland, übersetzt von Richard Wilhelm, im Eugen Diederichs Verlag.

Die Wohnung zu segnen

Laß dieses Haus, Herr, eine Stille sein,
Wo du gern mit uns da bist innerlich
Wie in dem Laub die runde Traube Wein.
Wir haben jedes so zurechtgestellt:
Den Tisch, die Lampe, Bücher, Bild und Schrein,
Daß eines sich durchs andere erhellt,
Wir alle aber sind nur, Herr, durch dich.

Wenn du es gibst, daß wir nicht müde werden
In unsrer Liebe, wenn wir nachbarlich
Mit Tisch und Lampe, Menschen, Tieren tun,
Wird dieses Haus in voller Gnade sein,
Um von den Straßen endlich auszuruhen
Und deiner wie des Brots gewiß zu bleiben.

Ludwig Friedrich Barthel.

Hugo Kükelhaus:

Die schauende Vernunft

Der Weg eines neuen Handwerks

Zunächst einige Zahlen, die ein Bild geben über das Verhältnis der von der Wirtschaft benötigten Nachwuchskräfte (dieses nur an einigen Stichproben erläutert) und der tatsächlich zur Verfügung stehenden Jugendlichen. Die Zahlen sind einer Abhandlung von Hans Pohl, Leiter der Abteilung Sieger- und Begabtenförderung im Zentralbüro der Deutschen Arbeitsfront, Februar 1941, entnommen.

Es wird an männlichen Schulentlassenen erwartet: 1941: 531 300, 1943: 523 500, 1945: 489 450, 1947: 445 900. Man sieht: die Zahl sinkt.

Für 581 000 Lehr- und Anlernstellen standen Ostern 1939 praktisch nur 442 000 Schulentlassene zur Verfügung. Wenn nicht die Reichsarbeitsverwaltung in engster Gemeinschaft mit der Deutschen Arbeitsfront und der Hitler-Jugend hier lenkend und planend eingriff, würde die Wirtschaft der Gefahr erliegen, daß viele Berufe an Nachwuchsmangel aushungerten, andere überschwemmt würden. Ersteres würde diejenigen Berufe treffen, die keine Werbekraft haben, die sich keiner besonderen Beliebtheit erfreuen. Und das wären keineswegs unwichtige Berufe! Die Berufe, die in steigendem Maße an Nachwuchsmangel leiden, sind: der Bergbau, die Bauberufe und die Landwirtschaft. Der Zugang im Bergbau sank von 15 000 im Jahre 1938 auf nur noch 9000 im Jahre 1940. In den Bauberufen, die doch ohnehin eine Schlüsselstellung einnehmen, dieses gilt aber erst recht für die Zeit nach dem Kriege, mangelt es vor allem am eigentlichen Kernberuf des Bauwesens, an Maurern. Der Landwirtschaft fehlt es an Dauerarbeitskräften.

Andere Mangelberufe sind z. B. Klempner, Installateure, Former. An Kesselschmiedern standen 1937/38 629 Lehrstellen gegen nur 247 Anwärter; bei den Betonbauern 1205 Lehrstellen gegen 392 Lehrwillige.

Demgegenüber gibt es Modeberufe, zu denen die Schulentlassenen weit über den Bedarf hindrängen. 1937/38: Bei den Schlossern 54 394 Lehrstellen gegenüber 116 045 Anwärtern; 22 067 Lehrstellen gegen 57 361 Jungen bei den Mechanikern.

Es gibt viele Berufe, an denen der Nachwuchsstrom vorbeigeht, weil sich hier Versündigungen der Vergangenheit in der Nachwuchsförderung jetzt so auswirken, daß diese Berufe in ein schlechtes Licht gekommen sind. Einmal haben

sie keine sorgfältige Auslese der Geeigneten vorgenommen, zum anderen haben sie unterlassen, eine gründliche Ausbildung zu erteilen. Um es deutlich zu sagen: man hat in der liberalistischen Zeit billige Arbeitskräfte geschluckt.

Heute steht die Reichsarbeitsverwaltung vor der schwierigen Aufgabe, den Zustrom der Jugendlichen zu den Berufen im Sinne der vom Volksganzen geprägten Notwendigkeit zu sichern. Das wirft mehrere Probleme mit einem Male auf, stellt vor große Verantwortlichkeit. Vor allem: es geht nicht mit Zwang. Denn dann würde wieder nicht der Richtige an den richtigen Platz kommen. Und da die Zahlendecke nicht ausreicht, kommt es um so mehr gerade darauf an, daß der Richtige an den richtigen Platz kommt. Beratung und Lenkung nach Feststellung der Eignung ist der Weg.

Die folgenden Erörterungen über die Nachwuchsfrage wollen die Aufmerksamkeit richten auf das Handwerk. Und zwar nicht unter dem Gesichtspunkt: Wie erhält das Handwerk Nachwuchs? Das wäre, gemessen an der Größe der Aufgabe, die immer zum Blick auf das Ganze drängt, ein zu enger Gesichtspunkt. Die Erörterungen gehen vielmehr von der Frage aus: Was muß geschehen, damit dem Handwerk die Nachwuchskräfte zufließen, die es zum Wohle des Ganzen, des deutschen Wirtschaftskörpers braucht?

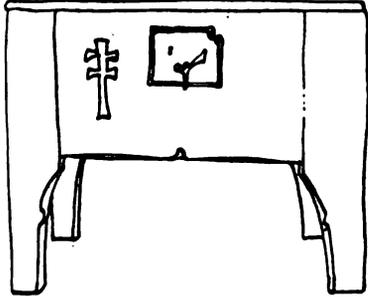
Vorerst eine Begriffsbestimmung: Unter Handwerk verstehen wir gemäß der besonderen Richtung und Ebene der nachfolgenden Untersuchung einen engeren Bezirk dessen, was man allgemein unter der Bezeichnung Handwerk zusammenfaßt: wir meinen das gestaltende Handwerk, das gebrauchsgüterschaffende Handwerk, wir meinen in diesem Zusammenhang nicht z. B. die nahrungsmittelverarbeitenden Handwerke — obwohl sie nicht nur äußerlich dazu gehören, sondern auch innerlich, der ganzen Haltung nach. Wir meinen auch nicht Handwerkszweige, wie die der Autoreparaturwerkstätten. Obwohl auch sie ihrer Haltung nach zum Handwerk gehören und sie sich auch gerne als Handwerksbetrieb bekennen. Handwerker sind sie vermöge ihrer Haltung, die man begrifflich mehr am Gegenbild verdeutlichen kann: sie sind keine anonym wirkende Serienproduktionsstätte, sondern ihre Dienstleistungen spielen sich in der Ebene einer mehr persönlichen Verbindung von Werkstatt und Kunde oder Kundenkreis, von Sonderwünschen und Einzelfällen ab. Man sehe hier vor sich das Bild des Bäckers in einem bestimmten Straßenbezirk auch der Großstadt. Auch das Bild einer Fahrrad-Reparaturwerkstatt gehört hierher. Obwohl der Typ des echten Handwerkers auch stark von den genannten Berufen geprägt wird, nötigen uns unsere nachfolgenden Untersuchungen doch, den engeren Bezirk des dinglich formenden, gestaltenden, einen Gebrauchsgegenstand von A bis Z selber herstellenden Handwerks ins Auge zu fassen, uns zu beschränken auf den dinglich formenden Handwerker, der in die Form des Gegenstandes eigenes Leben hineingestaltet, es darin wahrnehmbar mit-schwingen läßt. Diese Art Handwerker meinen wir, und zwar als Teil, der fürs Ganze steht. Wir zählen einige auf: Schmiede, Tischler, Drechsler, Schlosser, Töpfer, Weber, Korbflechter, Sattler, Maler und Anstreicher, Stellmacher, Gold- und Silberschmiede, Schuhmacher, Buchbinder, Holzschnitzer, Bootsbauer, Instrumentenmacher, Geigenbauer, Uhrmacher, Glasbläser, Glasschleifer . . .

Wenn wir diese Handwerker an unserem Auge vorüberziehen lassen, wird man bei den meisten fragen müssen: Wieso sind das gestaltende Handwerker? Wieso geben sie ihren Schöpfungen wahrnehmbar Eigenes mit? Wieso z. B. ein Hufschmied, ein Korbflechter, ein Geigenmacher, ein Bootsbauer, ein Sattler . . .

Einer der bedeutendsten Kunstschmiedemeister, der Altmeister seines Handwerks, sagt: „Ich habe meine fähigsten Gesellen nur aus den Hufschmieden der entlegensten Dörfer holen können. Andere erwiesen sich als unbrauchbar.“ Und der Geigenmacher, der Bootsbauer? Ist nicht eine Geige, der Form und Erscheinung nach, immer nur eine Geige? Der Geigenbauer formt und macht Gestalten; aber doch immer nur ein und dieselbe Gestalt, die Geige! Gewiß, die Form liegt fest, zum mindesten die Grundform und die Proportionen. Der Geigenmacher ist sehr gebunden, was Gestaltänderung der Grundform anlangt. Da bleibt ihm nur ein Spielraum von Millimetern. Wo kann er sich denn dann noch als Gestalter bewähren? Nun, wir wissen, daß es nichts im Werte Unterschiedlicheres gibt als Geigen. Sie sehen alle gleich aus — fast gleich, sind aber in ihrem Wert als Geige so verschieden, daß man Rangstufen einführen muß,

um eine Vergleichsordnung zu ermöglichen. Und die Wertung selbst ist dann eine so wenig erweisbare und allgemein verbindliche Rechengröße, als handele es sich um Lebewesen. Und dennoch ist es gerade der Geigenbauer, der das Vorbild abgibt für das, was wir unter Handwerk zu verstehen haben und was im Laufe unserer Betrachtung klarwerden möge. Der Geigenbauer, dieser so sehr gebundene Handwerker dessen Meisterschaft.

was die sichtbare Erscheinung im Raume angeht, sich in Millimetergrenzen bewegt, in einem Fast-Nichts an Spielraum...



Truhe aus dem 16. Jahrhundert. Im Ebenbilde lebender Körper gebaut. Das Tragende (der Fuß) wächst in lebensvoller Organik tragend hinein in das Getragene (den Gehäusekasten)

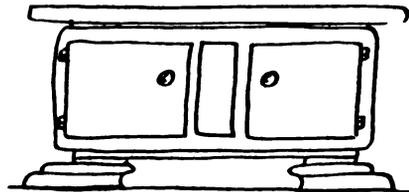
keiten hervorgebracht, hatte einen goldenen Boden, würde ihn auch heute wieder haben — heute, da ein Sehnen nach feiner und verborgener Köstlichkeit sich zu regen beginnt. Es ist ein unausgesprochener, nicht als Forderung ans Licht tretender Bedarf vorhanden nach Echtheit, Gediegenheit bis ins Mark und — damit wesensverwandt — nach Feinheit und anspruchsvoller Zartheit. Ich brauche nur in eine gute Buchhandlung zu gehen und zu fragen, was für Bücher am stärksten verlangt werden (und darin erblicke man nicht eine kriegsbedingte Flucht in Sachwerte — es ist mehr und etwas anderes); Bücher, die einen Anspruch an mich stellen, Gedanken der höchsten deutschen Menschen, diese aber in Buchbänden dargebracht, die ihrem Inhalt würdig gestaltet sind, edel im Satz, auf gutem Papier, gediegen im Einband; es muß nicht kostbar sein — aber köstlich.

So gibt es einen gewiß immer stärker werdenden unausgesprochenen Bedarf, der eine ganze Reihe von Werten betrifft — aber es gibt kaum noch Werkstätten zu seiner Befriedigung, erst recht keinen Nachwuchs und vollends keine Werbung um Nachwuchs.

Diejenigen Berufe, deren lebenswichtige Bedeutung ganz massiv in die Augen springt, haben schon Not, ihre Reihen mit dem benötigten Nachwuchs einigermaßen intakt zu halten. Was soll aber aus den Geigenmachern, den Bootsbauern, den Stellmachern, den Drechslern, den Korbflechtern, den Metalltreibern, den Zinggießern, den Buchbindern und vielen anderen werden? Was soll da geschehen?

Um es vorweg zu sagen: Es muß für viele, für die meisten Handwerke ein neuer Begriff aufgestellt werden. Sie müssen neu gesehen werden. Ihre Bedeutung für das Ganze muß neu, völlig neu

Wir sahen, daß in der Nachwuchsfrage der Bedarf zahlenmäßig nicht befriedigt werden kann, wenigstens nicht in den nächsten sechs, sieben Jahren. Eine sorgfältig prüfende und beratende Lenkung wird ausgleichend wirken. Dabei gibt es noch Berufe, die als Nachwuchswerber gar nicht auftreten, weil es sie vielleicht nur noch in ein paar, in einer oder in keiner Werkstatt mehr gibt: die aber dennoch einen wirklichen Bedarf befriedigen würden, wenn es sie überhaupt oder wenn es viel mehr gäbe. Wir haben z. B. nur noch einen Edelsteinschneider (M. Seitz in Passau, als Meister, Bildner und Erzieher zugleich ein Höhepunkt in der Geschichte des deutschen Edelsteinschnitts). Er ist ohne Schüler. Und doch hatte dieses Handwerk, in der Renaissancezeit besonders, unerhörte Köstlichkeiten hervorgebracht, hatte einen goldenen Boden,



Büffeff der Neuzeit. Eine einzige Verhöhnung der Gesetzmäßigkeit organischer Lebensform. Fuß und Körper führen ein zusammenmontiertes protziges Sonderdasein, das wie eine menschliche Spottfigur aus aller Form herauswuchert

erkannt werden, deshalb, weil dieses Ganze neu ist. Ihr innerster Kern und Wurzelbestand muß bloßgelegt werden. Ihr Uraltes, Eigenstes muß daraufhin erforscht werden, ob und welche Bedeutung ihm für ein Zeitalter zukommt, das in seinen Grundlagen und in seinem Gefüge unter Auflösung und Zusammenbruch überkommener Lebensformen zu einer Verwirklichungsebene drängt, die neu ist, neu wie eine stella nova, ein „neuer Stern“!

Das Bild der Situation, welches die Berufswahl der schulentlassenen Jugend bietet, ist — grob verallgemeinert — dieses: Die Jugend drängt in die technischen Berufe. Dabei kommen zu kurz: die Schwerberufe, wie Bergbau, die landwirtschaftlichen Dauerarbeitsstellen, der Maurer- und Betonbauerstand und ähnliche Berufe, auf der einen Seite, auf der anderen Seite die in namenloser Dienstbarkeit und in gleichsam pflanzenhaft bescheidener Fruchtbarkeit schaffenden Tätigkeiten, wie Korbflechter, Töpfer, Schindelmacher, Seiler, Schuhmacher, Weber, Bürstenmacher und ähnliche, sowie die mehr sichtbar gestaltenden Handwerke, wie Tischler, Drechsler, Steinmetzen, Sattler usw., und dann die Feinhandwerker, wie Ziseleure, Gold- und Silberschmiede, Steinschneider ...

Das Drechslerhandwerk z. B. ist gänzlich überaltert. Und wie kann ich es einem Jungen oder seinem Vater übelnehmen, wenn er einen solchen Beruf aus der Wahl von vornherein ausschaltet? Soweit er es beurteilen kann, ernährt es seinen Mann nicht, denn wie wäre es sonst derartig überaltert? Und gar einen Begriff, der die Ausübung dieses Handwerks, abgesehen von der Erwerbsfrage, reizvoll erscheinen läßt, kann er damit nicht verbinden. Wie ist es, um ein anderes Beispiel zu nennen, mit den Stukkateuren? Genau so. Wie wäre es mit der Blaudruckerei? Blaudrucker? Gibt es denn so etwas überhaupt noch? Ja, es gibt einige Werkstätten; man kann sie an den Fingern abzählen. Aber wie könnte es ein Vater verantworten, seinen Jungen Blaudrucker werden zu lassen? Das kann er doch nur, wenn er zweierlei erkannt hat, erstens, daß es seinen Mann ernährt, weil ein verborgener Bedarf vorliegt, den zufällig er erspät hat; zweitens, daß dieses Handwerk seinen Jungen befriedigen würde.

Man sieht: es ist eine ganz greifbar zu begründende Forderung, die an gütend und zahlenmäßigem Nachwuchsschwund dahinsiechenden und aussterbenden Handwerkszweige auf Herz und Nieren zu prüfen, ob sie in dem anbrechenden Zeitalter, das wir eine stella nova nannten, ein notwendiger Baustein sind. Wie muß ich dann, von diesem neuen Stern aus gesehen, den Wesenssinn dieses Handwerks deutlich machen, so, daß Menschenleben daraufhin riskiert werden dürfen?

Denn so ist es ja: wir stehen zwar noch mit unserer Daseinsspanne in einem Übergang, hinter uns wankende Trümmer. Aber den Sinn, den wir unserem Dasein zu geben haben, den können wir nur beziehen aus der neuen Schau dieses aufglühenden neuen Sternes.

Das Handwerk macht zwei (verzeihliche) aber grundlegende Fehler, die sich durch die zunehmend spürbare Erfolglosigkeit als solche erweisen, wenn es: a) versucht, durch Konjunkturvoraussagen Anreiz für Nachwuchs zu schaffen, b) wenn es mit romantischen Lockrufen und Hinweis auf große Vergangenheit vor die Zeit hintritt. Diese Denkart entspringt, wie das darin vorgetragene Gedankengut selbst, eben der Zeit, die versunken ist. Das soll an einem Beispiel erläutert werden. So viel vorweg: Hinweis auf Leistungen in der Vergangenheit macht nur verdächtig. Kein Vater oder Junge entscheidet sich für einen Beruf deswegen, weil dieser sagt: Seht, das leisteten wir früher, und dazu muß es wieder kommen. Das überzeugt nicht von einer neuen Zukunft. Eine neue Zukunft, nach solch einem Niedergang, kann nur mit neuen Gedanken geschaffen werden, und: diese neuen Gedanken müssen formuliert werden! Der rührende Hinweis auf den Schwamm-begriff „Kultur — Handwerkskultur“ bewegt gar nichts. Was ist Kultur,

worin besteht Kultur? Fast noch jedesmal enttäuschten diejenigen Menschen, die diesen Begriff im Munde führten, durch ihre eigene private Lebenshaltung. Man braucht nur in ihre Wohnung zu gehen. Der Begriff Kultur, meist auftauchend in Verbindung mit einem anderen Hauptwort, ist zum Schlagwort geworden. Es sagt nichts aus, macht nichts deutlich, ist nur noch eine Abladestelle für alle die Bestände, denen man nicht auf den Leib rückt, um sie konkret neu zu formulieren gemäß der Forderung, welche die anbrechende neue Zeit stellt.

An einem Beispiel soll das erläutert werden: am Handwerk des Malers und Anstreichers. Wir erweisen der Führung dieses Handwerks und seinen besten Vertretern nur einen willkommenen Dienst, wenn wir die Dinge ohne Beschönigung darstellen: In den vergangenen Jahrzehnten wurde dieser Beruf überschwemmt von denjenigen „Kräften“, die zu sonst nichts taugten „Einen Pinsel wird er wohl noch halten können“, sagte dann der Vater. Dieser Zustrom hat — durch Preisunterbietung — dem gesunden Teil des Handwerks ungeheuer geschadet und unzählige Werkstätten in eine niedrige Bahn gezwungen. Durch das Überangebot fertig ausgemischter Farbmittel brach das zweite Verhängnis über das Malerhandwerk herein: In ständiger Auseinandersetzung mit einigen wenigen Grundfarben war das Handwerk groß geworden sein Farbsinn in dauernd lebendiger Schulung erhalten. Mit dem Fortfall dieser tätigen Entfaltung weniger Grundfarben zu lebendiger, in kontrapunktischer Spannung begründeter Wirkung durch Überschwemmung mit Fertigtönen aller Schattierungen, erlahmte unmittelbar der geheimnisvoll und innig mit innerem Lebendigsein gekoppelte, ja geradezu identische Farbsinn, und dieser Umstand, der nun nichts mehr an eigenem Können voraussetzte, spielte dem minderwertigen Gros in die Arme. Der Zustand ist heute nach den krampfartigen Zuckungen des Kubismus, der, daß ein farblicher Nihilismus den Fuß auf den Nacken jeder lebendigen Regung gesetzt hat und ihn — von selbst — nicht wegzuziehen gedenkt. Es ist ungeheuer bequem, sowohl für den Ausführenden als für den Architekten zu bestimmen: dieser Raum wird crème gestrichen, jener beige, dieser ecrü, dieser weiß . . . Crème, Beige, Ecrü . . . lauter bleiche Farbsuppen. Damit kann nichts verdorben werden, sagt Unsicherheit und Bequemlichkeit. Nur keine reine Führungsfarbe, wenn auch weitgehend mit Weiß gebrochen: z. B. (und das wären gleichzeitig die wichtigsten der wenigen Grundfarben, alle mit einem ehrwürdigen Stammbaum in der Kunstgeschichte) Grüne Erde; Caput mortuum; Ocker; Bremer Blau. Erdfarben gleichsam mütterlichen Volumens.

Die Führung des Malerhandwerks ist sich vollkommen klar darüber, daß eine Wendung eintreten muß, soll dieses Handwerk überhaupt noch eine Würde und einen höheren Sinn haben. Und nun kommen wir an den entscheidenden Punkt, für den der Fall des Malerhandwerks ein Beispiel sein sollte: Soll ich auf alte Vorbilder zurückgreifen, etwa auf die Farbgestaltung pompejanischer Räume, oder auf Biedermeierlösungen, soll ich Empirestil imitieren, soll ich alte Schablonen herauskramen? Oder soll ich mich hinsetzen und einfach eine neue Mode kreieren, so wie man im Frühjahr bestimmt, daß die Hutfarbe des nächsten Winters nicht Bleu sondern Rehbraun sein wird? Oder soll ich ein Rezeptbuch machen, das die besten Farbfachleute herausfiltrieren?

Es wäre mit allen drei Möglichkeiten nichts gewonnen, nichts, was dem Geist des neuen Sternes und seiner Notwendigkeiten entspräche. Es würde den Rahmen unserer hier angestellten Untersuchung sprengen, wollten wir für mehrere andere Handwerkszweige ebenfalls die Lösung, die der Geist der neuen Zeit vorschreibt, aufweisen. Aber in diesem einen Falle müssen wir es tun, weil dadurch Einblick in die allgemeine Richtung gewonnen wird, in der sich die Lösungen bewegen werden, und eine Schau auf die Ebene, auf der sich das künftige Leben abspielt: Es ist die Ebene, welche heraufgeführt wird durch ein Lebendigsein, das um ein höchstes Absolutes kreist, und die durch die Lebenswissenschaften, als welche sich dieses Absolute im Bewußtsein spiegelt, gesichert wird im Sinne einer Rechtsschöpfung, einer Schöpfung des Richtigen. Es wird keine willkürlichen Entscheidungen geben. Die Farbe ist ein raumschaffendes und spirituelles Element höchster Ordnung. Ihr Bereich ist einem kosmetischen Modezynismus ebenso ferngerückt, wie rückwärts ge-

richteten Stilpropheten oder Antiquitätensammlern. Wenn ein Volk beqinnt, seinen Lebenskörper aufzubauen, so leitet es dieses der Ewigkeit geweihte Beginnen ein mit einer Rechtsschöpfung. Diese gewinnt es nicht durch Schielen nach hierhin oder dorthin, sondern nur durch das bewußte Zurückziehen auf seinen innersten Keimpunkt, auf sein plasmatisches Zentrum. Hier gewinnt es den Impuls zur Rechtsschöpfung. Und so ist es auch mit allen anderen wesentlichen Bereichen, in denen das Volk sich darlebt. So auch mit dem Handwerk. Es muß Anschluß finden an den Quellpunkt, aus dem die Impulse strömen, die es fähig machen, eine Rechtsschöpfung, eine Aufrichtung des Rechten und eine Verdammnis des Falschen, heraufzuführen.

Wie nun findet das Malerhandwerk den Weg zu dem Punkt, aus dem ihm die Impulse quellen, die es fähig machen zu seiner Rechtsschöpfung? Wäre dieser Weg nicht schon gebahnt, gebahnt durch einen Genius unseres Volkes so müßte dieser Genius jetzt aufstehen, um ihn zu weisen. Denn keine halbe Maßnahme könnte in unserer Zeitlage auch nur den Bruchteil einer Rettung versprechen. Den Weg hat Goethe gebahnt, und zwar mit dem Sinn und dem Bestand seiner Farbenlehre. Kaum eine Geistesschöpfung ist derartig verkannt worden, in ihrer Wesensrichtung sowohl wie in ihrer Aussage, als die Farbenlehre Goethes — noch dazu die Schöpfung eines Geistes, den man sonst als einen der größten Menschenführer und Weisen anerkennt und der von seiner Farbenlehre sagte, daß sie ihm, als einzigem seines Jahrhunderts, der „das Rechte wisse, ein Bewußtsein der Superiorität über viele verleihe“.

Um das Urphänomen der Farbengeburt, wie es Goethe erlebte, grob zu skizzieren: Blau entsteht, wenn sich ein Schleier oder Nebel vor die schwarze Finsternis legt. Gelb entsteht, wenn sich der gleiche Schleier vor das Licht breitet. Im Raume des Urnebels werden aus der Spannungseinheit von Licht und Finsternis die Farben mit ihrer kontrapunktischen Zuordnung und gegenseitigen Hervorrufung geboren: „die Taten und Leiden des Lichtes“. Denn dem Gelb steht komplementär gegenüber das Violett dem Blau das Orange. Das ist wie der Mythos der Eis- und Hitzeriesen, wieder erstanden in einer neuen Bewußtseinslage. Und eben dieser reiche Mythos will durchgesungen werden, damit er das Bewußtsein als eine Erfahrung durchdringt: das ist der Sinn der von Goethe angegebenen Experimente.

Die Goethesche Farbenlehre ist keine physikalische Lichttheorie — wie es mit wenigen Ausnahmen bis heute verkannt wird —, sondern eine Erlebniskunde und eine methodische Schulungsanweisung zur bewußt mitwirkenden Anteilnahme des Menschen an den schaffenden Lichtkräften. Goethe zeigte, daß wir mit den Farben einen noch innermenschlichen, den Menschenkosmos betreten, der in den physikalischen Kosmos wie in eine Nährflüssigkeit als eine Neugeburt und eine Übernatur hineingebettet ist. Und diesen Kosmos muß der Mensch tätig und allbewußt aufbauen. Und dieses Aufbauen geschieht nicht rein gedanklich, sondern leiblich-tätig, gleichsam gymnastisch dadurch, daß ich die farbewirkenden Lichtkräfte durch eigenhändig und selber ausgeführte (nicht bloß gedanklich vorgestellte) Übungen („Experimente“) mir zur Erfahrung bringe. Diese Farbexperimente und ihre Deutung sind zu vergleichen mit Atemübungen oder sonstigen Leibesübungen, die eine den ganzen und höchsten Menschen meinende Erkräftung und Befriedigung anstreben. Ebensovienig wie diese von ihm angegebenen Experimente Theorien stützen sollten, ebensovienig versprach Goethe sich etwas von Rezepten und Vorlagen. Jeder Mensch kann an Hand einer Erlebnisschulung Anschluß finden an den ihm eingeborenen Quellpunkt, aus dem die Impulse strömen, die seine Hand richtig führen und seine Schritte richtig lenken. Diesen Anschluß muß der Mensch bewußt und willentlich suchen. Hat er ihn dann gefunden, so begnadet dieser ihn, ihm unbewußt, wie und wodurch, mit seinem Schöpfersegen. Das Unerhörte unserer Zeitlage ist, daß dieser von Goethes Genius gebahnte Weg nicht so sehr den Einzelnen meint, sondern das ganze Volk, das Volk als weltwirkliches Machtwesen: es muß sich einer aus der reinsten Lebensgesetzlichkeit planenden und es ganz erfassenden und durchdringenden Selbsterziehung widmen. Denn es handelt sich um eine Rechtsschöpfung! Und eine solche kann nicht nur in einem Teilbereich Gültigkeit haben. Sie meint das Ganze, das Große und das Kleine, Alle und den Einzelnen.

Also, für unser Beispiel: Das Malerhandwerk muß in seiner körperschaftlichen Gesamtheit, in seinen einzelnen Werkstattzellen und in seinen einzelnen Menschengliedern das Gesetz der rechten Farbigkeit als einen Akt unablässig geschulter Selbsterkenntnis und Selbsterfahrung, als einen Akt dauernd geübter Rechtsfindung zum gültigen Richtmaß erheben und es muß über dieses Recht wachen mit der Macht seiner beruflichen Selbstverwaltung. Wahrung solchen in der höheren Lebensgesetzlichkeit begründeten Rechtes: das ist das wahre Feld beruflicher Selbstverwaltung.

Um noch einmal zurückzugreifen: Es kommt darauf an, daß das Handwerk seine Reihen auffrischt mit neuen Kräften. Es kann diese Zufuhr neuen Blutes nur erwarten, wenn es seinen Auftrag herzuleiten vermag aus der Lebensfülle der heraufbrechenden Zukunft unseres Volkes, die als ein gänzlich neues Zeitalter sich ausbreiten wird. Diesen Auftrag muß das Handwerk klar formulieren und zu einer Rechtsschöpfung geistiger Natur ausbauen können. Wird das Handwerk von diesem Rechtsbewußtsein durchwaltet, dann entfaltet sich von selbst in ihm diejenige Anziehungskraft und der Sog, der ihm den benötigten Nachwuchs zuführt, und zwar den ihm gemäßen Nachwuchs. Solange die höhere Rechtsordnung fehlte, war es so, wie es eben war: Wenn ein Junge partout zu etwas „Besserem“ nicht taugte, beschloß die Familie seufzend, ihn ein Handwerk lernen zu lassen. Er wurde Schlosser, Tischler oder Anstreicher. Es kam von Jahrzehnt zu Jahrzehnt zu einer immer schlimmeren Minusauslese.

Wir deuteten auf den Geigenbauer, der mit seinem Fast-Nichts an Spielraum als Vorbild des wahren Handwerkers bezeichnet wurde. Das soll näher erläutert werden. Dabei bietet sich Gelegenheit, auch in einer anderen Beziehung als der der Farbe auf das Rechte als das Fundament einer anderen Rechtsschöpfung, nämlich derjenigen der Form, hinzuweisen.

So schwer es verständlich ist und erst einem geschulten Sinne aufgeht: der eigentliche Blutboden des Handwerks ist ja doch der Bereich der namenlos bescheidenen Handleistungen, die eine beinahe vegetative Daseinsstille vorstellen und die man so wenig merkt wie die Luft, die man atmet. Das ist der große Verjüngungsherd, um dessen Heilkraft allerdings nur die wirklichen Könnner wissen. Ein Beispiel: es ist eine viel schwerwiegendere Frucht menschlicher Mühe, eine Feldsteinmauer in lebendigem Wechsel zu schichten, als eine künstlerische Goldschmiedearbeit zu machen. Man suche jetzt im Geiste eine verwitterte Wallmauer (man muß in der Zeit weit zurückgreifen), eine alte Friedhofsmauer. Sie atmen jene in sich selbst ruhende Lebendigkeit, die keinem Können zu bewerkstelligen gelingt, wenn es nicht zuerst ein Sein ist. Solche Vollendung in sich, so in sich ruhend, daß nichts Lautes mehr nach außen stört und nur noch atmender Friede ist, wie es die Dinge haben, die man nicht sieht: ein Korb, eine Matte, eine Bürste, ein Wagenrad...

Das können die Menschen nicht machen, das muß das Volk in seinen Gliedern sein. Das ist das Volkslied. Und da, wo das Handwerk so wird, wie eine arbeitshingeebene Frau ein Volkslied singt —, da ist es in der Heimat allen Handwerks. Dem Geigenbauer um darauf nun zurückzukommen, ist die Form der Geige gegeben, wie Melodie und Wort beim Volkslied gegeben sind. Und doch ist die Geige, die ein anderer macht, dieselbe Geige, mit denselben Maßen, dem gleichen Holz, eine andere als seine Geige: sie klingt anders. Sie klingt vielleicht akustisch gemessen nicht viel anders —, aber ihr Ton hat doch ein Etwas, das der Musizierende empfindet. Dieses Etwas aber ist das Eigentliche. Das gilt nicht nur für den Ton der Geige. Es gilt für alles vom Handwerk Gemachte. In der unscheinbarsten, strengst gebundenen äußeren Gewandung pulsiert ein vehementes Eigenleben, das sich nach außen nur durch wenig wahrnehmbare Abwandlungen bemerkbar macht, die über die gegebene Grundform hinwegspielen. Das kann man besonders wahrnehmen an alten Truhen — an alten Häusern. Man stelle sich jetzt vor Goethes Gartenhaus: ein unsagbar simpler Hauskörper. Und doch: wie wirkt diese Unscheinbarkeit hinein in unser Volk, nicht nur als Arbeitsstätte Goethes, sondern als Haus, das ein namen-

loser Landbaumeister oder Maurermeister baute, so wie man ein Lied pfeift. Es fällt einem das Wort Schillers ein: „Der Mensch ist nur da ganz Mensch, wo er spielt“ (das heißt aber: wo er frei ist). Das ist es nämlich: es ist nicht mit grimmigen Mühen geschehen, sondern kam aus dem Frieden eines Herzens, das in einem ruhig-gläubigen Anschauen geoffenbarter Lebenswahrheit schlug. Aus solchen Herzen kam es wie ein Spiel.

Der Weg einer blühenden und fruchtenden Volksseele geht nicht von Begriff zu Begriff, sondern von Ergriffenheit zu Ergriffenheit. Und das Volk mit dem geringsten seiner Glieder unter eine Ergriffenheit zu stellen, die als eine Selbsterfahrung aus dem Born des Lebens selber quillt — das wollte und leistete Goethe mit der Farbenlehre, er leistete es auch mit der Schau der Urpflanze. Das Grundphänomen der Goetheschen Urpflanze ist die Schau der zwischen den beiden Polen, Stengel und Blatt, ausgespannten Pflanzengestalt und ihre im Gang von „Polarität und Steigerung“ geschehende Metamorphose zu Blüte und Frucht. Der Stengel vertritt das strahlig-lineare, das Blatt das kreisförmige Prinzip. Dieses ist Strahlkraft, jenes Quellkraft. Dieses richtet sich als Stab empor, von der Erde zur Sonne, jenes lagert, empfängt und verarbeitet. Man bemerkt: das ist nicht erdacht, sondern das ins Bewußtsein eingetretene Schauerlebnis: sowenig wie Stengel und Blatt nicht theoretisch erdacht, sondern wirkend und gestaltbestimmend existent sind und in mir als dem Schauenden sich zu der neuen Wesensgestalt, eben der Urpflanze, verwandeln — als eine Geistnatur in der physischen Natur.

Da, wo das Handwerk den echten Bedürfnissen eines ursprünglichen Lebens dient, wo es also die Gerätewelt macht, die am Anfang von allem steht, da ist seine Heimat und das Gesundbad, in dem sich die Meister der hochentwickelten Künste erholen und neue Kraft sammeln. Den echten Bedürfnissen ursprünglichen Lebens dienen —, das kann aber nur, der selber in solchem Leben schwingt. Dieses schauende Mitschwingen — er nannte es Ehrfurcht —, dazu wollte Goethe dem Volke verhelfen.

Alles, was, aus Menschenhand kommend — sei es der Parthenon, ein westfälisches Gehöft, ein Werkzeug, ein Gefäß, ein Schrank —, Dauer hat, wurde empfangen in einer Selbstbezeugung des Lebens, die in unserem Bewußtsein als Schau in das Reich der Mütter, der Urbilder und verknüpfenden Gleichnisse erfahren wird.

Ohne eine solche willentlich angestrebte und bewußt gehandhabte Selbstbegegnung, wie sie Goethe zur Farbenlehre und zur Urpflanze führte, bleiben die ernstesten Mühen um die dringend gebotene Erneuerung und Reinigung der geformten Gebrauchswelt in Hausrat und Wohngestaltung — Mühen. Himmelweit unterschieden von der blutwarmen Organik derjenigen Formschöpfungen, die aus der im Bewußtsein als Erfahrung sich spiegelnden Schau der Leitbilder des Wachstumhaften von selbst und unerschöpftlich und spielend herausblühen.

Das konstruierende Mühen um sogenannten „anständigen“ Hausrat oder „anständige“ Baugestaltung führt zu einer sterilen Unangreifbarkeit, die letzten Endes gefährlicher ist als der Kitsch... Es führte in der Farbgestaltung der Innenräume zu den bleichen Milchsuppentönen.

Hier, im Erlebnisraum des farbeschaffenden Lichtschicksals, dort im Erlebnisraum der Formkräfte: unsere Gestaltungsfähigkeit — und das ist das alte Geheimnis der alten Meister und das neue Goethes — kann nur erstarken an der in Leitbildern niederkommenden Ordnung der Schauenden Vernunft. Rodin drückt es im Angesicht altfranzösischer Kathedralen so aus:

„O edles Volk der Handwerksleute! Ihr wart so groß, daß die Künstler unserer Zeit neben euch gar nicht existieren können! Sie können euch nicht einmal verstehen. Ihr Baumeister waret eingetreten in das Leben der Blumen und eufe Werke waren erbaut in Ebenbildern lebendiger Körper.“

Und Fröbel sagte vom Kinderspiel: „Gleich in den höchsten Weltgesetzen

ruhend, muß das erste und kleinste Kinderspiel erfaßt und wieder auf Welt und Erde zurückbezogen betrachtet und behandelt werden."

Die in der Tiefenwirkung des unbewußt Aufgenommenen begründete ungeheure Bedeutung der den Menschen unmittelbar als Gerät und Gebrauchsding dienenden Um- oder besser Anwelt, rückt mehr und mehr in das Bewußtsein der Öffentlichkeit. Wenn nach dem Kriege im großen gebaut werden wird, dann wird die Zeit reif sein, ebenso durchgreifend die Erneuerung und Reinigung der Gebrauchsgüter in Hinsicht auf ihre Formgebung von Industrie und Handwerk zu verlangen. Vielleicht wird man noch tiefer hindurch müssen durch eine Übergangszeit steriler Anständigkeit, so wie es der konstruierende Intellekt versteht. Dahinter aber möge, jetzt schon angestrebt, die atmende Organik folgen, die aus einer Schau und Ergriffenheit aufblüht, welche das ganze Volk erfaßt und seine Sitten prägt. Denn eine lebensträchtige Bau- und Hauswelt ist Sittenwelt, hat mit nur mechanistisch funktionierenden Erwägungen ebensowenig zu tun wie mit nur ästhetisch formalistischen Geschmacksfragen oder nur historischen Erinnerungen aller Art. Die Sittenwelt entfaltet sich aber nur aus einer das Absolute umkreisenden Bewußtheit aller Menschen, einer Gemeinschaft des ganzen Volkes.

Man kann es drehen und wenden wie man will: Mit einem von außen Herumdoktoren, mit nützlichen oder ideellen Begriffen oder Zielsetzungen ist die Substanzerneuerung, auf die es ankommt, nicht möglich. Das hat die alte Zeit in vielen Abarten versucht. Sie ist nur möglich aus der bewußt angestrebten und in schulischer Übung der Schaukräfte beinahe erzwungenen Begegnung des deutschen Geistes mit sich selbst.

Es ließe sich noch an manchem Beispiel verdeutlichen, zu welchen Lösungen die aus der Wechselspannung zu einer Schau sich entfaltende Lebenswissenschaft führt gerade in Hinsicht auf die praktische Lebensgestaltung, die dann ihrerseits ganz bestimmte Prägungen und Ordnungen der gebauten Welt und der Wohnfunktionen durchsetzt und verwirklicht.

So hat zum Beispiel eine tiefere Einsicht die gleichmäßige Wärme der Zentral- und Dampfheizung, besonders im Wohnleben, als ein Attentat auf die Gesundheit empfunden. Sie hat die strahlende Kraft einer Wärmequelle, wie sie am reinsten ein offenes Feuer darstellt, mit ihrem spannungsreichen Klima als das Natürliche und Gesundheitsfördernde erfüllt. Bis eine umfassendere biologische Einsicht dieses Gefühl als zu Recht bestehend bestätigte, wurde es als Romantik belächelt, die zu keiner Verwirklichung im Bagedanken führte. So ist es mit vielen Dingen. So ist es auch mit der Abgrenzung der Bereiche der künstlichen und gewachsenen Werkstoffe, mit der Anreicherung des Bodens. So ist es mit der Heilkunde, mit dem Wissen um die Arzneipflanzen, um die Heilkräfte des Wassers, der Luft, der Erde und der Sonne!

Es wird auch, was eine ins letzte gesicherte Erkräftung des wahren Handwerks angeht, eine neue Form seiner räumlichen Einordnung in die Gemeinschaft verwirklicht werden müssen.

Das kommende, junge Handwerk gehört sowohl als Erzeugungsstätte wie auch als sinnfällige Bildungsquelle, planvoll eingefügt, in die neu entstehenden Gemeinschaftskörper. Die Kindergärten z. B. müssen baulich angegliedert sein an eine Webwerkstatt, wie es zum Teil auch schon geschehen ist. Hier empfangen die Kinder im empfänglichsten Alter die das ganze Leben bestimmenden, segensreichen Eindrücke die aus der ebenso sachlichen wie heiter beschwingten Luft einer handwerklichen Werkstätte hervorgehen

Wir reden und werben hier nicht für das Handwerk, so wie es war. Erweist es nicht durch eine das Absolute umkreisende Idee, daß es in einer neuen Zeit steht —, dann wird es zugrunde gehen, einfach deswegen, weil kein offener junger Mensch sein Leben einsetzen kann in einem Felde, das nicht aus den Magnetkräften des Geistes eine dauerhafte Ordnung empfängt.

Bunzlauer Kaffeekanne

In der Ofenröhre, wo es schmorend schmauchte,
Duft von Äpfeln, der sich heut noch schmecken läßt,
Hochte sie, die brave, braungebauchte
Kaffeekanne, wie die Glucke warm im Nest.

Urgroßvater hatte schon am Henkel
Sich die gichtigen Finger gern gewärmt,
Und nun tat es frostverklammt der Enkel,
Wenn die Schneeballflucht im Dorf verlärmt.

Mutter hatte ihm davon erzählt,
Wie ein solches Ding in Töpfers Händen
Mählich sich dem Sinn vermählt,
Ein Gefäß zu fein mit runden Wänden.

Und die Jungenshand, die Schnee geballt,
Fühlte heimlich nach der alten Kanne,
Deckel, Wölbung - eine Fingerspanne -
Suchte sie das Weltgeheimnis der Gestalt.

Doch die stumme Alterlauchte
Bog sich nur, um Kaffee einzuschenken,
Und der Junge trank, indes sie würzig rauchte
Und die Schöpfung Traum blieb, niemals auszudenken.

Friedrich Bilchhoff.

Kleine Beiträge

Herrmann Gretsch:

Das Handwerk als Formgeber der Industrie

Es gab eine Zeit, in der die Erzeugnisse der deutschen Industrie auf dem Weltmarkt nicht nur von Jahr zu Jahr mehr geschätzt und gekauft wurden, sondern in der wir auf vielen Gebieten sogar eine Monopolstellung einnahmen, aus der uns andere Staaten vergebens zu verdrängen suchten. Dem deutschen Kaufmann stand damals die Welt offen, und bis zu Beginn des Weltkrieges können wir jahrzehntelang eine Steigerung der deutschen Ausfuhr feststellen. Diese günstige Entwicklung unseres Außenhandels hatte, abgesehen vom eisernen Fleiß der deutschen Arbeiterschaft, dem Wagemut unserer Unternehmer, Kaufleute, Wissenschaftler und Künstler, nicht zuletzt auch darin ihren Grund, daß es unsere Fabrikanten verstanden, die Gestaltung ihrer Erzeugnisse den Wünschen und der völkischen Eigen-

art ihrer Exportländer weitgehend anzupassen.

Wer um diese Zeit das Musterlager eines größeren Werkes besichtigte, war nicht wenig erstaunt, wie genau man damals den Geschmack der verschiedenen Länder nachzuahmen verstand. Da gab es u. a. Erzeugnisse in für Deutschland unmöglichen Formen und Dekoren für Südamerika, Indien, Rußland, Australien usw., die nur für diese Länder hergestellt und immer wieder neu bemustert wurden. Bemühte sich der deutsche Kaufmann, die Sprache seiner Geschäftsfreunde zu beherrschen, so bemühte sich der Entwerfer, seine Muster dem Geschmack der Kunden anzugleichen. Kulturelle Gesichtspunkte, auf deren Berücksichtigung bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts die überragende Stellung des deutschen Handwerks in Europa beruhte, spielten in der Industrie damals noch keine Rolle. Solange mit Stilmachungen gute Geschäfte zu machen waren, legte man keinen Wert darauf, daß der Entwerfer neben

künstlerischer Begabung auch handwerkliche Fertigkeiten besaß. Um seiner ihm zugewiesenen Aufgabe gerecht werden zu können, genügte es, wenn er alle Stilelemente von der Gotik bis zum Chippendale, und wenn irgend möglich auch die Ornamente des Orients und einiger Negerstämme beherrschte.

In knapp hundert Jahren ging so die seit Urzeiten geübte, im Laufe der Zeit langsam weiterentwickelte Formensprache aller Dinge des täglichen Gebrauchs verloren. An Stelle der Handwerker waren zum Teil Unternehmer getreten, für die das Geld das einzige Verhältnis darstellte, das sie zu den Gegenständen hatten, die sie anfertigen ließen. Ihnen fehlte, vom technischen Können ganz abgesehen, nicht nur das Verantwortungsgefühl ihrem Stand, sondern auch dem Volksganzen gegenüber, das sie hätte bestimmen müssen, nur Gutes zu schaffen. Ihr Bestreben war, von wenigen Ausnahmen abgesehen, möglichst rasch reich zu werden. Aus dieser Haltung heraus erklärt sich das dauernde Suchen nach dem „Schlager“ und nicht zuletzt die absichtliche Verminderung der Qualität. Ihr Ziel war, den Käufer zu blenden und vor allem, konkurrenzlos billig zu sein. An Stelle der im Handwerk selbstverständlichen Gediegenheit trat die extravagante Aufmachung, die den Kunden über alle Mängel hinwegtäuschen sollte.

Für den Erfolg dieser Unternehmer war also nicht wie beim Handwerk von früher der kulturelle und gebrauchstechnische Wert der Erzeugnisse entscheidend, sondern die geschäftliche Gewandtheit. Eine aufgeblasene Verlogenheit, begonnen bei den prunkvollen Vorderfassaden ihrer sog. Zinshäuser, hinter denen dunkle ungesunde Armutshöfe lagen, bis zum Prachtmöbel mit aufgeleimten Ornamenten aus Ersatzstoffen waren die Kennzeichen einer Zeit, in der die kulturelle Verantwortung dort aufhörte, wo die finanziellen Interessen begannen.

Diese Einstellung mag bei den für den Export bestimmten Erzeugnissen vorübergehend eine Berechtigung haben. In dem Augenblick, in dem man jedoch dazu überging, die gleichen Geschmacklosigkeiten im eigenen Lande abzusetzen, stand diese Handlungsweise unter der Würde eines Volkes, das eine in Jahrhunderten gefestigte Kultur besaß. Wir müssen uns deshalb in den kommenden Jahren daran

gewöhnen, die Haltung der Dinge, die wir täglich benützen, unter den Gesetzen zu betrachten, die unserer nationalen Würde entsprechen.

Erwähnte man in diesen Zeiten des Neuheiten- und Exportmusterfimmels die kulturelle Bedeutung des deutschen Handwerks, so dachte man in erster Linie an die repräsentativen Bauten, wie Dome, Schlösser, Rathäuser mit ihren prunkvollen Einrichtungen, und nicht zuletzt an die etwa im 16. bis 18. Jahrhundert für eine kleine Oberschicht angefertigten reichverzierten Einzelstücke. Diese mit kostbaren Intarsien geschmückten Möbel, die geschliffenen Prunkgläser, die üppig bemalten Porzellane, die wertvollen Gold- und Silberschmiedearbeiten u. a. m. waren jedoch zu allen Zeiten Stücke, die nur ein kleiner, aus dem Handwerk organisch herauswachsender Kreis von besonders begabten Kunsthandwerkern auszuführen vermochte, und auch sie gestalteten diese reichverzierten Gegenstände meist nicht selbständig, da ihnen für die in den verschiedenen Epochen üblichen Ornamente von Künstlern ausgearbeitete Vorlagen zur Verfügung standen. Im Vergleich zum Hausrat der Bauern und einfachen Bürger waren diese Arbeiten selten vorkommende Einzelstücke, die als besondere Kostbarkeiten die Räume fürstlicher und vornehmer Auftraggeber zu zieren hatten, und bei denen man auch damals schon, in der Auflösungszeit des Mittelalters, das Maß der Schönheit keineswegs immer eingehalten hatte. Gerade diese Kunstgeräte aber waren es, die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, als man Werke der Vergangenheit zum Vorbild nahm, von unseren Gewerbemuseen gesammelt und ausgestellt wurden. Diese mit Hilfe der Maschine dann zu Tausenden vervielfältigten Museumsstücke, auf die die Gründerzeit so stolz war, sind inzwischen, allerdings zum Glück, meist wieder verschwunden.

Mit der Jahrhundertwende begann der Kampf, diese Flut von prachtvollem Kitsch abzdämmen und für die uns umgebende Formenwelt wieder vernünftige und allgemeingültige Grundlagen zu finden. Jahrzehntelang war es ein mühsames Suchen und Tasten und lange standen die Erfolge in einem erschütternd geringen Verhältnis zu den Bemühungen eines kleinen Kreises verantwortungsbewußter Künstler und Fabrikanten. Erst in den letzten Jahren macht sich der Wunsch bemerkbar, auch bei den Dingen, die wir zum Leben

brauchen, wieder dem Grundsatz der Gediegenheit und der Echtheit Geltung zu verschaffen. Zu gleicher Zeit begann man zu erkennen, daß die Auswahl der Geräte, die der Industrie einst als Vorbilder dienten sehr einseitig war, und man sah langsam ein, daß diese Prunkstücke, die in einer gewissen Zeitspanne einer kleinen Oberschicht entsprochen hatten, nur einen bescheidenen Teil des Kulturguts darstellen, das das Handwerk im Verlauf der Jahrhunderte geschaffen hat. Neben den übermäßig verzierten Einzelstücken entdeckte man Tausende von Geräten, die einst Allgemeingut des deutschen Volkes waren und deshalb in viel weitgehendem Maße die kulturelle Haltung ihrer Zeit bestimmten, als die für kirchliche oder fürstliche Räume geschaffenen Repräsentationsstücke. In diesen allgemeinen Gebrauchsgeräten hat der Handwerker schon immer die auch heute allmählich wieder anerkannten Grundsätze der Einfachheit, Zweckmäßigkeit und Schönheit verwirklicht. Die Form dieser Geräte wurde nicht entworfen, sondern sie entstanden in der jahrhundertlangen Wechselwirkung zwischen Auftraggeber und Auftragnehmer. Im Gegensatz zu den prunkvollen Einzelstücken trat hier der Schaffende hinter sein Werk zurück. Er legte keinen Wert darauf, etwas Einmaliges oder gar etwas Nochniedagewesenes hervorzubringen. Hier gestaltete der einfache Handwerker, der an seiner Tradition festhält und sie verantwortungsbewußt weiterführt. Dieser Einstellung verdanken wir jenes namenlose Gebrauchsgut, das durch seine ehrliche und schlichte Haltung auch heute noch ein Dokument selbstloser deutscher Werkgesinnung darstellt. Die Schönheit dieser Erzeugnisse beruht nicht auf willkürlichen Zutaten und reichem Schmuck, sondern auf dem Umstand, daß sie materialgerecht verarbeitet, im Gebrauch zweckmäßig und in allen Einzelheiten schön sind. Nur in seltenen Fällen wiegt das Ornament als schmückendes Beiwerk vor; es dient dann der Gliederung des Gesamten und der Betonung des Wesentlichen. Diese von Generationen geschaffenen Grundformen überdauerten oft Jahrhunderte, denn sie waren nicht wie die reichgeschmückten Repräsentationsstücke rasch wechselnden Moden unterworfen. In diesen von namenlosen Handwerkern für Bauern und Bürger geschaffenen Gebrauchsgeräten liegt aber zweifellos die Tradition, die fortzuführen eine sehr wichtige Aufgabe unserer Zeit

ist. Dabei kann es sich jedoch nicht darum handeln, alte Stücke nachzuahmen, denn das wäre der gleiche Fehler, den die Gründerzeit beging.

Für den Handwerker war einst Tradition nicht das Werk seiner Väter, sondern deren Gesinnung. Für ihn war es deshalb selbstverständlich als ein der Kultur verantwortlicher Werkmann zu gestalten, und nur so ist es erklärlich, daß seine Erzeugnisse auch heute noch vorbildliche Leistungen einer Gemeinschaft für eine Gemeinschaft darstellen. Für unsere Industrie, die heute auf vielen Gebieten an die Stelle des Handwerks getreten ist, bedeutet diese Einstellung des alten Handwerks die Verpflichtung, die ihr heute gestellten Aufgaben im gleichen Sinne zu lösen. Die Entwicklung der Technik können wir nicht aufhalten. Sie hat uns in den letzten hundert Jahren Möglichkeiten und Erleichterungen gebracht, die frühere Generationen nicht ahnen konnten. Mit der Massenerzeugung müssen wir uns abfinden, ob wir sie schätzen oder nicht. Es wäre sinnlos, sie abzulehnen, weil der Vergleich mit handwerklichen Erzeugnissen häufig zu seinen Ungunsten ausfällt. Gewiß, handwerkliche Stücke sind auch heute noch oft durch ihre Einmaligkeit, ihre Unmittelbarkeit und nicht zuletzt durch ihre persönliche Note dem Serienerzeugnis überlegen. Dies schließt aber nicht aus, daß industriell hergestellte Gebrauchsgüter, die echten Lebensbedürfnissen unseres Volkes entsprechen und eine dem deutschen Wesen würdige Werkmannsarbeit darstellen, nicht nur gut, sondern auch schön sein können. Auch das Handwerk hat einst neben wertvollen Einzelstücken hundertfache Wiederholungen angefertigt, und wir bewerten bei seinen Leistungen nicht die Einmaligkeit, sondern die erfreuliche Tatsache, daß die Meister in früheren Zeiten bestrebt waren, für jede Aufgabe als solche eine allgemeingültige sinnvolle Lösung zu finden.

Ernst Wagenfeld:

Warum grundsätzlich?

Ist das Handwerk Formgeber der Industrie? Wenn wir diese Frage ohne weiteres bejahen würden, so wäre das zugleich eine Festlegung, die ebenso hindernd wie zwingend sein kann. Wir müssen uns aber bei allem vom Leben Getragenen vor jeder Einseitigkeit hüten, um

uns nicht in leere Theorien oder Meinungen zu verlieren, die der Wirklichkeit fremd bleiben. Das Hin und Her von Geben und Nehmen, wie es das Leben dem Menschen überall offenbart, muß uns der erste Maßstab sein.

Die Wechselbeziehungen zwischen Handwerks- und Industriearbeit sind viel zu offensichtlich und viel zu tief im Schaffen und Leben begründet, als daß ein einseitiges Geben oder Nehmen denkbar wäre. Die Tatsache allein, daß Handwerksbetrieb und Industriebetrieb nicht anders als statistisch auseinanderzuhalten sind durch die Begrenzung der Belegschaften, spricht hierfür genügend. Es gibt heute wohl kaum einen Handwerksbetrieb mehr, der nicht weitgehend die Maschinenkraft zur Hilfe nimmt, und umgekehrt ist auch kein Industriebetrieb denkbar, der nicht für seine Erzeugnisse der handwerklichen Arbeit bedarf. Die Maschine ist nichts anderes als ein Werkzeug, dem Menschen zu dienen. Richtig angewendet erfüllt sie ebenso sinnvoll ihren Zweck wie das geringste Werkzeug im alten Handwerk.

Weder der Wert des Handwerkserzeugnisses, noch der Wert des Industrieerzeugnisses wird durch die Mittel der Arbeit bestimmt. Hierfür entscheidet allein der Erfolg der Mittel, Art und Sinn ihrer Anwendung. Was uns die Handwerksarbeit immer wieder so nahebringt, ist wohl zu allererst auf ein Ethos der Arbeit zurückzuführen und die Spuren, die es im Arbeitsergebnis hinterläßt, und was uns die Industriearbeit oft so fern sein läßt, ist wohl zu allererst auf das Fehlen dieser Spuren zurückzuführen. Aber hier ist weder das Handwerkszeug noch die Maschine schuld, schuld ist vielmehr nur der Mensch, der produziert oder arbeitet um des Geldes willen und sonst kein anderes Ziel mit seiner Arbeit mehr verknüpft. Da, wo nur dieser materielle Wert den Sinn der Arbeit bestimmt, kann das Ergebnis nie anders sein. Wo dagegen der Mensch mit einem Ziel zu Werke geht, das in der Tiefe und Weite der Aufgabe selbst verborgen liegt, da wird er immer etwas Ganzes hervorbringen, das uns nicht kalt und fremd berührt, auch nicht dann, wenn tausend und aber tausend gleichartige Gebilde unter seinen Händen mit einfachen Werkzeugen oder großen Maschinen entstehen.

Entscheidend sind und bleiben die Voraussetzungen des Schaffens. Hier, wo Handwerk und Industrie auf das Innigste

verwachsen sind, ist das Problem der Formgebung allein zu lösen. Für die Formgebung entscheidend ist der Geist der Werkstatt und der Geist, der in den Fabriken und Hütten herrscht. Eines ist nicht vom Ganzen zu trennen. Unsere Formenwelt kann nur immer Kristallbildung unserer Kultur sein und damit unseres Lebens in Einklang von Wirklichkeit und Weltanschauung in der großen Bedeutung dieser beiden Worte. Fern vom Wollen und Erzwingen wird dann die Kunst auch das Geringste noch berühren, wenn nur die rechte Lust den Menschen drängt und stille Ehrfurcht ihn dem Schöpferischen nahebringt.

*

Jeder kennt wohl die neuen Porzellan-geschirre, die in der „Beispielsammlung für die Heimgestaltung der Hitler-Jugend“ wie der Deutschen Warenkunde aufgenommen worden sind. Um 1930 konnte man sie zuerst nur in Geschäften finden, welche sich Mühe gaben, neben der konventionellen Handelsware auch das zu zeigen, was anspruchsvolleren Käufern genügen mochte. Diese Geschirre fielen damals auf durch ihre Einfachheit und Brauchbarkeit. Dabei waren sie nicht teurer als die übliche Handelsware sonst. Das älteste dieser neuen Porzellane ist das Geschirr von Hermann Gretsch, Stuttgart, „Arzberg 1382“ — unter diesem Wortzeichen kam es in den Handel. In Arzberg ist die Fabrik, die zum Kahla-Konzern gehört, 1382 wird die Nummer der Modellreihe sein. Die einfache Linie, die dieses Geschirr kennzeichnet, wurde zuerst von der Staatlichen Berliner Manufaktur aufgenommen unter der Leitung des Freiherrn von Pechmann und von der Nymphenburger Manufaktur nach Zeichnungen Wolfgang von Wersins. Aber um die gleiche Zeit entstanden in der deutschen Porzellanindustrie gemeinhin nur Geschirre, die „nach viel“ aussehen mußten und darum oft mit Rokokozier reich beladen wurden. Namen wie Sanssouci, Potsdam und andere, die uns viel bedeuten, mußten den Plunder verbrämen und unter dem Motto: „Mehr scheinen als sein“ in das Publikum hineinragen helfen. Aber wir wollen nicht moralisieren, sondern nur feststellen. Das einfache Geschirr, wie Arzberg, ist unserem Empfinden viel näher als all die Rokokogeshirre, die geschäftige Fabrikanten und Händler auf den Markt bringen. Wir müssen uns jedoch vor der Einseitig-

keit hüten, die leichthin sagt, daß dieses in unsere Zeit gehört und jenes nicht. Es ist sehr gut denkbar, daß in einem Haushalt heute noch alte Geschirre aus der Rokokozeit im Gebrauch sind und auch Ergänzungen dazu aus den alten Manufakturen nachgekauft werden. Die alte königliche Berliner Manufaktur ist ihrer Tradition treu geblieben. Mit großem Aufwand an Zeit und viel Fleiß wird jedes einzelne Stück noch immer so mit den alten Formen gearbeitet wie damals zur Zeit des großen Königs. Auch die neuen Porzellane unserer Zeit werden dort mit gleicher Sorgfalt geschaffen. Natürlich sind diese Porzellane viel teurer als die einfachen Geschirre, die in großen Mengen in den deutschen Porzellanfabriken sonst hergestellt werden. Die „Stilgeschirre“ dieser Fabriken dagegen sollen so scheinen, als ob ihr Wert dem alten Vorbild gleiche, und man begnügt sich bewußt mit diesem Schein. Es kann sein, daß ab und an ein Fabrikant oder Händler weiß, wie minderwertig diese Porzellane sind. Ebensogut dürfen wir aber voraussetzen, daß sich die für die Herstellung Verantwortlichen auch sonst mit dem Schein des „als ob“ begnügen und deshalb ihre Erzeugnisse der eigenen Lebenshaltung entsprechen.

Ein anderes Beispiel führt uns in die Welt des Glases. Vor etwa fünf Jahren brachte ein Unternehmen der Glasindustrie*) neue Gläser auf die Leipziger Messe, die aus dem Rahmen des sonst zur Schau Gestellten sehr herausfielen. Auch in der Glasindustrie war die konventionelle Handelsware schlecht und billig, und man setzte alles daran, durch den Schein zu trügen. Es hieß, daß dieses der Geschmack des Publikums sei. Allzu bequem und falsch war diese Motivierung. Das Unternehmen, welches die neuen Gläser hervorbrachte, konnte von Jahr zu Jahr für sie den Sektor seines gesamten Produktionskreises sehr stark erweitern, und man hörte jetzt, daß die gesamte Produktion bald nach dem Kriege vollkommen auf die neuen Erzeugnisse beschränkt wird! Die Gläser fielen auf durch ihre Einfachheit, Brauchbarkeit und Preiswürdigkeit, wie die neuen Porzellane um 1930. Zuerst steckte noch viel problematisches Suchen und Tasten darin, sie schienen in Glas verwirklichte Entwürfe. Aber die späteren Erzeugnisse wurden lockerer und selbst-

verständlicher. Wer die Möglichkeit hatte, hierfür die Ursache festzustellen, konnte sehen, daß auch die Voraussetzungen des Entstehens andere geworden waren. Im Anfang hatte der künstlerische Leiter des Unternehmens die neuen Gläser in Skizzen festgelegt und allein alle Werkzeichnungen dafür gemacht, die für die ersten Versuche am Ofen und bei den weiteren Arbeitsgängen gebraucht wurden. Später kam ein Mitarbeiterkreis hinzu. Entwurfs- und Versuchswerkstätten wurden gebildet und Modellarbeiten gingen den Werkzeichnungen voraus. Mit diesem neuen Weg der Vorarbeiten wurde das Allzupersönliche abgestreift und enges Haften an ursprünglichen Ideen oder Vorstellungen vermieden. In einer rechten Arbeitsgemeinschaft bleibt von allem Persönlichen nur das Stärkere. Dieses gibt dem Ganzen die Gestalt, während alle Schwächen durch Abstand und Gründlichkeit überwunden werden. Das Bild des industriellen Erzeugnisses ist damit nur harmonischer und selbstverständlicher, je organischer und stärker die einzelnen Kräfte zusammenwirken.

Ein Journalist bezeichnete diese Werkstätten einmal als „künstlerisches Laboratorium“. Der Vergleich ist nicht falsch, denn mehr als je vorher in ähnlichen Industriebetrieben werden hier die Bedingungen des Gebrauches, der Herstellung und des Materials einbezogen in die vorbereitenden Arbeiten der späteren Mengenerzeugung. Sie ergeben das Rüstzeug, mit dem der Raum umstellt wird für das freie Spiel des Schaffens.

Es ist bekannt, daß die Erzeugnisse der Glasindustrie überwiegend handwerkliche Industriearbeit sind. Das Handwerkliche, wie wir es von den alten Gläsern her kennen, ist hier aber nicht mehr. Die Formen der Gläser sind anders, und auch das Glas selbst zeigt eine im Handwerklichen unbekannt Gleichmäßigkeit. Man spürt den Hauch der Industrie und der Maschinen, die zu einer strengen Disziplin zwingen.

Im Gegensatz zu früheren Erzeugnissen dieser Glashütten sind die neuen gründlich durchgebildet. Man spürt die Verantwortung, die dahinter steht. Früher waren die Hersteller allgemein unbekannt. Heute dagegen ist jedes einzelne Erzeugnis mit der Herstellermarke dieses Unternehmens versehen. Wenn früher Wein- kelche in großer Eile nach Wünschen des

*) Die Lausitzer Glaswerke in Weißwasser; der neue Werkstatteleiter wurde damals Professor Wagenfeld. Die Schriftleitung.

Handels gezeichnet und angefertigt worden sind, war auch das Ergebnis entsprechend. Jetzt vergehen Wochen und Monate mit diesen Vorbereitungen. Man weiß, daß es gilt, die tausendfältige Gleichmäßigkeit, die dann aus den Maschinen kommt, zu verantworten. Ein Architekt wunderte sich einmal über den Zeitaufwand, den jedes neue Glas in dieser Entwurfswerkstatt braucht, ehe es in den Kreislauf der Produktion gelangt. Er mußte dann aber im Vergleich mit seinem eigenen Schaffen zugeben, daß die Zeit, das Kostbarste, was wir besitzen, niemals schöner und auch niemals rationeller angewandt werden kann, als im Streben um die Vollendung der Arbeit. Die Zeit ist verloren, wenn wir sie der Eile opfern! Die Ergebnisse geben dieser Auffassung recht.

Die Werkstattarbeit nahm schon in den Vorbereitungen den späteren Gläsern alles Gewollte und an der Zeichnung Haftende. Ihre Formen wurden selbstverständlicher und unbeschwerter, und die Ornamentik, wo sie sparsam zur Anwendung kam, führte zu organischen Gebilden, die ein Einzelner in seinem Atelier niemals hervorbringen könnte. Dabei hat diese Werkstatt aber nichts mit einem Handwerksbetrieb gemein. Bewußt meidet man dort alles, was an die Nachahmung alter handwerklich gearbeiteter Gläser erinnern könnte. Die Voraussetzungen der Arbeit in den großen Unternehmen der Glasindustrie sind anders geworden als die der alten Glashütten. Und diese neuen Voraussetzungen bedingen auch neue Formen, die nur dann richtig sein können, wenn alles Gewollte ihnen fernbleibt. Im Umgang mit alten und neuen Gläsern kann es gut sein, daß uns die alten näher sind durch die Wärme, die von solcher handwerklichen Arbeit ausstrahlt, während uns das Neue gar oft kalt und gleichgültig berührt. Aber jedes hat seinen besonderen Ursprung, und jedes muß deshalb für sich gewertet werden. Das Neue hat nicht die Gewohnheit zum Bundesgenossen, es verlangt unsere ganze Regsamkeit und Offenheit. Zwiespältigkeiten lassen sich nicht beiseite schieben. In Handwerk und Industrie sind diese Zwiespältigkeiten in ihrer Auswirkung sehr groß gewesen. Hervorgehoben wurden sie nicht durch äußere Umstände, wie etwa durch die technische und wirtschaftliche Entwicklung, sondern einzig und allein durch das

Übergewicht des materiellen Daseins, wie dieses die Entwicklung des 19. Jahrhunderts mit sich brachte. Man vergaß über die Sorgen um den materiellen Wohlstand den Sinn alles menschlichen Lebens und Schaffens.

1908 sagte in der ersten Jahresversammlung des „Deutschen Werkbundes“ der alte Baumeister Theodor Fischer in einem Vortrage: „Es ist eine heikle Sache, daran zu erinnern, daß Industrie nicht Selbstzweck ist, und daß ihr einziger Zweck auch nicht sein darf, den Wohlstand zu heben. Millionen können verdient und doch der Gesamtheit der größte Schaden zugefügt werden.“

Es geht um den geistigen Besitz des Volkes, wenn wir den Wert oder Unwert handwerklichen und industriellen Hausrats bedenken. Wo diese Welt des Kleinsten und Wichtigsten nicht sein kann, da hat auch das Größere keinen Raum mehr. Wo dagegen dieses Kleinste den Alltag recht erfüllt, sind dem Größeren und Unvergänglicheren die Tore weit geöffnet.

Adolf Reichwein:

Schrifttum zum Handwerk

Werkstoff Holz

Grundlegend ist das Buch von Hugo Kükelhaus und Gregor Balkenhol: „Werde Tischler“ (Alfred Metzner, Berlin 1936). Es handelt sich in diesem Buche vorwiegend um die Holzverbindungsformen und die Kunst der Messung. Meisterhaft sind hier die beherrschenden Grundlagen jedes Holzwerks geordnet und dargestellt und durch prachtvoll klare Zeichnungen veranschaulicht. Es beginnt mit den einfachsten Holzverbindungen und führt bis zu ihrer Anwendung im Bau von Türen und einfachen, formschönen und werkgerechten Tischlermöbeln. Besonders wichtig ist auch der abschließende Teil des Buches, der sich mit Zahlen und Maßverhältnissen grundsätzlich klärend beschäftigt. Die Probleme, die sich aus der Natur des Holzes ergeben, werden eingehend behandelt und daraus Sinn und Formen guten Holzwerkes begründet. Die reiche Ausstattung mit Zeichnungen und Photos erleichtert die werkpädagogische Benutzung des Buches.

Für die Einführung in den Möbelbau sind hervorragend geeignet die Bücher von Fritz Spannagel; sowohl das knappere „Unsere Wohnmöbel“.

wie auch das ausführliche Fachbuch „Der Möbelbau“ (beide bei Otto Maier, Ravensburg, 1937 bzw. 1939). Der frühere Leiter der Berliner Meisterschule des Tischlerhandwerks legt mit diesen beiden Arbeiten ein Lebenswerk vor. Beide Werke sind Dokumente dafür, wie im Holzwerk Wissenschaft und Kunst, von der Mathematik und angewandten Geometrie bis zu den feinsten Problemen der Formgebung zusammenfließen. Spannagel will unsere Aufmerksamkeit wieder der natürlichen Formgebung unserer Wohnmöbel zuwenden. Er versteht es auf eine sehr lebendige, einfallsreiche und anschauliche Weise an Hand der Dinge selbst immer wieder den Grundgedanken herauszuarbeiten, daß gesundes Bauen zu einer natürlichen und lebendigen Form führt. Spannagel geht von dem Werkstoff als der lebendigen Grundlage des Gestaltens aus: vom Wachstum des Holzes, den verschiedenen Schnitten, und stellt alle für den Möbelbau in Frage kommenden Holzarten nach Charakter und Eignung dar. Auch hier werden die Holzverbindungen ausführlich behandelt, sie stehen in der Mitte des Buches. Die Form- und Gestaltungsprobleme werden ebenso wie die zeichnerischen Aufgaben des Tischlers an mannigfachen Einzelaufgaben erläutert, wie sie an den Tischler herantreten können. Sowohl für die geschmackliche Erziehung der Jugend wie auch für die Beratung aufgeschlossener Handwerker sind die Arbeiten von Kükelhaus und Spannagel unentbehrlich.

Hier muß auch auf ein anderes, von Fritz Spannagel erschienenes Werk hingewiesen werden, „Das Drechslerwerk“ (Otto Maier, Ravensburg 1940). Das für den Möbelbau Gesagte trifft uneingeschränkt auch für diese Handwerksmonographie zu, aus der sich der um Gestaltungs- und Formfragen Bemühte immer wieder Rat und Klärung bei einer untadeligen Werk- und Formgesinnung holen kann, die sich hier vor dem Hintergrund einer jahrzehntelangen Werkerfahrung, einer gründlichen Kenntnis der Handwerks- und Stilgeschichte dokumentiert.

In der ausgezeichneten und wohlfeilen Reihe „Wachsen und Reifen“ (Willi Siegle Verlag, Stuttgart) sind zwei Bändchen von Karl Hils erschienen, die zum Bau von hölzernem Spielzeug anregen wollen: „Spielzeug — selbst gemacht“. In den beiden ersten bisher erschienenen Bändchen der Spielzeugreihe wird an einer Reihe von trefflich aus-

geführten Aufgaben die Gestaltung von Häusern, Städten, Burgen und Tieren entwickelt. Die Bändchen sind reich mit klaren Werkzeichnungen und schönen vorbildlichen Photos bebildert. Sie sind wirkliche Ratgeber für die Gemeinschaftsarbeit in den Gruppen. Sie gehen vom Einfachsten aus und führen zum gestalterisch Vollendeten. Die hier gezeigten Arbeiten sind in unmittelbarer Nähe der guten alten Volkskunst angesiedelt. Sie sind im besten Sinne volks- und jugendnah.

Als zweite Begleitschrift zu den Schulausstellungen des Museums für Deutsche Volkskunde erschien ein Bändchen „Holz im deutschen Volkshandwerk“ (Ulrich Riemerschmid Verlag, Berlin 1940) das in knapper Form, vom Holzvorkommen, von Holzwuchs und Holzgewinnung ausgehend, die Holzhandwerke behandelt; Zimmermann, Tischler, Böttcher, Schnitzer, Drechsler, Stellmacher, Schiffbauer und Musikinstrumentenmacher. Ein kurzes Kapitel: „Kinder werken in Holz“, gibt der Schrift zuletzt eine pädagogische Wendung. Ein Schriftumsnachweis ist angefügt. Auch diese Schrift ist wie alle anderen in dieser Reihe durch Zeichnungen und Photos besonders anschaulich gemacht.

Werkstoff Eisen

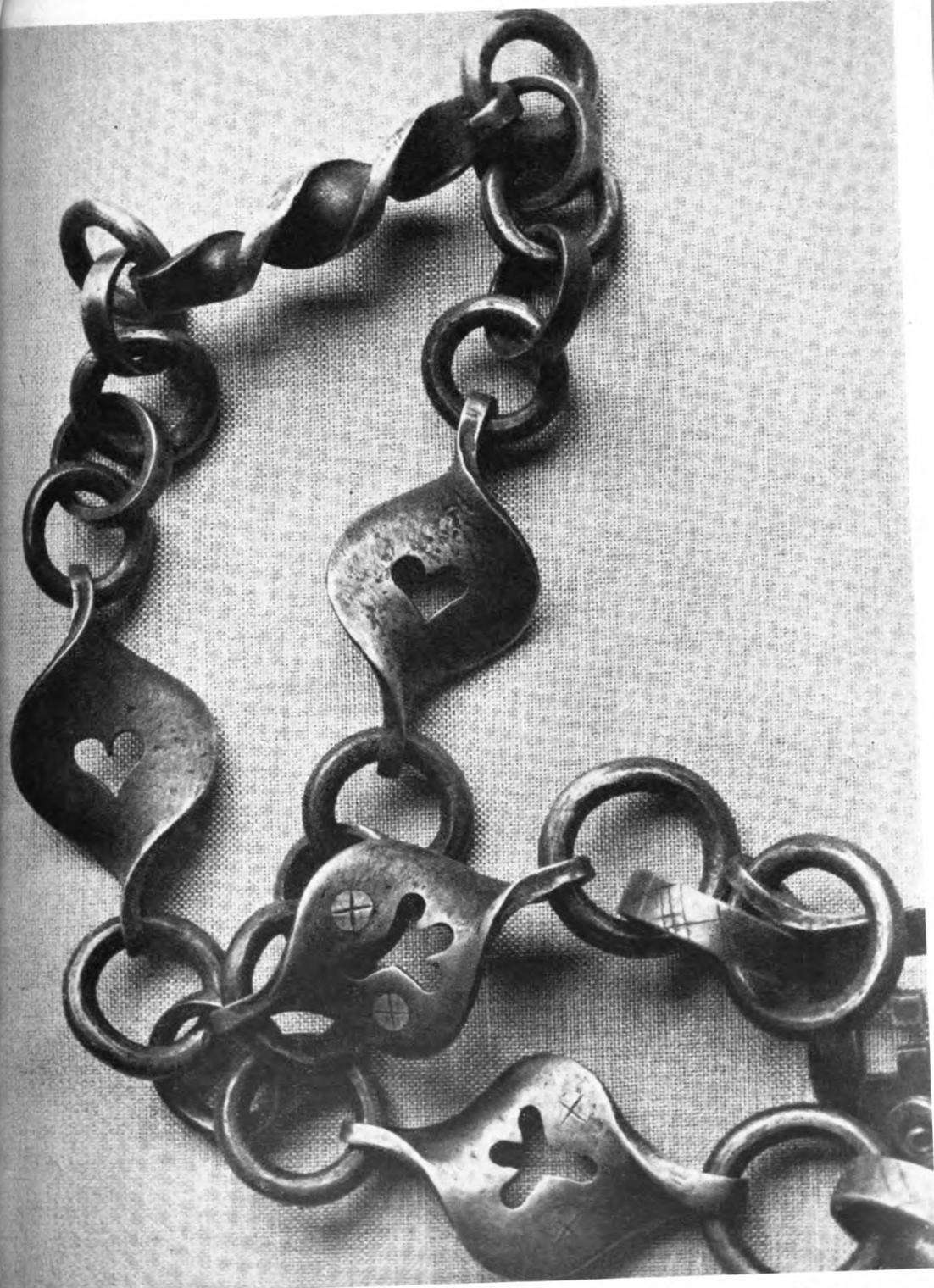
Mit dem Eisen kommen wir wohl nur in seltenen Fällen selbst als Werkende und Schaffende in Berührung. Doch sollten wir alle um die gestalterischen Möglichkeiten des Eisens in unserer Umwelt Bescheid wissen. Grundlegend sind hier die beiden Werke des Altmeisters der Kunstschmiede Julius Schramm: „Über das Kunstschmiedehandwerk“ (Alfred Metzner, Berlin 1938) und des bekannten Nachwuchsmeisters Fritz Kühn: „Geschmiedetes Eisen“ (Ernst Wasmuth, Berlin 1940). Beide bringen zahlreiche Abbildungen aus ihrem eigenen Lebenswerk. Schramm geht von dem Verfall seines Handwerks aus, der durch die Unart einer formalistischen Epoche beschleunigt wurde, die bei der Schmiedearbeit vom Reißbrett, von einer werkfremden Zeichnung ausgeht, und stellt dem die durch das eigene Lebenswerk belegte Forderung gegenüber, daß sich gesunde und schöne Formen aus Werkstoff und Werkvorgang entwickeln. Die eisengerechten Arbeitstechniken vom Lochen bis zum Binden werden einzeln beschrieben.

Das Werk von Kühn beschränkt sich im

ung vo
ere es
ich n
schies
die m
schab
en m
gesch
tragen
eher
die Se
ragen

Sch
entuch
Hilf
weil
194
okme
nang
andh
nir
r mit
kurze
gü
Wies
ange
als
ung
ge

nur
und
offen
glich
die
ms
ber
K
he
br
ms
ab
men
Ver
die
be
de
die
or
mi
st
um



Schmiedeeiserne Bürgermeisterkette von Siegfried Prütz †, Isernhagen bei Hannover
Digitized by Google



Text auf das Notwendigste und läßt dafür um so stärker die bildliche Darstellung sprechen. Von den einfachsten Schmuckformen, die durch Stauchen, Kehlen, Verdrehen, Rippen und Spalten gebildet werden, geht er aus. Aus diesen eindrucksvollen Grundformen entwickelt er das schlicht Figürliche, das zu den Fügungen des Gitterwerkes, von den einfachen zu den gegliederten Lösungen führt. Auch hier wird deutlich, daß die besten Lösungen dort entstehen, wo die Formen ohne Übertreibung unmittelbar aus dem Werkstoff entwickelt werden. Mit dem Lebenswerk von Julius Schramm befaßt sich die unter diesem Namenstitel erschienene kleine Schrift in der Reihe „Werkstattberichte“ (Verlag Ulrich Riemerschmid, Berlin 1940); eine empfehlenswerte Folge knapper Handwerksmonographien.

Werkstoff Ton

Der Ton gehört wiederum zu den Werkstoffen, deren sich auch die Jugend selbst in ihrem Werkschaffen bedienen kann. Wir kennen manche Schule, die aus allgemeinen und aus formerzieherischen Gründen an der Töpferscheibe arbeiten läßt.

Die kürzeste Zusammenfassung sowohl der Formenkunde der irdenen Gefäße wie auch der Werkvorgänge finden wir in der Begleitschrift zu der Schulausstellung des Staatl. Museums für Deutsche Volkskunde in Berlin, „Ton und Töpfer“ (Verlag Ulrich Riemerschmid, Berlin 1940).

Eine Geschichte der Töpferscheibe haben Adolf Rieth und Günther Groschopf geschrieben: „Die Entwicklung der Töpferscheibe“ (Leipzig 1939).

Werkstoff Faser

Die alte bäuerliche Textilkunst, Weben, Stricken, Sticken, ist in den letzten Jahren besonderer Aufmerksamkeit begegnet. Eine Reihe ausgezeichnete Schriften, die nicht nur sachlich-gründlich informieren, sondern auch mancherlei praktische Anwendung für das Eigenschaffen geben können, sind erschienen.

Rumpf, „Alte bäuerliche Weißstickereien“ (Verlag Elwert, Marburg 1937), berichtet über hessische Arbeiten; Otto Lehmann, „Niedersächsische Stickmustertücher“ (Hannover 1936), aus den reichen Überlieferungen der hannoverschen Gebiete. Eine bedeutende kulturgeschichtliche Arbeit hat soeben Wolfgang Schuchhardt veröffentlicht: „Weibliche Handwerks-

kunst im deutschen Mittelalter“ (Alfred Metzner Verlag, Berlin 1941). Diese Arbeit kann nicht nur historisch das Interesse beanspruchen, sondern sie hat auch für unsere heutige praktische Arbeit besondere Bedeutung, weil sie den Reichtum und die vielerlei Möglichkeiten gestalterischen Schaffens der familiengebundenen Frau in einem Zeitalter uns nahebringt, in dem persönliche Lebensführung, Zeitgeist und praktische Umweltgestaltung noch eng und harmonisch ineinander verschränkt waren.

Irmgard Zacharias bringt in ihrer Arbeit „Sticken Stricken Flechten“ (Alfred Metzner Verlag, Berlin 1940) Arbeiten nahe, die vorbildlich werden sollen für eigenschöpferisches Gestalten.

Für einfachste, auf dem Elementarsten aufbauende Verhältnisse, wie sie in der Mädelsgruppe, in Schule und Haus gegeben sind, sind die Schriften der schon erwähnten Reihe „Wachsen und Reifen“ (Willi Siegle Verlag, Stuttgart) gedacht. Hier ist besonders auf die Bändchen von Monika und Albert Leist hinzuweisen: „Wir erfinden Stickereien“. In den beiden ersten Bändchen wird der Kreuzstich behandelt, Werkvorgang und Werkgesetz der Kreuzstichstickerei werden grundsätzlich behandelt. Und an einer langen Reihe von praktischen Beispielen werden Kanten, Borten, Ecken, Flächenfüllungen durchgearbeitet. Ein drittes Bändchen ist in ähnlicher Weise der Holbeinstickerei, den verschiedenen Zierstichen, Durchbruch und Hohlraumarbeiten gewidmet. Diese Bändchen sind pädagogisch besonders gut durchgearbeitet, vom Einfachen zum Schwierigen führend, so aufgebaut, daß sich gut nach ihnen arbeiten läßt, reich bebildert.

Als Begleitschrift zur Dritten Berliner Schulausstellung des Staatl. Museums für Deutsche Volkskunde erschien soeben „Weben und Wirken“ (Ulrich Riemerschmid Verlag, Berlin), die aus der Feder besonderer Sachkenner Querschnitte durch alle Bereiche der textilen Gestaltung, von der Faser ausgehend bis zur Bildgestaltung führend, zusammenfaßt. Alle Werkvorgänge vom Spinnen und Weben über das Flechten, Stricken und Sticken werden als solche behandelt, durch zahlreiche Zeichnungen anschaulich gemacht, in besonderen Kapiteln die Gestaltungsfragen behandelt; dem Zeugdruck ist ein eigener Abschnitt gewidmet. Auch das Kapitel Schrifttum ist willkommen.

Erlesenes

Handwerk in der Krise

Aus dem Buch „Handwerk und Kleinstadt“ von Heinrich Tessenow, 1928

Das eine Mal behandelten wir den Handarbeiter als Bettler und boten ihm dann alle möglichen geldlichen oder sonstigen wirtschaftlichen Unterstützungen, und gleich nachher wieder wollten wir den Handwerker — ganz anders 'rum — als Künstler und schickten ihn auf Asthetenschulen, bis wir schließlich fast jedes gute Beispiel für den richtigen selbständigen Handwerker verloren haben. Wir kennen ihn heute kaum noch dem Namen nach. Der übriggebliebene Handwerker schämt sich fast immer, noch Handwerker zu sein, flickt eigentlich nur noch an sich und an der Welt herum und sucht ängstlich, daß es ihm gelinge, aus seiner Werkstatt auch eine Fabrik, ein Kaufhaus oder ein Atelier zu machen...

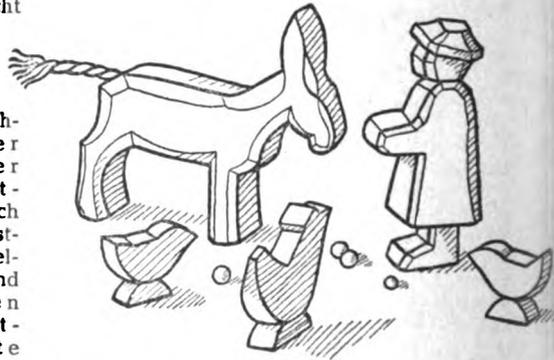
Der Handwerker erfährt, werktätig, besser als jeder andere, daß überall und an allem etwas Brauchbares, aber daß auch überall und an allem etwas Gefährliches ist. Der Handwerker versteht das Unterschiedliche oder Gegensätzliche am besten oder am greifbarsten, z. B. das Gegensätzliche zwischen Holz und Stein und Eisen und Papier usw.; er hat handgreiflich am meisten mit den Verschiedenheiten zu tun und hat sie am meisten zu verbinden. Das weitgehende handgreifliche Verstehen und Verbinden ist dem Handwerker nicht nur in der Werkstatt, sondern im Leben überhaupt, ist ihm wesentlich; er versteht und verbindet am besten nicht nur die materiellen, sondern ebenso auch die menschlichen, etwa die menschlich-gesellschaftlichen Gegensätze. Der Handwerker ist in der Welt der beste vermittelnde oder Mittelstand, alles, was wir sonst noch Mittelstand nennen, ist es nur sehr künstlich oder kümmerlich, ist Mittelstand vielmehr in wirtschaftlicher als in umfassend menschlicher Hinsicht. Alles Bemühen um das Handwerk ist wesentlich ein Bemühen um die Mitte oder um den Menschen.

Die Lebens- und Arbeitsart, die einen besten Handwerker ermöglicht, wird heute im wesentlichen nicht viel anders sein als sie früher war. Es versteht sich von selbst, daß das Handwerk eine geistige und körperliche Schulung fordert, die unseren heutigen reichen Interessen und unserem allgemeinen, großen, materiellen Können einigermaßen entspricht; aber der Haupt-

sache nach fordert das Handwerk nach wie vor „nur“ Menschen mit alltäglich gesundem Verstand und mit gesundem Körper.

Die beste Größe eines handwerklichen Betriebes wird so sein, daß dort der Meister zusammen mit wenigstens einem Gehilfen und mit einem Lehrling arbeitet und höchstens mit etwa zwölf Gehilfen. Die Werkstatt, ganz ohne Gehilfen und Lehrling, führt zur Eigenbrötelei, zum unliebenswürdig Selbstischen, zum krankhaften Grübeln, zum Raffinierten usw., führt weg vom Handwerklichen; und die Werkstatt mit mehr als etwa zwölf Gehilfen führt auch weg von ihm, wird schon gefährlich fabrikmäßig, in ihr beginnt schon die Verwaltung, das Organisieren, das Maschinenmäßige usw. von betonter Wichtigkeit zu werden, um dann mehr und mehr alles Persönliche und Gefühlsmäßige möglichst zu verneinen.

Angenommen nun, eine solche ungefähr ideale Werkstatt gehört uns selbst: Mit ihren Gehilfen und Lehrlingen, denen wir Meister sind, die mit uns zusammen wesentlich Gleiches denken und wollen und arbeiten, diese Werkstatt, der wir in größter persönlicher Freiheit gegenüberstehen, diese Werkstatt, die funktioniert, auch wenn wir einmal müde sind, und die uns dann doch gleich wieder alle Möglichkeiten bietet, selbst höchstes Wollen und

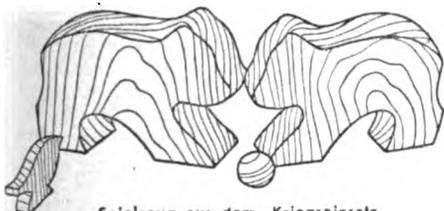


Können, sowohl verständliches wie sinnliches, unmittelbar und sehr weitgehend zu verwirklichen: Es wird kaum etwas sein, das uns mit solcher Werkstatt arbeitlich fehlen könnte...

Alle Schulreformen werden fast ohne weiteres das Richtige treffen, sobald es gelingt, uns im Reformieren betont auf die Kleinstadt einzustellen und damit betont

auf das Handwerk. Suchen wir unsere Kinder zu schulen, in der Annahme, daß sie alle Handwerker werden, so bekommen sie beinahe so etwas wie ein Paradies.

Suchen wir mehr das Handwerk in seinen hohen Werten zu verstehen, um uns dann den Kindern mitzuteilen, so werden



Spielzeug aus dem „Kriegseinsatz der Werkarbeit“ der Hitler-Jugend

sie und wir mit ihnen aus dem Frohsein fast gar nicht mehr herauskommen. Sie werden fragen und lernen und wetteifern und wissen und tüchtig sein und uns zulachen und werden gedeihen über jedes Erwarten, einfach weil alles Handwerkliche sie im höchsten Maße interessiert.

Werfen wir doch einmal vielleicht etwa nur die Hälfte aller Schultische auf den Hof — nur einmal versuchsweise —, und stellen wir dafür Hobelbänke in die Schulsäle und Schraubstöcke und Schneide- und Bohr- und Nähmaschinen usw. und Farbtöpfe und Zirkel und Maßstöcke und Hämmer und Beile und Holz- und Steinblöcke und Eisen usw. und Schrauben und Nägel, nur versuchsweise, und führen wir nun die Kinder dorthin und fragen sie, ob es ihnen so besser gefalle? Und wenn ja, warum wollen wir dann unsere Schulen nicht in großem Maße zu Werkstätten machen? „Die Kinder werden alles ruinieren“, sicher werden sie das tun, aber was schadet das? Sie werden auch vieles gerne wieder zusammenflicken, und zwar viel geschwiefter, als wir gerne glauben. „Sie werden sich selbst beschädigen“; sicher werden sie das tun, sie werden sich sicher auf die Finger klopfen, werden sich hier und da sogar Arme und Beine brechen usw. Aber alle solche Schäden sind nichts gegen die Schäden, die unsere Kinder, und wir mit ihnen, durch die heutige Eigenart unserer Schule erleiden. Diese Schäden bluten nicht gleich, aber später, dann aber auch um so mehr ...

Der harmonische Mensch ist nicht immer groß, aber wenn der Mensch groß ist, ist er immer auch harmonisch, ist er nicht spezialistisch.

Je mehr aus der Vielheit unserer ursprünglichen Interessen und Kräfte einzelne hervortreten, um sich dann einseitig zu entwickeln, um so mehr ist das Menschliche gefährdet.

Alles Berufliche bringt schon etwas Unharmonisches in unser Wesen, und wir müssen besonders unharmonisch sein, um ein guter Spezialist zu werden.

Soweit wir praktisch das Berufliche nicht vermeiden können, wird es uns menschlich doch um so mehr gerecht, je allgemeiner es ist; z. B. der „praktische Arzt“ wird im allgemeinen menschlicher oder harmonischer sein als der Chirurg, der praktische Kaufmann mehr als der Bankdirektor, der Gastwirt mehr als der Oberkellner usw.

Der Handwerker, während er selbständig persönlich arbeitet, in einer praktischen Arbeitswelt, die außerordentlich vielseitig ist, hat er Gelegenheit genug, sein persönliches Empfinden und Denken und Wollen und Können zu befriedigen, und während seine Arbeiten allgemein verständlich und brauchbar sind, zahlt er der Gesellschaft ohne weiteres den Tribut, den ihr jeder einzelne notwendig zu zahlen hat, damit er in ihr bestehe. Und genau ebenso geht es der Kleinstadt: Da sie tatsächlich in hohem Maße eine Welt für sich bilden kann und diese Selbständigkeit zu entwickeln sucht, ist ihr die Freiheit aller anderen weltlichen Kreise selbstverständlich, und indem die Kleinstadt sich um ihren eigenen persönlichen Bestand bemüht, erkennt sie aus sich heraus ohne weiteres wieder die Bedingtheit aller persönlichen Freiheit, um damit auch wieder sogleich im großweltlichen oder großpolitischen Sinne interessiert und tätig zu sein. Handwerk und Kleinstadt bilden Welten, die durch sich in einem höchsten Maße harmonisch sind, sie sind am wenigsten kriegerisch ...

Je ernster und innerlicher wir unser Leben und Arbeiten nehmen, je höher uns der Wert unserer persönlichen Arbeit steht, um so mehr sind wir durch sie geistig konzentriert oder gebunden, aber auch äußerlich gebunden; diese Arbeit führt uns geistig nach allen Himmelsrichtungen und hält uns praktisch doch wieder ganz stark zu Hause fest, macht uns im Arbeiten ernst und seßhaft, bis wir möglicherweise übertrieben praktisch und ernst und seßhaft werden. Im Erkennen dieser letzteren Gefahr forderte das alte Handwerk von dem jungen Meister, daß er wenigstens drei „Wanderjahre“ lang „draußen“ gewesen sei. Hier ist eine ganz elementar ver-

nünftige handwerkliche Lehre, welche die europäischen Staatsregierungen während der letzten Jahrzehnte nur hätten ordentlich zu bedenken brauchen, so wäre gewiß sehr viel Allerbestes erreicht worden; aber diese Lehre ist so wenig beachtet wie alle anderen eigentlich handwerklichen Lehren auch. Die vielen rein äußeren Staatenverbindungen der letzten Jahrzehnte konnten — ohne daß hier sonst noch etwas getan würde — ganz natürlich nur betont äußerliche oder extreme Völkerteile miteinander verbinden, oder Menschen, die — wie etwa der Ferien- und Hochzeitsreisende — in extremer Verfassung sind. Alle solche Menschen haben von Volk zu Volk natürlich auch geistige Verbindungen geknüpft, aber haben auch ebensoviel verwirrt und Mißverstehen geknotet. Jedenfalls konnten solche Menschen nicht den nötigen geistigen Ausgleich bilden für die entstandenen vielen äußeren Verbindungen. (Und so war es übrigens auch ganz recht, wenn der Staat diese Menschen auf ihre eigenen Kosten reisen ließ.)

Die Staaten hätten ihre äußeren Verbindungen

geistig nur ausgleichen können, indem von Volk zu Volk in größten Maßen ausgesprochen einfach werktätige, handwerkliche Menschen ausgetauscht worden wären, solche Menschen, die man ohne besondere Erklärungen überall als arbeitlich friedliche Menschen versteht, Menschen, die am wenigsten zigeunerhaft, am meisten Sinn für Heimat behalten und damit am sichersten zurückkommen, um zu erzählen und zu bestätigen, daß überall friedliche Menschen sind.

Es wäre ganz einfach vernünftig (wirtschaftlich äußerst vorteilhaft) gewesen, wenn die Staaten für das Reisen werktätig bester Menschen genau ebensoviel Geld ausgegeben hätten wie für das Bauen von Eisenbahnen und Passagierdampfern; das aber ist nicht geschehen, weil uns während der letzten Jahrzehnte überall das unmenschlich Einseitige maßgebend war.

Wir wollten Spezialistentum, und einfaches Handwerk galt uns nur wenig. Wir wollten Einseitigstes; denn es gab die größten äußeren Effekte, das Vielseitige schien uns hinderlich zu sein.

Neue Bücher

Die schöne Stadt

Eine ganz besonders reizvolle und dankenswerte Veröffentlichung ist der schmale Band „Deutsche Städtebilder“ (Berichte zur Raumerforschung und Raumordnung, Band IV, Deutsche Akademie für Städtebau, Reichs- und Landesplanung, Verlag K. F. Koehler, Leipzig), in dem Max Grantz 50 Städte in einer zusammenraffenden Vogelperspektive zeichnete, die den Grundgedanken des Aufbaues eindringlich und überraschend herauschält. Die Einleitung sagt aus, worauf es Grantz ankam uns Heutigen, die das chaotische Erbe des 19. Jahrhunderts zu überwinden und neue Siedlungen zu gründen haben, zu zeigen, wie „die Beziehung zur Landschaft“ einmal und „die räumliche Schönheit im Innern“ andererseits — zwei sorgfältig zu erwägende Pole — allezeit den Zusammenklang der „schönen“ Stadt erzeugten. Was wir bewundern an alten Städten, die Übereinstimmung des Maßstabes, der die so verschiedenen Epochen der abendländischen Kultur vom römischen bis zum klassizistischen Stil glücklich ineinanderschmilzt, müssen wir uns neu ins Bewußtsein bringen: „Nichts fällt aus dem Maßstab, keine Tür, kein Fenster, kein Stockwerk ist von unmäßigen Abmessungen, kein Geländer, kein Erker, kein Brückenbogen, ebenso kein Standbild und kein Brunnen. Man hat alles nur für Menschen gemacht, nichts für Riesen oder für Zweige; für die Aufnahme-fähigkeit der menschlichen Sinne und für den menschlichen Gebrauch. Maßstablosigkeit ist der entscheidende Fehler, der während des 19. Jahrhunderts oft in alten Städten begangen wurde.“ Wobei natürlich nicht gemeint ist, daß alles gleichförmig sein solle, wie moderne Pilzhäuschen: vielmehr ist gerade der

dumme Schematismus der neueren Straßen der Tod jedes Maßes einer lebendiger Harmonie. Der Ausgleich zwischen Freiheit und Bindung ist das Geheimnis der schönen Städte, und die Zeichnungen (jeweils kurz erläutert) zeigen es selbst an den stillsten Orten verwirklicht auf — Friedrichstadt, Neißé, Kronach, Meißen und so fort.

Georg Kolbe

„Das Gestaltengeschlecht, das ein großer Plastiker zeugt, lebt in uns ganz wirklich, auch wenn diese Gestalten nicht mehr greifbar sind. Große und Wert des Nachklingens aber hängt ab von der wahren Form, die selbst nichts anderes ist als die wahre Gesinnung im weitesten Maß.“ In seiner Einleitung über den Künstler schreibt es Wilhelm Pinder („Georg Kolbe“, Rembrandt Verlag Berlin 1937), damals zum 60., wir wiederholen es heute zum 65. Geburtstag. Pinder weist auf den Weg hin, den die Plastik von der griechischen Nacktheit über die seelenhafte Hülle der Gewandstatue zur neuzeitlichen Wiederaufnahme des Themas der Nacktheit ging; Kolbe hat als einer der ersten und als der Stärkste der Heutigen dies verwirklicht, und die vielen und vorzüglichen Photos beweisen, was Pinder sagt, daß die adlige Haltung das Kennzeichen Kolbescher Plastik sei, d. h. ein freies und würdiges Menschentum, das nicht in der Begier des Wiederfindens der Leiblichkeit die Seele und den Geist vergißt, sondern Haupt, Leib und Gliedmaßen in der rechten Wertordnung durchprägt. Die Stille und Schönheit seiner Menschen ist ein sauberes Maß für unsere Zeit, das wir hochachten und lieben.

O. St.

Hauptschriftleiter: Gü n t e r K a u f m a n n, Wien; Stellvertreterin des Hauptschriftleiters: O r t r u d S t u m p f e, Berlin. Anschrift der Schriftleitung: Bln.-Charlottenburg, Kaiserdamm 45, Reichsdruck- und Verlagsanstalt, Fernspr. 41 00 11 Verlag Franz Eher Nachf. G. m. b. H. (Zentralverlag der NSDAP.), Berlin SW 63. — Pl. Nr. 8 v. 1. März 1938.

Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, Berlin SW 68.

KJA

Die Zunahme der
Bevölkerung bedeu-
tet nicht bloß Über-
dichtung, sondern
auch Befestigung.
Und was festhält,
das ist immer
kulturfördernd.

FRIEDRICH RATZEL
1844 - 1904

Aus »Ratzel: Erdennacht und Völkerrichtssohl«
Kroner Taschenausgabe Bd. 155

B
A
Y
E
R

Ein
BAYERKREUZ!

Denken Sie daran,
wieviele Krankheiten mit
Hilfe von BAYER-Arznei-
mitteln geheilt wurden,
wieviele Leiden gelindert!

W 40



Anfragen nach Sportwaffen

kommen immer noch täglich zu uns.
Ein Beweis, daß Mauser zum Begriff
für die zuverlässige Sportwaffe ge-
worden ist! Aber unsere kriegs-
wichtigen Aufgaben drängen die
Herstellung für die Dauer des Krie-
ges fast völlig in den Hintergrund.
Es bleibt nichts anderes übrig, als
daß jeder von uns für das anderen
Lage Verständnis aufbringt und
Geduld übt bis zum siegreichen
Ende des Krieges.



Mauser-Werke AG. Oberndorf/N.



Schon wenig

Wirkung

wirken viel

Bei Bedarf nur 1 Tablette

Europäische Jugendwettkämpfe 1942 Mailand

Im
Kleinkaliberschießen siegt
Deutschland mit 2723 Rin-
gen vor Italien und Ungarn.
Deutschland stellt besten
Einzelschützen (550 Ringe)
mit Walther-Meisterbüchse



Carl Walther, Waffenfabrik
Zella-Mehlis

PAUL ERNST Völker und Zeiten im Spiegel ihrer Dichtung

Kuffäge zur deutschen Literatur.

400 Seiten. No. 10, —, geb. RM 7,50

Diese Kuffäge ergänzen sich mit den 1940 erschienenen „Kuffägen zur Weltliteratur“ zu einem umfassenden Werk schöpferischer Literaturbetrachtung. Überall steht hinter dem Betrachter der Dichter, der vom eigenen Ringen her die künstlerischen Fragen im Kern zu erfassen und die der Dichtung innewohnenden Lebensmächte zu erspüren vermag

E. G. KOLBENHEYER

Bauhüttenphilosophie

716 Seiten Halbleinen RM 12,—

Kolbenheyer hat in dem vorliegenden Band „Ergänzungen und Erweiterungen“ zu seiner biologisch-naturalistischen Metaphysik gegeben, welche die Tiefgründigkeit und Lebendigkeit dieses radikal neuen Philosophierens einbringlich und überzeugend erkennen lassen

Zwei Reden

Das Geistesleben in seiner vorklassikalischen Bedeutung / Jugend und Dichtung

82 Seiten. Kart. 80 Hfg.

Nur durch Buchhandlungen zu beziehen!
Ulbert Rangen / Georg Müller, München

Stiftung Bruno Mussolini

Der Duce hat bestimmt, daß die deutsche Ausgabe seines Buches

„Ich war mit Bruno“

zur Errichtung einer Stiftung für die Hinterbliebenen gefallener deutscher Flieger verwendet wird. Für einen Spendenbetrag, der auf das Postscheckkonto Essen 16400 der National-Bank, Essen, zu überweisen ist, liefert Ihnen die

EVA Essener Verlagsanstalt · Essen

Mussolinis unvergängliches Denkmal für seinen gefallenen Sohn.

Stiftung Bruno Mussolini

Bodo Schütt Gestirn des Krieges

Gedichte, 71 S., geb. RM 1,40

Bodo Schütts Name wird unauf löslich mit dem großdeutschen Freiheitskrieg verbunden bleiben, wie der von Walter Flex mit dem Weltkrieg. Beide haben kriegerischen Einsatz und soldatische Tat ihrer Generation zu unvergeßlichem Klang geformt. *Berliner Börsenzeitung*

Hans Baumann

Der Wandler Krieg

Gedichte, 49 S., geb. RM 1,—

Das entscheidend Neue an diesem Bändchen ist, daß der Krieg nur als Teil des unendlichen Lebens von Werden und Vergehen erscheint. Aus diesen Versen steht der Typ des neuen Kämpfers auf, der mitten im Angriff das Leben spürt und grüßt. *Westfälische Landeszeitung*

Eugen Diederichs Verlag Jena

LCM



Hülle und Blacht

Herzogorgan der nationalsozialistischen Jugend



HERAUSGEBER: BALDUR VON SCHIRACH

dem Inhalt:

Lin Ross / Gestaltwandel afrikanischer Götter

Frontberichte deutscher Jugendführer

Henrich von Treitschke / Heimkehr der Niederländer

Köcher-Irrgang / Germanische Frauenpersönlichkeit — Günther Mönningh

Worte an die Mutter — Eberhard Wolfgang Möller / An meinen gefallenen Brüdern

Kunstdruckbeilage / Die ewige Frau

INHALT

- Colin Ross: *Der Gestaltenwandel der afrikanischen Götter*
Hans Baumann: *Winterwanderung (Gedicht)*
Günther Mönnich †: *Für die Mutter (Gedichte)*
Ruth Köhler-Irrgang: *Germanische Frauenpersönlichkeit*
Eberhard Wolfgang Möller: *An meinen gefallenen Bruder (Gedicht)*
Rudolf G. Binding: *Beweinung (Gedicht)*
Josef Weinheber: *Empor (Gedicht)*
Frontberichte deutscher Jugendführer
mit PK.-Zeichnungen von Kruse, Busch, Becker, Freiwald und Raebiger

ERLESENES

Heinrich von Treitschke und die Niederlande

NEUE BÜCHER

KUNSTDRUCKBEILAGE

DIE EWIGE FRAU

Leonardo da Vinci: *Die hl. Anna (Ausschnitt; Louvre)*
Reproduziert mit Erlaubnis des Verlages Braun & Co., Mülhausen (Elsaß)

Die Lapithenbraut vom Tempel in Olympia

Matthias Grünewald: *Maria (Ausschnitt vom Isenheimer Altar, Kolmar)*

Rembrandt: *Hendrikje Stoffels (München)*

Reproduziert mit Erlaubnis der Kunst- und Verlagsanstalt Franz Hanfstaengl, München)

Photos: Hege (1), Bruckmann (1)

Die Hefte unserer Zeitschrift erscheinen am 20. jedes Monats

Wille und Macht

Führerorgan der nationalsozialistischen Jugend

HERAUSGEBER: BALDUR VON SCHIRACH

Jahrgang 10

Berlin, Dezember 1942

Heft 12

Colin Ross:

Der Gestaltenwandel der afrikanischen Götter

Karthago 1942

Ich stehe auf einem Platz, um den seit frühester Kindheit meine Gedanken kreisten, mit dem sich meine Phantasie beschäftigte wie kaum einem zweiten, dem Platz, auf dem sich einst das Gebäude der punischen Admiralität erhob. Das Haus selbst ist natürlich verschwunden, wie das ganze übrige Karthago, aber die Grundmauern sind erhalten. Deutlich hebt sich der verwitterte Stein von der schwärzlichen, ein wenig moorigen und versumpften Erde ab, aus der die Insel des Admirals besteht.

Sie ist noch vorhanden. Im Lauf der Jahrtausende wuchs sie allerdings mit dem festen Land zusammen und wurde so zur Halbinsel. Wie auch die Kai-mauern des ursprünglichen Hafenbeckens längst eingestürzt sind und diese selbst mehr und mehr versandet und verschlickt. Wo sich einst der Kothon, der karthagische Kriegshafen mit einem Durchmesser von 325 Meter erstreckte, ist nur mehr ein Tümpel vorhanden. Auch die Durchfahrt, die von hier in den viereckigen Handelshafen führte, ist längst zugeschüttet, wie auch dieser, der einst 600 Meter lang und 325 Meter breit war, zu einem unscheinbaren Teich zusammenschrumpfte. Aber in ihrer ursprünglichen Anlage sind die beiden Häfen noch durchaus erkennbar.

Es ist Sonntag. Die afrikanische Frühlingssonne wärmt den Stein, füllt die Luft mit Leuchten und läßt die Bougainvilla aufblühen, die die Mauern der weißen Sommerhäuser am Strande umkleiden. Die elektrische Bahn bringt Ausflügler. Aber da infolge des Krieges die Fremden fehlen, verlaufen sie sich zwischen den Trümmern; Karthago ist groß. Und wie die Sonne sinkt, wird es ganz einsam um mich. Über die Byrsa hinweg fallen ihre Strahlen auf die Wasseroberfläche. Sie glitzert vor mir im goldenen Spiel des Lichtes, und wenn ich die Augen halb schließe, vermeine ich die erbeschlagenen Schnäbel der Trieren und Penteren flimmern zu sehen, die den Kreisrund des Kothon füllten. 52 Kriegsschiffe lagen um die Insel des Admirals herum, 168 am Rundkai des Hafenbeckens, so daß der Oberbefehlshaber jederzeit mit einem Blick seine gesamte Flotte zu überschauen vermochte.

Die Kais waren eingefaßt von Ladeschuppen und Magazinen, die Ausrüstung und Takelage bargen. Unmittelbar dahinter aber erhob sich der Tempel der Tanit,

der Göttin der Fruchtbarkeit. Sie war die Hauptgottheit Karthagos. Vielleicht war ihr Haus gerade deshalb gegenüber dem des Admirals errichtet worden. Beide zusammen wachten über die spirituelle und materielle Wohlfahrt und Sicherheit des punischen Reiches.

Wir wissen nicht allzuviel von Tanit, und vor allem wissen wir nicht, ob das, was wir wissen, stimmt. Das gilt nicht nur von der punischen Religion, sondern von den ganzen inneren Verhältnissen und Zuständen Karthagos. Wir dürfen ja überhaupt nicht vergessen, daß wir den welthistorischen Fall „Karthago“ nur aus der römischen Anklageschrift kennen. Das punische Plaidoyer wartet noch auf die Verlesung. Wahrscheinlich wird sie nie erfolgen; denn die gesamten Bibliotheken Karthagos gingen mit ihm unter. Es gibt allerdings Gelehrte, die unentwegt darauf hoffen, in den untersten verschütteten Gewölben doch noch Pergamente zu finden, die Karthago vom karthagischen Standpunkt schildern.

Tatsächlich hat man einige gefunden. Allerdings muß man sie sofort kopieren; denn die Schrift verblaßt, sobald sie ans Licht kommt, so daß man binnen kurzem nur ein leeres Blatt in Händen hält. Fast könnte man meinen, eine geheimnisvolle Macht wolle uns das Wissen vorenthalten, das diese alten Papiere bergen.

Aber wo Menschen schweigen, werden Steine reden. Und die Steine Karthagos haben uns schon viel erzählt, vor allem aber die Aschenurnen. Auch im Tanittempel hat man solche in großer Zahl gefunden. Die Untersuchung ihres Inhalts bestätigt die furchtbare Kunde von dem grausamen Kult der Tanit. Die Urnen enthielten Kinderknochen, und zwar von Neugeborenen bis zu Zwölfjährigen. Ganz augenscheinlich stammen sie von den unglücklichen Wesen, die in Molochs glühendem Ofen lebendig verbrannt und deren Überreste dann im Heiligtum der Tanit beigesetzt wurden.

Ob dies eherne Standbild, das mit den in Gelenken beweglichen Armen die ihm dargebrachten Opfer in den weißflammenden Leib schob, Tanit selber darstellte oder ihren Gatten, der gemeinsam mit ihr verehrt wurde, oder Baal Hammon, läßt sich nicht einwandfrei feststellen. Im Tempel am Hafen, gegenüber der Admiralität, fand man Stelen und Votivtafeln, die allen drei Gottheiten geweiht waren. Auf afrikanischer Erde waren und sind die einzelnen Götter nicht so scharf voneinander getrennt. Sie wechseln ihre Namen und gehen ineinander über. Vielleicht liegt es am Boden, vielleicht am Blute, jedenfalls haben wir in Nordafrika das seltsame Phänomen, daß seine Bewohner erstaunlich rasch die Religion jedes neuen Eroberers annehmen. Richtiger sagt man allerdings wohl, daß sie erstaunlich rasch bereit sind, ihrem alten Gott einen neuen Namen zu geben. So werden aus den totemistischen Tiergöttern nordafrikanischer Völker die aus Norden stammenden Gottheiten der Sonne und des Feuers. Unter punischem Einfluß wandeln sie sich zu den glühenden Feueröfen eines Baal Hammon und der Tanit. Als dann die Römer kommen, heißt der erstere nunmehr Saturnus Augustus und die letztere Caelestis. Sie ist genau wie Tanit die Göttin der Fruchtbarkeit und wird häufig dargestellt als Dea Nutrix mit einem Säugling an der Brust. Von dieser ist es nur ein Schritt zur Madonna mit dem Kinde, wie sich auch der Übergang der Berber zum Christentum nicht anders vollzieht als frühere Religionswechsel. Und das gleiche gilt, als ihnen die Araber die Lehre des Propheten bringen. In Allah leben die alten Vorstellungen vom Christengott, Jupiter, Baal, der Sonnen- und Feuergottheit weiter bis zu dem Totemtier eines jeden Stammes, das dessen göttlichen Ursprung bedeutete und es in der Ewigkeit des Schicksals verankerte.

Selbstverständlich geschieht das unbewußt, aber darum nicht weniger stark. Und daß dem so ist, erkennt man daran, daß die Berber bei aller Bereitwilligkeit, einem neuen Gotte zu dienen, in jeder neuen Religion, die sie annehmen, trotzdem jedesmal die gleichen Häretiker bleiben. Unter Karthagos Zepter wird Tanit

zwar die nordafrikanische Hauptgottheit, aber die berberischen Nomaden in den Atlashochländern stellen sich doch etwas anderes unter ihr vor und verehren sie in anderer Form als die Bewohner der punischen Hauptstadt. In christlicher Zeit ist Nordafrika das Zentrum aller Häresie. Es entstehen nicht nur Sekten, sondern christliche Nebenkirchen, und die Donatisten bedeuten eine Spaltung, die die katholische Kirche im Mark bedroht. Genau dasselbe wiederholt sich in islamischer Zeit. Der Kharidschismus, von den oppositionellen Berbern mit Begeisterung aufgegriffen, entwickelt sich für die orthodoxe mohammedanische Kirche zu einer ähnlich gefährlichen Bewegung wie seinerzeit die donatistische für die christliche.

Man könnte meinen, diese Religionsgeschichte Nordafrikas interessiere nur den Spezialforscher, wenn sie nicht grundsätzliche Probleme aufwürfe, die unheimlich zeitnah sind. Vielleicht kann man sie nirgends so sachlich behandeln wie gerade hier, wo sie dem unmittelbaren Streit der Meinungen entrückt scheinen. Vielleicht gibt es auch wenige Orte auf der Erde, wo sich einem der religionsgeschichtliche Ablauf derart präsentiert, wo er in Stein gegraben vor einem steht. Von meinem Platz auf den Trümmern der punischen Admiralität umfasse ich mit einem Blick das religiöse Karthago vom Tempel der Tanit bis zu der Kathedrale des heiligen Ludwig, die die Byrsa krönt.

Karthago ist heute wieder die christliche Metropole Nordafrikas, wie es das bereits einmal im dritten und vierten Jahrhundert nach der Zeitwende war. Wer Geschichte nur aus der Schule kennt, für den ist es die zweite große Überraschung, daß die punische Stadt nicht nur als römische wiedererstand, und zwar als eine, die an Größe und Bedeutung nur hinter Rom zurückstand, sondern auch als Mittelpunkt der christlichen Kirche. Die Ruinen zahlloser Basiliken zwischen den römischen Trümmern sind Zeugen dafür. Karthago war eine der wichtigsten Bischofsstädte des sich christianisierenden Römischen Reiches, ja man kann sagen, hier fand das Christentum mit der letzten Ausbildung der katholischen Kirche durch Augustinus seine endgültige Form, d. h. die Gestalt, die dem überzeugten Katholiken als alleingültige erscheint.

Freilich gerade hier auf karthagischem Boden mag es auch für einen überzeugten Katholiken nicht leicht sein, sich der Erkenntnis zu entziehen, daß die Gottheit, wenigstens in der Gestalt, in der wir sie anbeten, immer nur Menschenwerk sein kann, gerade weil Gott „das ganz Andere“ und als solcher das völlig Unvorstellbare ist. Die Verbote so mancher Religionen, sich „kein Bildnis und kein Gleichnis zu machen“, nützen da nichts. Selbst wenn man davon absieht, die Gottheit in körperlicher Gestalt oder Symbolform darzustellen, wird das menschliche Herz doch immer ein Bild, eine Vorstellung brauchen, unter der es zu Gott betet, eben weil das Absolute für uns unfaßbar und somit unerträglich ist. Tut man das aber, so kann man auch den Berbern die Berechtigung für die Leichtigkeit nicht absprechen, mit der sie ihre Religionen wechselten, oder vielmehr ein und denselben Gott unter den verschiedensten Namen und in den mannigfachsten Gestalten verehrten.

Im Grunde haben die Christen nicht anders gehandelt, wenn auch mancher fromme Christ bei solch scheinbar gotteslästerlicher Äußerung sich bekreuzigen mag. Aber indem sie den Gott des Alten Testaments in das Neue übernahmen, taten sie dasselbe wie die Berber. Der Judengott Jahwe ist der gleiche Baal, dessen Kult die Punier von Tyros nach Karthago verpflanzten. Baal ist die Gottgestalt, unter der die Semiten sich den Allmächtigen verkörperten. Es war eine lokale oder nationale Gottheit, auch der jüdische Baal Jahwe. Erst mit der Zeit erhob dieser über die ursprüngliche Forderung: „Du sollst keine anderen Götter haben neben mir“, die weiter gehende, nicht nur der allein Gültige, sondern der einzig Existierende zu sein.

Der Monotheismus, der Glaube an einen Gott, gilt als die große ethische Tat des Judentums. Im Grunde liegt jedoch der Monotheismus fast allen Religionen zugrunde, insbesondere denen der Primitiven. Ob das Göttliche Manitu, Großer Geist oder Totemtier heißt, es ist immer das Jenseitige, das Andere, das Unfaßbare, dem man sich nur in Annäherungen und Vergleichen nähern kann. Selbst der australische Steinzeitmensch sieht in der Tjurunga, den er mit Fett bestreicht, nicht die Gottheit selber, sondern lediglich ein Symbol für sie. Vielgötterei ist viel mehr ein Eingeständnis der Unfaßbarkeit der unendlichen Allmacht als ein Zweifel an ihrer Einzigartigkeit. Wenn die Juden ihren Baal nicht nur für den obersten und mächtigsten erklärten, sondern für den ausschließlichen, so ging das mehr auf Intoleranz als auf Ethos zurück, die gleiche Intoleranz, die dann das Christentum von ihm übernahm.

Wie lange übrigens Baal in Jahwe weiterlebte, geht aus dem ganzen Alten Testament hervor. Wie ein roter Faden zieht sich die Warnung vor dem Baalsdienst hindurch; also muß er wohl noch stattgefunden haben.

Der jüdische Baalskult unterschied sich nicht vom phönikischen oder punischen. Er bestand in der Opferung der Erstgeburt. Unter den Geboten, die der Herr Moses gibt, als er ihn mit den zwei steinernen Tafeln auf die Höhe des Sinai beschied, befindet sich ausdrücklich die Forderung nach der Darbringung der männlichen Erstgeburt. Die menschliche Erstgeburt soll allerdings abgelöst werden, bezeichnenderweise auch der Erstling des Esels, und zwar durch Opferung eines Schafes (2. Buch Mose, 34. Kapitel). Daß aber trotzdem, und zwar bis in die späteste jüdische Zeit nicht nur der erstgeborene Sohn, sondern überhaupt Kinder geopfert wurden, auch dafür gibt die Heilige Schrift Zeugnis. Im 10. Vers des 23. Kapitels des zweiten Buches der Könige heißt es: „Er verunreinigte auch das Thopheth im Tal der Kinder Hinnom, daß niemand seinen Sohn oder Tochter dem Moloch durchs Feuer ließe gehen.“

Das „Tal der Kinder Hinnom“ ist nichts anderes als Gehenna, jenes Tal im Süden Jerusalems, in dem die Kinderopfer dargebracht wurden. Und mit „Er“ ist König Josia gemeint, der wenige Jahrzehnte vor dem Ende Judas regierte, der Zerstörung Jerusalems durch Nebukadnezar und der Abführung der Juden in die babylonische Gefangenschaft. Daraus ergibt sich, daß die Juden bis zum Schluß dem Baal die gleichen Kindesopfer darbrachten wie die Punier.

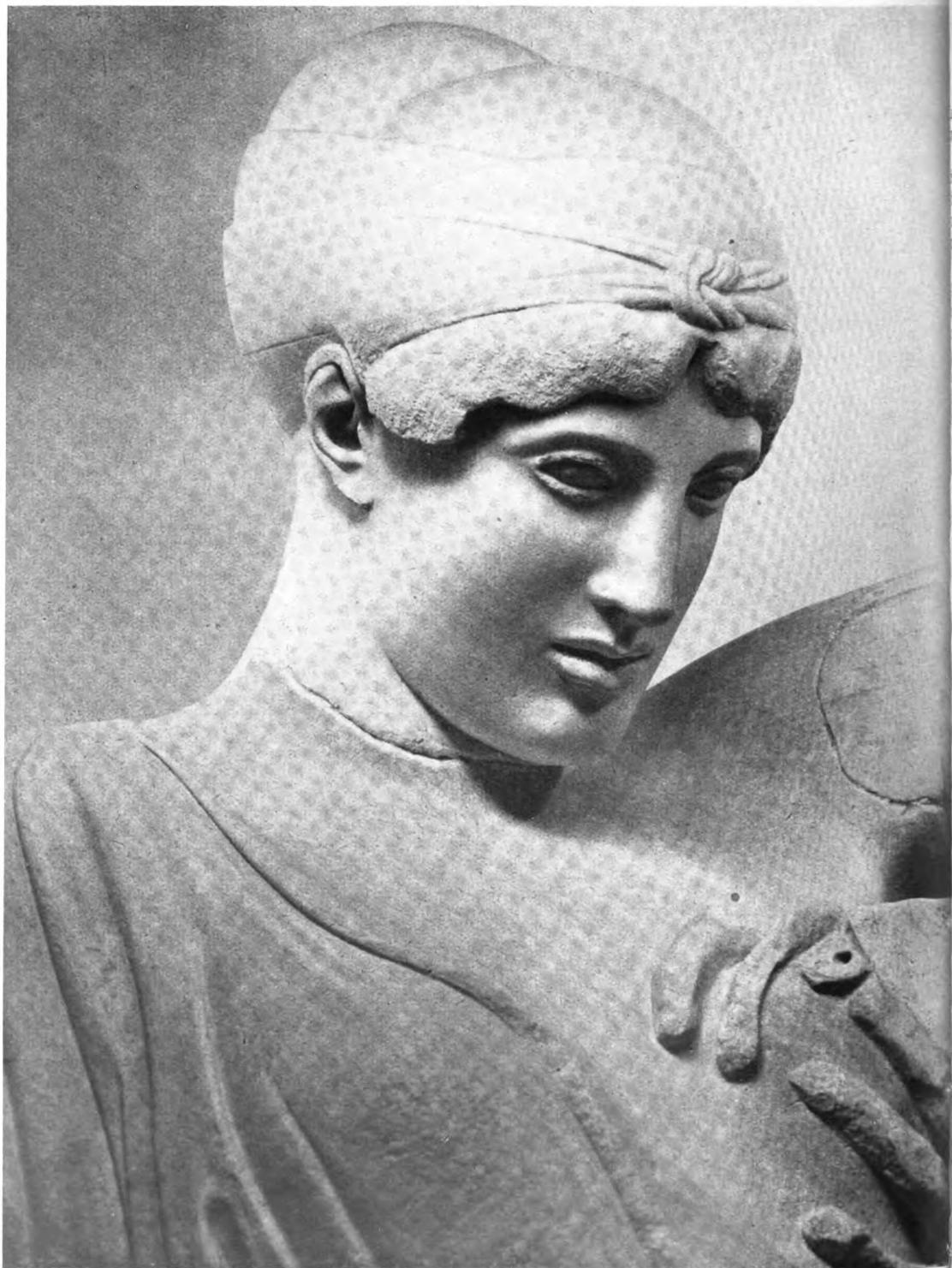
Die im Tempel der Tanit gefundenen Aschenurnen haben uns freilich darüber aufgeklärt, daß die Semiten als die gerissenen Händler, die sie von je waren, nicht davor zurückschreckten, selbst ihren Gott hereinzulegen. So war es bei den Reichen ein allgemeiner Brauch, an Stelle der eigenen Erstgeborenen die von Sklaven dem glühenden Feuerofen preiszugeben. Ja, die Untersuchung des Inhaltes der altpunischen Urnen hat ergeben, daß es nicht einmal immer Menschen waren, die untergeschoben wurden. Zwischen den Urnen mit der Asche geopferter Kinder fand man auch solche mit den Überresten von Tieren und Vögeln. Gegen entsprechendes Entgelt ließen also die Priester des Baal und der Tanit mit sich reden. Und augenscheinlich nahm man an, daß auch der grausame Gott ein Auge zudrücken oder sich überlisten lassen würde.

In Notzeiten aber lebte der Kult in seiner ganzen schauerlichen Furchtbarkeit auf. Da wurden wirklich die eigenen Kinder in das flammende Feuer geworfen. Und nicht nur Kinder opferte man — mitunter hunderte und tausende —, sondern auch Erwachsene. Ja, in solchen Epochen erhob sich der Baalskult sogar zu einem gewissen, wenn auch schauerlichen Heroismus. Dann boten sich Gläubige — und zwar gleichfalls zu Hunderten — zum freiwilligen Opfertode dar, um die Vaterstadt zu retten.

Ich blicke von den Trümmern des Tanittempels auf die Kathedrale des heiligen



Leonardo da Vinci: Kopf der hl. Anna (Ausschnitt)



Die Lapithenbraut Deidameia wird vom Kentaurenfürst geraubt
Vom Westgiebel des Zeustempels in Olympia 470—456 v. Ztw.
Digitized by Google

Ludwig. Welch ein Gestaltenwandel afrikanischer Gottesvorstellung liegt zwischen beiden.

Ja, afrikanischer Gottesvorstellung! Das ist nicht etwa ein Schreibfehler. Der Gott, in dessen Namen der heiliggesprochene König von Frankreich focht und für den er starb, erhielt — wie bereits erwähnt — seine letzte Prägung und Gestalt, unter der die katholische Kirche, ja, die gesamte Christenheit heute noch zu ihm betet, auf afrikanischem Boden, durch Afrikaner, hier in Karthago.

Es klingt unwahrscheinlich, aber es ist so: Die Religion Europas verdankt Asien ihren Ursprung und Afrika ihre dogmatische Grundlage. Freilich muß dazu einschränkend bemerkt werden, daß sowohl Palästina wie Nordafrika zum mediterranen Raum gehören, einst zum mittelländischen Kontinent. Zum Verständnis der religionsgeschichtlichen Entwicklung muß man sich noch stärker als zu dem der politischen von der später üblich gewordenen Einteilung der Erde in fünf Kontinente loslösen. Das Christentum entsprang mediterranem Gottesempfinden, und es war im ausgehenden Römischen Weltreich die Religion des gesamten Mittelmeerraumes. Es ist dies eine geschichtliche Tatsache, die wir uns im allgemeinen nicht genügend klarmachen, daß bis zum Auftreten Mohammeds nicht nur Europa — soweit es bis dahin christianisiert war —, sondern auch das gesamte Vorderasien und Nordafrika sich zu dem gekreuzigten Heiland und Erlöser bekannten. Gerade der letztere Raum hat zur endgültigen Gestaltung und Formung nicht nur der christlichen Kirche, sondern selbst des christlichen Gottesbegriffes Wesentliches beigetragen. Es gab eine Zeit, da war Nordafrika christlicher als Italien, Karthago katholischer als Rom.

Diese Epoche gehört freilich zu den versunkenen der Weltgeschichte, oder soll ich sagen zu den versenkten? Zu den absichtlich in Vergessenheit gebrachten? Wieviel Menschen wissen, daß Karthago nicht nur die Hauptstadt des punischen Reiches war, nicht nur nach seinem Wiederaufbau durch die Römer zum zweiten Male ein Handelszentrum ersten Ranges, sondern während der Christianisierung des Römischen Weltreiches auch eine kirchliche Metropole war, die Rom an Bedeutung kaum nachstand, ja, es zeitweise übertraf?

Es gibt Lücken in der „Weltgeschichte“, wenigstens in dem, was wir im allgemeinen als solche bezeichnen. Und zu den dunkelsten Stellen gehören die ersten Jahrhunderte nach der Zeitwende, was Vorderasien und Nordafrika anbetrifft. Der Grund dafür liegt einmal darin, daß Geschichte bisher ausschließlich vom europäischen Blockwinkel aus geschrieben wurde. So ist es begreiflich, daß wir über dem ersten weltgeschichtlichen Auftreten der Germanen, ihrem Einbruch in die mediterrane Welt außer acht ließen, was sich im östlichen Mittelmeerbecken abspielte. Noch entscheidender aber wirkten sich die kirchlichen Interessen aus.

Nach christlicher, insbesondere nach katholischer Auffassung darf nicht einmal Paulus als Gründer der Kirche gelten. Selbst dieser Apostel trat angeblich durch die Taufe in die bereits durch Christus gegründete Kirche ein. Daß zu Zeiten des Heilandes, ja Jahrzehnte, fast Jahrhunderte nach seinem Tode von einer solchen noch keine Rede war, darf einfach nicht sein. Das konnte der Klerus nicht dulden, weil damit an das Fundament des Christentums als katholischer Religion, d. h. als allgemeiner und alleingültiger Heilslehre, gerührt worden wäre. Eine Kirche, die mit dem Anspruch auftritt, die alleinseligmachende zu sein, darf unter keinen Umständen an ihrem Charakter als geoffenbarter Religion rühren lassen. Darum mußte die ganze dramatische, so unerhört spannende und aufregende Epoche der Entstehung des Christentums aus dem geschichtlichen Bewußtsein gelöscht werden. Sie durfte höchstens in der apostolisch approbierten Form der „Kirchengeschichte“ gelehrt und gelernt werden, in der die geschichtlichen Tatsachen für die Zwecke der Kirche gefiltert und denaturisiert sind.

Aber es gibt eine versteinerte Geschichte, die sich weniger leicht umdeuten läßt als die geschriebene. Sie spricht an den Stätten zu uns, wo eine Entwicklung jäh abbrach und die von ihr hinterlassenen steinernen Zeichen und Runen nicht durch eine andere über ihr errichtete allzusehr verwischt wurden. Eine solche Stätte ist Karthago. Über den Trümmern des punischen wurde das römische errichtet, das sich zum christlichen wandelte. Dieses wurde von den Arabern zerstört und nicht wieder aufgebaut. So spricht die karthagische christliche Metropole heute mit aller Eindringlichkeit zu uns.

Alexandria, in dem ein Clemens, ein Origenes wirkten, war zeitweise vielleicht ein kaum weniger bedeutendes christliches Zentrum als Karthago. Ich habe die Straßen dieser von modernstem Leben erfüllten und von Handel pulsierenden Levantestadt durchstreift, ohne durch irgend etwas an frühchristliche Zeit oder kirchliche Fragen erinnert zu werden. Hier in Karthago aber stößt man auf Schritt und Tritt auf sie. Auf den Grundmauern punischer Bauten, zwischen den Trümmern römischer Gebäude hat man die Grundrisse zahlloser Basiliken freigelegt. Hier führte und gewann der heilige Augustinus seine berühmten Dispute gegen die Häretiker. Hier wurde mehr als eine entscheidende Synode oder Konzil abgehalten. Hier wurde Tertullian geboren und hier schrieb er seinen „Apologeticus“, seine fünf Bücher gegen Marcion, und seine antignostischen Schriften, und zwar als erster Kirchenlehrer auf lateinisch. Damit wurde er zum Schöpfer der lateinischen Kirchensprache, und in sprachlicher Hinsicht für die katholische Kirche nicht weniger bedeutsam als Luther durch seine Bibelübersetzung für die evangelische.

Hier erhebt sich noch das Amphitheater, in dem die heilige Perpetua und Felicitas nach Folterqualen den wilden Tieren vorgeworfen wurden. Die Mauern von Zirkus und Theater stehen noch in Resten, die einst von den Rufen einer fanatisierten, schaugierigen Menge widerhallten, die immer wieder brüllten: „ad leones!“ — „Werft sie den Löwen vor!“ — Hier starben die Heiligen Satorius, Revocatus und Saturninus, und hier fiel auch das Haupt des heiligen Cyprianus.

Als Märtyrerstadt steht Karthago kaum hinter Rom zurück. Aber nicht nur sogenannte Heiden brachten Christen qualvoll zu Tode, sondern kaum weniger Christen starben um ihres Glaubens willen unter den Händen ihrer christlichen Brüder, weil sie den Gott der Liebe nicht in der gerade vorgeschriebenen Form anbeteten. Als der christliche Wandalenkönig Geiserich in das eroberte Karthago einrückte, ließ er die christlichen Bischöfe in der gleichen Arena zu Tode trampeln, deren Sand das Blut der Heiligen während der römischen Christenverfolgungen getrunken. Damit rächte er nur den Tod unzähliger Christen arianischen, donatistischen, novatianischen oder sonstigen Bekenntnisses, den eben diese Bischöfe auf dem Gewissen hatten.

Das ist es, was die Steine des christlichen Karthago verkünden, daß während der ganzen vier ersten Jahrhunderte nach Geburt des Heilandes von einer christlichen Kirche, ja auch nur von einer christlichen Religion keine Rede sein kann. Es bestanden vielmehr deren unzählige. Es ist eine solche Vielfalt, daß es schon eines Spezialstudiums bedarf, um sich zwischen den Lehren der Marcioniten, Manichäer, Doketen, Donatisten, Montanisten, Monarchianer, der Valentinus, Arius, der Pelagianer, Modalisten, Adoptianer usw. usw. zurechtzufinden, gar nicht zu reden von den Gnostikern und ihren zahllosen verschiedenen Richtungen.

Vertieft man sich ein wenig in dieses Thema, so versteht man, warum die zum Schluß aus den erbitterten Kämpfen um die „wahre Lehre“ als Siegerin hervorgegangene katholische Kirche diese ganze lange und so unerhört wichtige Epoche einfach dem geschichtlichen Vergessen anheimgab. Von ihrem Standpunkt mit Recht; denn der Charakter einer geoffenbarten Religion läßt sich danach beim besten Willen nicht mehr aufrechterhalten.

Das Christentum, und zwar nicht nur als Kirche, als Organisation der Gläubigen, sondern als Religion, als Glaube wurde in einem jahrhundertelangen Kampf geformt, einem Kampfe, der nicht nur mit Worten und Lehrmeinungen geführt wurde, sondern auch mit Feuer und Schwert, mit Beil und Galgen, mit Folterwerkzeugen und gewaltsamer Bekehrung, Enteignung und Ausweisung, kurz, den gleichen Mitteln der römischen Christenverfolgung. Die Gestalt Gottes, gar nicht zu reden von der seines Sohnes, unterlag dabei ständigem Wechsel. Wieviel Blut floß nicht um die Frage, ob Jesus wesensverwandt oder wesensgleich mit dem göttlichen Vater sei, ob er von je bestanden, ob Gott ihn aus dem Nichts erschaffen, ob er ihn erst nachträglich als Sohn anerkannte und ihm göttlichen Charakter verliehen. Der Streit ging so weit, daß die einen den Christengott als identisch mit dem Judengott ansahen, die andern ihn als seinen größten Gegensatz empfanden.

Dieser Kampf der verschiedenen christlichen Kirchen — es waren nicht etwa nur Sekten — hörte nicht einmal während der Christenverfolgungen auf. Der gleiche Cyprianus, der schließlich selber den Märtyrertod starb, verfolgte während seiner Amtstätigkeit als Bischof von Karthago unerbittlich alle, die Gott nicht in der von ihm allein gebilligten Gestalt anbeten wollten. Er exkommunizierte zahlreiche Priester, die sich ihm nicht fügen wollten, darunter Novatus, der daraufhin seine eigene Kirche, die der Novatianer gründete. Dabei wurde er seinerseits vom Papst Stephan I. exkommuniziert, da er sich nicht gescheut hatte, diesem in der Frage der Taufe von Häretikern zu widersprechen. Ohne den rechtzeitigen Tod Stephans I. wäre es wahrscheinlich zu einem nicht wieder-gutzumachenden Bruch zwischen der römisch-katholischen und der karthagisch-katholischen Richtung gekommen. Jedenfalls hielten die Afrikaner an ihren abweichenden Anschauungen bis zu dem unter Konstantin einberufenen Konzil von Arles fest.

Von der Fülle der Gesichte, dem Ansturm der Gedanken fast überwältigt, hebe ich die Augen, die auf den sumpfigen Teich des ehemaligen Kothon gestarrt, und werde fast trunken von dem „Frieden voll Schönheit“, der mich umgibt. Die Sonne sendet ihre letzten Strahlen. Das Meer ist tiefblau, die fernen Berge dunkelviolett, und der rötliche Stein des Steilufers, der Basilika, des Amphitheaters, des Tanittempels glüht wie von innen erleuchtet, von dem Blut, das einst auf ihm geflossen, von der Flamme, die über ihm gelohet. Der gleichen Flamme, der die Punier Kinder und Sklaven weihten, um Tanit und Baal Hammon zu besänftigen, überantwortete die christliche Kirche Abertausende von „Ketzer“ zu Ehren des Allerhöchsten. Ja, genau so wie hier in Karthago in punischer Zeit heidnische Gläubige freiwillig in den glühenden Feuerofen sprangen, so verbrannten sich am gleichen Ort christliche aus freiem Willen bei lebendigem Leibe. Sollte etwas dran sein, an dem Mythos der Primitiven, daß Götter, oder sagen wir richtiger, bestimmte Gottesvorstellungen in der Erde wohnen und sich unter den verschiedensten Formen immer wieder manifestieren? Ist es Zufall, daß der furchtbaren Feuergottheit Tanit die friedliche Taube beigegeben war, das gleiche Symbol, unter dem die Christen den Heiligen Geist verkörpern? Wohnen Friede und Feuer so eng beieinander?

Das sind Fragen, die sich niemals restlos beantworten lassen, wie wir auch nie über den ewigen Widerspruch hinwegkommen werden, daß wir restlos Kinder dieser Welt sind und doch mit der unstillbaren Sehnsucht nach einer jenseitigen im Herzen. Es gibt Historiker, die in diesem Zwiespalt und seinen Auswirkungen Sinn und Inhalt der Weltgeschichte sehen. Wie dem auch sei, jedenfalls erhält sie ein von Grund aus anderes Gesicht, je nachdem ob die Sinne der sie Durchlebenden, wie der sie Betrachtenden mehr auf das Diesseits oder das Jenseits eingestellt sind. Wie das Hochmittelalter nur verständlich ist aus seiner zutiefst

religiösen Grundeinstellung, so das 19. Jahrhundert nur aus seinem Rationalismus, von dem wir Heutigen uns wieder zu lösen anschicken. Achten wir darauf, daß uns das Jenseitige nicht wieder völlig übermannt, daß nicht wieder einmal Menschen um des so oder anders aufgefaßten Gottesbegriffes willen in den glühenden Feuerofen wandern oder freiwillig in ihn springen.

Klingt das so unglaublich? Nun, man braucht sich nur daran zu erinnern, welche Ströme von Blut zu Ehren des Gottes der allbarmherzigen Liebe geflossen, welche unennbaren Qualen in seinem Namen unschuldigen Menschen zugefügt wurden. Das hätte seinerzeit wohl kaum einer seiner Jünger vorausgesehen, als der Heiland vor bald zwei Jahrtausenden den Gott der Liebe an Stelle des Gottes der Rache setzte.

Die Jünger und ersten Christen waren konfessionslos, wenn man so sagen darf. Sie hatten keine Kirche und brauchten auch keine. Sie waren religiöse Schwärmer und Fanatiker. Sie lebten in der Vorstellung der unmittelbar bevorstehenden Wiederkehr des Heilandes, und die Aufrichtung des Reiches Gottes auf Erden war für sie eine Sache von heute oder morgen. Sie bildeten einen kleinen Kreis von Erwählten. Darum bedurften sie auch weder der Kirche noch der Priester. Wer das Charisma, die Berufung, in sich spürte, stand auf und redete.

Aber als der Jüngste Tag auf sich warten ließ, wurde es nötig, nicht nur Kirche und Geistlichkeit zu organisieren, sondern auch eine Religion zu schaffen mit Heilslehre, Glaubenssätzen, Dogmen und allem, was dazu gehört. Als der Heiland starb, gab es nichts dergleichen. Ungleich Mohammed, der im Koran seinen Anhängern eine fest umrissene Lehre vermachte, hinterließ Jesus seinen Jüngern keinerlei Buch. Bis in das zweite Jahrhundert nach der Zeitrechnung gab es kein Neues Testament. Als einzige heilige Schrift diente den Christen das Alte. Indem so das überkommene „Gesetz“, das Jesus keineswegs erfüllt, sondern im Gegenteil gebrochen hatte, mit zur Grundlage der neu entstehenden Religion gemacht wurde, kam jener Widerspruch zwischen dem „gerechten“ und dem „guten“ Gott in das Christentum hinein, den es bis heute nicht zu überwinden vermochte. Gleichzeitig aber erhielt es gerade dadurch, daß sein Stifter kein heiliges Buch geschrieben hatte, jene Elastizität und Vielseitigkeit, die es in ganz anderem Maße als den Islam vor Erstarrung bewahrte und ihm ermöglichte, die religiösen Vorstellungen und philosophischen Ideen zahlreicher Räume und Rassen in sich aufzunehmen, wie sich ihnen anzupassen.

Jesus war kein Religionsstifter wie Mohammed, sondern wirkte vielmehr wie ein Sauerteig, der in eine Epoche hineingeriet, die mit neuen religiösen Ideen schwanger ging und einer neuen Religion bedürftig war. Der „Heiland“ war gewissermaßen der „Kristallkeim“, mit dem die „übersättigte“ Lösung einer mit philosophischen Ideen überladenen Zeit „geimpft“ und so zur Kristallisation einer neuen Religion gebracht wurde. Dieser Prozeß, eben die Geburt des Christentums, war ein jahrhundertelanger und die ganze damalige Welt umfassender. Es gibt kaum eine Idee, eine geistige Bewegung rings um das Mittelmeer, die nicht in ihn hineingespielt hätte. Allerdings wurde seine endgültige Gestalt wesentlich stärker von der östlichen als von der westlichen Hälfte des mediterranen Raumes bestimmt.

Mit am stärksten aber war die Einwirkung, die von Afrika, von Alexandria, und insbesondere von Karthago und dem altpunischen Gebiet ausging. Neben dem Griechen Irenäus war es der Afrikaner Tertullian, der den Kanon der Heiligen Schriften des Neuen Testaments in der Hauptsache formte, und von den drei Synoden, welche die 27 kanonischen Schriften in ihrer heutigen Gestalt endgültig festlegen, fanden zwei in Afrika statt, eine in Karthago, die andere in dem benachbarten Hippo Regius.

In und um Karthago läßt sich neben der religiösen Seite des sich herausbildenden Christentums vielleicht am klarsten auch seine politische und soziale erkennen. Diese waren für das Imperium Romanum und dessen Funktionäre zunächst die viel wichtigeren, ja allein maßgebenden. Das römische Weltreich war in religiöser Hinsicht von äußerster Toleranz. Anhänger aller Religionen konnten in ihm ungestört ihre Kulte ausüben. Einzige Vorbedingung war, daß sie dem Kaiser gaben, was des Kaisers ist. Das bedeutete nicht so sehr die Anbetung des vergotteten Herrschers, als vielmehr die Anerkennung der unantastbaren staatlichen Autorität. Gerade das aber war es, was die frühen Christen verweigerten und auf Grund ihrer charismatischen, d. h. auf die unmittelbar bevorstehende Wiederkehr Christi gerichteten Einstellung verweigern mußten.

Den Statthaltern und Beamten der römischen Kaiser erschiene die ersten Christen nicht so sehr als Anhänger einer neuen Religion, denn vielmehr als Angehörige einer aufrührerischen jüdisch-pazifistischen Sekte, die sich gegen die bestehende soziale Ordnung auflehnten. Man darf nicht vergessen, die ersten Christen waren „Kriegsdienstverweigerer aus religiösen Bedenken“, und die ersten Zusammenstöße zwischen „Kaiser und Galiläer“ rührten von getauften Offizieren und Soldaten her, die plötzlich in aller Öffentlichkeit die Waffen von sich warfen mit der Erklärung, ihrer im „Dienste des Herrn“ nicht mehr zu bedürfen.

Es ist ganz klar, daß eine Militärmacht wie Rom dies nicht dulden konnte, ganz abgesehen von der Störung der sozialen Ordnung in einem auf der Sklaverei beruhenden Staate durch die Lehre von der Gleichheit aller Menschen. Diese enge Verwobenheit der verschiedenartigsten philosophisch-religiösen Fragen mit politisch-sozialen Problemen läßt sich in Afrika besonders gut verfolgen. Hier traf sich die griechische Welt mit der römischen gewissermaßen auf neutralem Boden. Die romanisierten Berber Karthagos sprachen neben ihrer Muttersprache lateinisch wie griechisch. Zu den sozialen Fragen, die auch Italien bewegten, traten hier noch nationale. Die Besitzer der großen afrikanischen Latifundien waren Römer oder romanisierte Berber, die Landarbeiter auf ihnen nationale Berber. Nimmt man dazu die schon des öfteren gestreifte Neigung der einheimischen Afrikaner einmal zu bereitwilliger Annahme des Neuen, andererseits zu Häresie, d. h. dessen eigenwilliger Abwandlung, so ergeben sich ohne weiteres die Gründe für die entscheidende Rolle, welche Nordafrika in dem anhebenden religiös-politisch-sozialen Ringen spielen sollte, das die Entstehung und Ausgestaltung der christlichen Kirche und Lehre heißt.

Ich glaube, man kann mit Recht „entscheidend“ sagen; denn auf afrikanischem Boden vollzog sich am klarsten die Wendung der werdenden christlichen Kirche von revolutionärer Haltung zu reaktionärer. Vor allem aber wurden in „Afrika“ von Afrikanern erst die Dogmen ausgearbeitet, welche der christlichen Kirche erst die Voraussetzung zur Katholizität gaben, ihr ermöglichten, eine Weltreligion zu werden, die Weltmacht anzustreben.

Der erste große Konflikt, den das Christentum in Nordafrika auslöste, war der Donatismus. In ihm trafen sich nationales Erwachen der Berber mit einem sozialen Aufstand der ausgesogenen Bauern und einer religiösen Empörung gegen die Korruption der kirchlichen Oberen. Das Tragische ist, daß nach jahrzehntelangem blutigem Ringen nicht nur die nationale wie die soziale Bewegung unterlagen, sondern vor allem auch jene christliche Richtung, welche persönliche Reinheit des Priesters zur Voraussetzung seiner geistlichen Tätigkeit und der Wirksamkeit des von ihm gespendeten Sakramentes machen wollte.

Der Streit begann mit einer Bischofswahl in Karthago. Die christlichen Berber warfen dem Bischof von Karthago, Mensurius, vor, daß er sich den Diokletiani-

schen Christenverfolgungen auf die unwürdigste Weise entzogen hätte, durch Auslieferung der Heiligen Schriften. Dadurch war er zum „Traditor“ geworden, dem schlimmsten Grad der Abtrünnigkeit. Als nun Mensurius starb, machte sich der Erzdechant Caecilianus durch einen kirchlichen Staatsstreich zum Bischof von Karthago, indem er sich von drei benachbarten Bischöfen weihen ließ — von denen einer gleichfalls als Traditor gilt — und nicht durch das numidische Primat, wie es der Tradition entsprochen hätte. Dagegen erhob sich die Bevölkerung wie die Landgeistlichkeit. Mit Recht machten sie geltend, daß ein so Unwürdiger nicht die Sakramente spenden könne. In Donatus entstand ihnen ein großer Führer.

Trotzdem unterlagen die Donatisten, und zwar weil sich die offizielle Kirche mit dem Staat verband. Für das Römische Weltreich ergaben sich gegenüber dem Christentum mit seinen universalen Ansprüchen von Anfang an nur zwei Möglichkeiten, entweder es zu unterdrücken, es mit Stumpf und Stil auszurotten, oder — sich mit ihm zu verbünden, es zur Staatsreligion zu machen. So waren es, von Nero abgesehen, gerade die großen staatlich konstruktiven Kaiser wie Decius und Diokletian, welche die Christen unerbittlich verfolgten, wie umgekehrt Konstantin weniger aus persönlicher Ueberzeugung denn aus Staatsraison das Christentum einführte. Und aus dem gleichen Grunde nahm er Partei für die offizielle Kirchengewalt in Karthago, gegen die „Auführer“, mochte das ethische Recht auch durchaus auf deren Seite stehen. Politisch gesehen, blieb ihm auch kaum etwas anderes übrig. Wollte er sich auf die neue Staatskirche stützen, so mußte er umgekehrt deren Autorität sichern. Dazu kam, daß sich die Donatisten vornehmlich aus den unteren Schichten rekrutierten, die weder in nationaler noch in sozialer Hinsicht gegenüber dem römischen Grundbesitz, der das staatliche Rückgrat des Imperiums bildete, zuverlässig erschienen.

Die Maßnahmen gegen Donatus und seine Anhänger verursachten zunächst freilich gerade das, was der Kaiser vermeiden wollte. Sie trieben die religiösen Auführer den nationalen und sozialen Empörern in die Arme. Da der Staat mit der Kirche gemeinsame Sache machte, konnte man die letztere nur bekämpfen, indem man sich gegen die erstere wandte. So verband sich die ursprünglich rein religiöse Bewegung der Donatisten mit dem sozialen Aufruhr der Circumcellionen (von circum cellas, d. h. die um Scheunen Schweifenden). So steigerte man sich gegenseitig in immer stärkeren Haß, und es kam zu einem unerbittlichen Kampf.

Das Interessanteste ist dabei die Haltung der Kirche. Diese, eben noch verfolgt, wurde von heute auf morgen zur Verfolgerin, nachdem die staatliche Autorität sich auf ihre Seite gestellt. Sie, die eben noch ihre Märtyrer heilig gesprochen, schuf jetzt selber solche auf der Gegenseite. Die katholischen Bischöfe ließen die Gläubigen mit Waffengewalt aus den donatistischen Basiliken vertreiben und nahmen sie für sich in Besitz. Nachdem ein kaiserliches Edikt die Union der donatistischen Kirche mit der katholischen verkündet, ging man mit rücksichtsloser Gewalt vor. Die Donatisten wurden in Massen niedergemacht. Die gleichen Mittel der Vergewaltigung und des Glaubenszwanges, die das kaiserliche Rom gegen die christliche Kirche angewandt, gebrauchte diese jetzt gegen ihre Mitchristen.

Am pikantesten war die Haltung der Kirche in der Frage der Militärpflicht. Bis gestern hatte sie Dienstpflichtverweigerern die Märtyrerkrone verliehen, ab heute brandmarkte sie solche als Deserteure, mußte es tun; denn das war eine der Hauptbedingungen des Paktes mit dem Staate.

Es ist klar, daß eine so plötzliche Schwenkung nicht ohne erhebliche Reibungen abging, und tatsächlich wurde die soziale Unruhe so stark, daß der Kaiser erschrocken die Freiheit aller Kulte verkündete. Sofort protestierte die kato-

liche Kirche dagegen. Ihre heftigen Proteste erwirkten die Zurücknahme des Toleranz-Ediktes. Um ihre Gegner völlig zu vernichten, berief das katholische Episkopat ein Konzil nach Karthago. Die donatistischen Geistlichen kamen im guten Glauben, hier ihre Sache vertreten zu können. Statt eines Konzils fanden sie jedoch ein Tribunal vor, dessen Vorsitz ein bestochener Prokonsul führte. Der Ausgang war auch danach. Das karthagische Konzil verordnete die widerspruchslose Rückkehr in den Schoß der katholischen Kirche, widrigenfalls Folterung, Güterkonfiskation, Deportation und Todesstrafe drohten.

Die Folgen waren furchtbar. Jetzt trat jene oben erwähnte Wiederholung der freiwilligen Tanitopfer auf karthagischem Boden ein. Ein Schriftsteller schreibt, daß es damals für die Donatisten geradezu zum guten Ton gehörte, sich selbst den Flammen zu überantworten, und daß die donatistischen Bischöfe das Beispiel dafür gaben. Für die Gegenseite aber war es noch besserer Ton, sie zu diesem Verzweiflungsakt zu treiben. Durch diesen Terror wurde der Donatismus vernichtet, und er erlitt damit das gleiche Schicksal wie der Montanismus, der Novatianismus und zahlreiche andere, später „Häresie“ genannte Kirchen, in denen sich das Ethos des ursprünglichen Christentums zu behaupten versuchte.

Seinen entscheidenden Sieg aber erfocht der Katholizismus in Karthago durch das Eingreifen des leidenschaftlichsten Logikers unter den Kirchenvätern, des heiligen Augustinus. Dieser Aurelius Augustinus wurde in Numidien als Sohn eines Decurio geboren. Er studierte an den verschiedensten hohen Schulen, unter anderm an der von Karthago, an der er später sieben Jahre als Lehrer der Rhetorik wirkte. Dabei führte er das lockere Leben eines reichen jungen Mannes jener Tage. Von starker Sinnlichkeit, hatte er bereits mit achtzehn Jahren eine Mätresse, die er leidenschaftlich liebte und die ihm einen Sohn gebar. Auch später, nachdem er sich zum Christentum bekehrte, vermochte er seiner Begierde, zum mindesten in Gedanken, nicht Herr zu werden. Und diese Schwäche seinen Sinnen gegenüber führte ihn wohl zu der unglückseligen Theorie der hoffnungslosen Unfähigkeit des Menschen, von sich aus zum Guten zu gelangen.

Diese Lehre von der Erbsünde und der grundsätzlichen Schlechtigkeit des Menschen war damals durchaus noch nicht Allgemeingut der christlichen Kirche. Sie wurde erst durch Augustinus dazu gemacht, und zwar infolge seiner berühmten Dispute mit Pelagius. Dieser britische Mönch wandte sich gegen die allen Germanen fremde und widernatürlich erscheinende Theorie von der Erbsünde. Er behauptete, daß durch den Sündenfall im Paradies dem Menschen das Vermögen zum Guten keineswegs verlorengegangen sei.

Augustinus gelang es, Cölestius, den Mitkämpfer des Pelagius für Willensfreiheit und das Vermögen zum Guten, auf einer von ihm in Karthago einberufenen Synode exkommunizieren zu lassen. In der Form theologischer Lehrsätze vertrat er dabei das absolute Unvermögen des Menschen den Versuchungen des Lebens gegenüber, wobei er übersah, daß diese These doch nur auf seiner persönlichen Schwäche sinnlichen Vorstellungen gegenüber beruhte. Gegen Pelagius selber aber kam Augustinus trotz all seiner Leidenschaft und Logik nicht an, zumal sich dieser rechtzeitig von zwei Synoden in Jerusalem und Diospolis von dem Vorwurf der Ketzerei hatte freisprechen lassen, und als es Pelagius und Cölestius sogar gelang, den Papst Cosimu für ihre Ansicht zu gewinnen, schien die von Augustinus vertretene Theorie von der Erbsünde endgültig erledigt.

Aber der afrikanische Kirchenvater scheute sich nicht, auch diesmal wieder die Gewalt des Staates in geistlichen Dingen zu Hilfe zu rufen. Bereits bei der Bekämpfung der Donatisten hatte er die furchtbare These von der „Nützlichkeit des heiligen Schreckens“ aufgestellt und von der Berechtigung, Ungläubige mit

Gewalt zu bekehren oder mit den gleichen Mitteln Abgefallene zur Kirche zurückzuführen. Tatsächlich gelang es ihm, den Kaiser Honorius auf seine Seite zu bringen. Daraufhin fiel denn auch der Papst prompt um. Die Pelagianer wurden verdammt und 18 Bischöfe vertrieben, darunter die bedeutendsten Theologen ihrer Zeit, wie auch Pelagius selber ein Mann von besonderer Sittreinheit war.

Aber völlig vermochte sich das sittliche Empfinden jener Zeit trotzdem mit dem jeden Willen zum Guten lähmenden Satz von der Erbsünde nicht abzufinden. Es setzte sich, vor allem in Gallien, die Richtung der Massilianer durch, die die Notwendigkeit der göttlichen Gnade mit dem Vermögen des Menschen zum Guten zu vereinen suchten. Dieser „Häresie“ gegenüber verstieg sich der seiner Sinne nicht Herr werdende afrikanische Kirchenlehrer zu dem furchtbaren Satze, daß Gott von Anfang an und von aller Ewigkeit her die zu ewigem Leben oder zu ewiger Verdammnis Bestimmten ausgewählt habe, ohne selber in der Lage zu sein, die Anzahl der einen oder andern verkleinern oder vergrößern zu können. Dabei ging er so weit, zu behaupten, daß die zur Höllenpein Verurteilten dies furchtbare Geschick nicht einmal durch eigenes Verfehlen verdient zu haben brauchten, sondern lediglich infolge des Sündenfalls des ersten Menschenpaares.

Mit dieser geradezu ungeheuerlichen Theorie behauptete sich Augustinus in Afrika wie in Italien, und nach Überwindung der später Semipelagianer genannten Massilianer setzte er sich damit in der ganzen katholischen Kirche durch, wenn diese auch nie gewagt hat, die Augustinische Prädestinationslehre in ihrer ganzen unerbittlichen Unentrinnbarkeit in den Vordergrund zu stellen.

Auch sonst siegte der Afrikaner Augustinus auf der ganzen Linie und wurde damit wahrhaft zum Vater der Kirche. Der entscheidendste und einschneidendste Erfolg wurde dabei in dem langwierigen Kampfe gegen die Donatisten errungen, durch die Anerkenntnis der Unabhängigkeit des Sakramentes von den sittlichen Qualitäten des Sakramentspendenden. Auf dem Satze, daß die Spendung der göttlichen Gnade ex opere operata erfolgt, d. h. auf Grund der Satzung der Handlung, und nicht ex opere operantis, d. h. auf Grund der Art des sie Vollziehenden, beruht die Macht der katholischen Kirche. Dieser Satz rückt ihr Fundament jenseits von Gut und Böse, jenseits menschlicher Schwäche und Fehle. Die sittliche Qualität des Trägers der Sakramente berührt deren Wirksamkeit in keiner Weise. Ein Priester, ein Bischof, ein Papst können die größten Schufte sein. Das berührt die Verwaltung der göttlichen Gnade, die ihren Händen anvertraut ist, nicht im geringsten. Die Kirche gibt in freimütiger Weise zu, daß es Verbrecher unter der Bischofsmütze, ja selbst unter der Tiara gegeben hat, und sie kann es auch zugeben, da ja nach der von Augustinus gegen die Donatisten durchgekämpften Lehre die Göttlichkeit ihrer Institutionen wie ihrer Funktionen in keiner Weise berührt wird.

Will man der Kirche Gerechtigkeit widerfahren lassen, so muß man zugeben, daß eine Religion, die sich zur Weltreligion berufen fühlt, ja, die sich für die alleinseligmachende hält, kaum anders handeln konnte, genau wie sie sich auf den zweiten, gleichfalls von Augustinus geprägten Satze stützen muß: „nulla salus extra ecclesiam“ — „Kein Heil außerhalb der Kirche“.

Man mag auch zugeben, daß ein gläubiger Katholik trotzdem, und obgleich er all das Menschliche und Allzumenschliche der katholischen Kirche kennt, an ihr als der göttlichen Heilsinstitution festhält. Ihre Größe und Macht beruht ja nicht zum mindesten auf einem zweitausendjährigen Wissen gerade um die Schwächen des menschlichen Herzens. Freilich Satzungen und Schriften, die unter so kleinlichem Streit und oft mit so niedrigen Mitteln errungen wurden, als göttliche Offenbarungen hinzunehmen, fällt schon wesentlich schwerer. Der

Streift um die wahre Gestalt Gottes, die Art des Sohnes, des Charakters der Trinität spielt sich ja nicht nur zwischen den einzelnen kirchlichen Richtungen und ihren Vertretern ab, sondern oft genug innerhalb eines und desselben Menschenherzens.

Auch hierfür liefert Afrika ein besonders eindrucksvolles Beispiel. Der Karthager Tertullian, der leidenschaftliche Verteidiger der katholischen Kirche gegen Marcioniten, Monarchianer und Gnostiker, der die katholische Auffassung vom Christus und der Dreieinigkeit, von Gnade und Verdienst entscheidend mitformte, griff nach seinem Übertritt zum Montanismus die gleiche katholische Kirche mit derselben Leidenschaftlichkeit an. Welche Äußerungen Tertullians sind nun gotteingegeben, seine katholischen oder seine montanistischen? Und sind die ersteren nicht etwa dadurch entwertet, daß er später der „Ketzerlei“ verfiel?

Und sieht man in der Weltgeschichte das Weltgericht, so fällt es erst recht schwer, in den Glaubenssätzen, denen der Afrikaner Augustinus die letzte Formulierung gab, die einzige geoffenbarte Religion zu sehen, und in der Gestalt, die der unerbittliche Eiferer von Karthago Gott gab, dessen ausschließliche Gestalt. Man mag einwenden, zweitausend Jahre seien eine kurze Zeit für die Vollendung des Gottesreiches auf Erden durch die katholische Kirche, aber noch Augustinus, der Autor der *civitas dei*, der alles, was nicht katholisch war, was seinen Anschauungen widersprach, verdammt und mit Feuer und Schwert verfolgte, erlebte den Einbruch der rächenden arianischen Wandalen. Und das gleiche Karthago mit all seinen Basiliken, von denen aus er der gesamten Christenheit seinen Willen als göttliches Gesetz aufzuzwingen suchte, liegt heute in Trümmern. Die Kathedrale des Heiligen Ludwig oben auf der Byrsa kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß wenig mehr als drei Jahrhunderte nach Augustinus sich ein entscheidender Gestaltenwandel afrikanischer Götter vollzog und daß sich seitdem der Gott Mohammeds an Stelle des Christengottes im ganzen einst so katholischen Nordafrika erhielt.

Freilich, auch Allah wird nicht die letzte Gestalt Gottes in Afrika bleiben. Wieder geht der Mittelmeerraum trüchtig mit neuen Gedanken, mit neuen spirituellen und religiösen Ideen, mit neuen sozialen und politischen Formen. Nur daß er sich heute nach Norden wie nach Süden unerhört erweitert. Und überdies steht der in Bildung begriffene europäisch-mittelmeerisch-afrikanische Großraum jetzt in Verbindung mit all den Teilen der Erde, die zur Zeit der geistig-seelischen und politisch-wirtschaftlichen Krise der ausgehenden Antike noch ihr eigenes Leben führten.

Dadurch erhalten die zu lösenden Probleme wie die Gefahren, denen zu begegnen ist, ein noch ganz anderes Ausmaß. Die heute in Bildung begriffene Welt kann sich Religionskriege um die Gestalt Gottes nicht leisten. Ohne Gefahr des Chaos kann in ihr weder ein Weltreich noch eine Weltreligion angestrebt werden. So ergibt sich als nächstliegende Pflicht für alle Bekenntnisse, einen mißverstandenen Missionsauftrag fallen zu lassen, auf den Universalitätsanspruch zu verzichten und unter gegenseitiger Toleranz Gott in allen seinen Gestalten zu erkennen, das heißt zuzugeben, daß sie alle Menschenwerk sind, weil der Allmächtige über alle menschliche Vorstellung erhaben ist.

Über diesem Gedanken ist es Nacht geworden. Ich schrecke auf und eile „Salambo“ zu, der nächsten Haltestelle der elektrischen Bahn, um den letzten Zug nach Tunis noch zu erreichen. Ratternd fährt er über den Damm, der mitten durch El Bahira, den See von Tunis, geführt ist. Die Lichter, die Gott angezündet, spiegeln sich klar in dem dunklen Wasser. Es ist, als glitte ich zwischen zwei Himmeln, im Himmel, dahin. Ist es wirklich so schwer, den im Himmel zu erkennen? Ist es wirklich nötig, immer wieder mit so viel Aufwand von Leiden-

schaft und Logik seine Gestalt zu formen und deren Geltung mit Feuer und Schwert zu vertreten? Während ich zwischen den Sternen über und unter mir dahingleite, kommt mir das Wort der Heiligen Schrift in den Sinn: „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder...“ Erschöpft sich in dieser Vorstellung vom „lieben Gott“ nicht alles, was von einem höchsten Wesen überhaupt gedacht und gesagt werden kann? Und unwillkürlich formen sich auf meinen Lippen die zwei Worte, die das A und das O, der Anfang und das Ende allen Glaubens sind: „Vater unser!“

Winterwanderung

Die schneebeflügelten, schmalen Bretter lob ich,
Die ohne Laut durch Tannendickicht gleiten,
Dann unzerstörte Morgenstille hob ich
ins Herz, das hungrig ist nach Wald und Welten.

Ausgreifend, ohne Absicht stieß die Hand
an manchen Stamm, der mit verdorrten Zweigen
die Fährte überwölbt, die ich fand -
aus Schleiern trat ich heitler in das Schmelzen.

Und endlich schimmert zwischen lichten Wipfeln
der Fürst der Berge, den nur Gott bewohnt.
Urfeuer weckte in den fernsten Gipfeln
der mächtige Geist, der Wandernde belohnt.

Hans Baumann

Für die Mutter

Die Mutter spricht. Du horchst und lauchst
Der Stimme Klang, der alten Mär.
Und durch das off'ne Fenster rauht
Der Sommernächt'ge Regen schwer.

Da steht das Schloß auf hohem Berg,
Du siehst Schneewittchens Mantel wehn,
Und durch das Land siehst du den Zwerg
In Siebenmeilenstiefeln gehn.

Dann machst du leis das Fenster zu
Und faßt die Mutter an der Hand.
Sie lächelt still und streicht voll Ruh
Dein Haar zurück, dir zugewandt.

Wie laut dein kleines Herzem pocht!
Sagt sie und nimmt dich auf den Schoß.
Du hättest noch viel mehr gemocht,
Entgegnest du. Ach, wärst du groß!

Da kommt der Sandmann durch die Tür
Und schreitet durch den trauten Raum.
War noch das Märchen eben hier,
Umfängt dich schon der Traum.

Die Mutter hält dich noch und schmeigt
Und schaut, ob es noch regnet,
Indes der liebe Gott sich neigt
Hernieder und dich segnet.

*

Mitten in ruhlosen Tagen
Zwischen lärmender Hast,
Haben mich deine Hände,
Mutter, noch forgend umfaßt.

Und in den eilenden Stunden
Warst du der ruhende Grund.
Und in Not und Bedrängnis
Bleibst du mit mir im Bund.

Und ich seh immer wieder
Schwebend dein Antlitz vor mir.
Suche ich Trost und Stille,
Schreite den Weg ich zu dir.

Mutter in Wolken und Ferne,
Mutter in Sonne und Licht,
Immer bist du dieselbe,
Die in mein Leben spricht.

Und du weißt, daß ich komme.
Überall siehst du mich.
Mutter, du Gute und Fromme,
Mutter, ich glaube an dich.

Günther Männich +

Ruth Köhler-Irrgang:

Germanische Frauenpersönlichkeit

Das Leben des vorchristlichen Germaniens ist weitgehend auf die Wechselbeziehung zwischen Persönlichkeit und Gemeinschaft abgestellt, der Gemeinschaft, die das ganze Volk umfaßt und die die Persönlichkeiten, von denen sie getragen wird, in beiden Geschlechtern findet, beim Mann wie bei der Frau. Das hoheitsvolle, von tiefer Verantwortung beseelte Bild der germanischen Frau, das uns in den Quellen allenthalben entgegentritt, erklärt sich nicht zuletzt aus diesen Zusammenhängen. Es entspricht der wesenseigenen Lebensform, die sich das germanische Blut geschaffen hatte.

Schon die eddischen Überlieferungen gestatten ein eindeutiges Erkennen dieses Frauentumes. Freilich tut man gut, wenn man aus ihnen vor allem die Haltung des germanischen Menschen abliest, dabei aber im Auge behält, daß die äußere Form des täglichen Tages natürlich einem schlichteren Rhythmus gehorchte, als er uns in diesen ins Mythische gesteigerten Gesängen entgegentritt. Die gleiche Verantwortung, die grundsätzlich auf den Schultern von Mann und Weib ruhte, wird offenkundig in der ersten Strophe des Liedes, das von Balders Träumen und Odins Besuch bei der Seherin kündigt und der Sorge der Götter um das Weltenschicksal Ausdruck gibt.

Die Asen eilten	und das berieten
alle zum Ding	die reichen Götter,
und die Asinnen	warum Balder
alle zum Rat:	Böses träume.

Loki bletet seinen Gruß: Heil euch, Asen, / Heil euch, Asinnen, / allen gnädigen Göttern . . . (Lokis Zankreden). Auch der Schlimme, der sonst nur zu lästern findet, grüßt grundsätzlich das männliche und weibliche Prinzip unter den Göttern zumal.

Gleichzeitig und zum nämlichen Schicksal werden aus den beiden Bäumen Ask und Embla die ersten Menschen erschaffen, wie die Schöpfungsstrophen aussagen:

Bis drei Asen	Nicht hatten sie Seele,
aus dieser Schar,	nicht hatten sie Sinn,
stark und gnädig,	nicht Lebenswärme
zum Strande kamen:	noch lichte Farbe;
sie fanden am Land,	Seele gab Odin,
ledig der Kraft,	Sinn gab Hönir,
Ask und Embla,	Leben gab Ledur
ohne Schicksal.	und lichte Farbe.

Die Persönlichkeit, die fähig ist, Verantwortung zu tragen, ist germanisches Erziehungsziel auch für das Mädchen. Die Island-Saga weist das aus in einer Fülle von Charakterisierungen von Mädchen und Frauen. Von der Thorgerd Egilstochter in der Lachswassertalsaga heißt es:

Leicht war es zu erkennen, daß sie eine starke Persönlichkeit war. In alltägliche Dinge mischte sie sich wenig ein, aber das mußte geschehen, was Thorgerd wollte, wenn sie sich einmal für etwas eingesetzt hatte.

Die Njalssaga weiß von dem Mädchen Hildigunn:

Sie war eine große Persönlichkeit und sehr schön von Ansehen. Sie war so geschickt, daß es wenig gleichgeschickte Frauen gab. Sie war von unversöhnlicher und trotziger Gesinnung, wie wenige, und ein guter Kamerad, da wo Anlaß dazu war.

Und wenn die Groa der Edda ihrem Sohn die Anweisung gibt:

... daß von der Schulter du schleuderst,
was übel dich dünkt,
führe du selber dich selbst,

so weist sie damit zugleich das hochgemute Denken aus, zu dem sie selber einmal geleitet worden ist.

Es sind das die gleichen Frauen, von denen Tacitus aussagt:

Ja, sie (die Germanen) glauben gar, es wohne den Frauen etwas Heiliges und Ahnungsvolles inne; daher verschmähen sie ihren Rat nicht, sondern beherzigen ihren Bescheid.

Tacitus freilich denkt in diesem Zusammenhang vorzüglich an Seherinnen wie Veleda und Aurinia. Die dem Alltag zugewandte Isländersaga kannte die Frau mit dem tieferen, den Belangen der Gemeinschaft verhafteten Wissen als eine selbstverständliche Erscheinung auch dort, wo man nicht berechtigt war, von Seherinnen zu sprechen. So erzählt das Landnahmebuch von dem Manne An Rotpelz und seinem Weibe Grelöd:

An hielt sich den ersten Winter (nach seiner Übersiedlung nach Island) im Dufansdal auf. Dort schien Grelöd die Erde schlecht zu riechen. . . .

An errichtete einen Hof in Eyr. Dort schien Grelöd das Gras nach Honig zu duften.

Die Frau also hat das sicherere Gefühl für die der Sippe günstige Atmosphäre, und der Mann gibt ihr nach. Von einer anderen Frau heißt es im Landnahmebuch:

Thurid Sundfüllerin und ihr Sohn Velustein fuhren von Halogaland (in Norwegen) nach Island; sie nahmen die Bölungarvik und wohnten in Vatsnes. Sundfüllerin wurde sie deshalb genannt, weil sie bei einer Teuerung in Halogaland jede Meerenge voll Fische zauberte. Sie richtete auch eine Fischbank Kviarmid am Jsafjord ein und nahm von jedem Bauern am Jsafjord ein ungehörntes Schaf.

Hier gehen Zauberei und praktischer Sinn ineinander über, denn man darf kaum etwas anderes annehmen, als daß Thurid bereits in Halogaland nichts anderes getan hat, als daß sie die Schätze, die die Fjorde bargen, für die notleidende Bevölkerung auswertete.

Immerhin begegnen Fälle einer echten Beziehung zu der Welt des Übersinnlichen nicht selten. Auch ihnen aber liegt stets eine starke Verbundenheit mit Schicksal und Auftrag der Sippe zugrunde. Von tiefem Sinn erfüllt ist es, wenn die Weltenschicksale umspannende Sicht der Völuspa mit den Worten beginnt:

Gehör heiß ich	du willst, Walvater,
heil'ger Sippen,	daß wohl ich künde,
hoher und nied'rer	was alter Mären
Heimdalsöhne;	der Menschen ich weiß.

Ergriffen lauschen wir der Rede, die die Asgerd der Grettirssaga an ihre Söhne richtet, ehe sie sie ziehen läßt:

Nun fahrt ihr dahin, meine beiden Söhne, und ihr werdet gemeinsam den Tod finden; und niemand vermag dem zu entrinnen, was ihm verhängt ist. Keinen von euch beiden werde ich wiedersehen. Dasselbe Los treffe euch beide. Ich weiß nicht, welches Glück ihr da auf Drangey sucht, aber dort werdet ihr euer Haupt niederlegen, und viele werden euch dort den Aufenthalt verweigern. Hütet euch wohl vor Verrat! Aber den Waffentod werdet ihr sterben, und wunderlich sind mir die Träume gekommen. Hütet euch wohl vor Hexenkünsten! Wenig ist stärker als Zauber.

Asgerd weiß das Geschick ihrer Söhne voraus. Aber sie rührt keine Hand, es zu wenden. Sie kann ihnen nur davon sprechen, um sie hart zu machen. Ihre Worte bedeuten keine Warnung trotz des eindringlichen „Hütet euch!“ Sie haben nichts an sich von Wehmut und Weichmütigkeit. Und wenn der Sagenchronist berichtet, Asgerd sei nach ihren Worten in bittere Tränen ausgebrochen, so wird die Situation durch diese Angabe nicht abgeschwächt, sondern lediglich menschlich erträglich.

Ahnlich ist der Vorgang in der Njala, in der Njals Frau Bergthora vor dem Mordbrand an ihrem Hause zu den Ihren spricht:

„Wählt euch jetzt das Essen zum Abendbrot, damit jeder bekommt, was er am liebsten hat; denn heut nachmittag werde ich zum letztenmal meinen Hausgenossen das Essen auftragen.“ Das werde doch nicht sein, sagten die, die dabeistanden. „Das wird doch sein“, sagte sie, „und ich kann noch viel mehr darüber sagen, wenn ich will: nehmt das zum Zeichen, daß Grim und Helgi nach Hause kommen werden, ehe man hier zu Abend gegessen hat; und wenn dies in Erfüllung geht, dann wird noch anderes so kommen, wie ich voraussage.“ Danach trug sie das Essen auf... Grim und Helgi kamen nach Haus, ehe die Tische abgetragen waren; das gab den Leuten einen Ruck.

Bergthoras Haltung bleibt aufrecht und tapfer bis zum letzten Augenblick. Die Feinde haben das Haus umstellt, und man spricht zu ihr:

„Geh du hinaus, Hausmutter! Denn dich will ich um keinen Preis drinnen verbrennen.“ Bergthora sagte: „Als jung wurde ich dem Njal gegeben; da habe ich ihm versprochen, ein Schicksal solle uns beide treffen.“

Die germanische Frau war vom Schicksal der Gemeinschaft, der Sippe, des Stammes nicht zu trennen. Niederlagen des Mannes trug auch sie als Schmach und setzte alles daran, sich den Händen der Feinde zu entziehen. Die römischen Autoren berichten davon, Orosius, Plutarch, Livius, Cäsar. Plutarch schildert das Eindringen der Römer in eine kimbrische Wagenburg:

Dort aber traten ihnen unter furchtbarem Geschrei in hellem Zorn die Weiber mit Schwertern und Äxten entgegen und wehrten ebenso die Flüchtenden wie ihre Verfolger ab, die einen als Verräter, die anderen als Feinde, indem sie sich unter die Kämpfenden warfen und mit bloßen Händen die Schilde der Römer wegrissen, ihre Schwerter anpackten und Wunden und tödliche Streiche aushielten, bis zum letzten Hauch in ihrem Mut unbesiegt.

Die nämliche Haltung zeigt die Frau der Saga, die den tragischen Gedanken der Blutrache zu Ende denkt und seinen bitteren Forderungen folgt um der Ehre der versehrten Sippe willen. Zuweilen versucht sie gar, ihre eigene Persönlichkeit als Schutz vor die gefährdete Gemeinschaft zu stellen, wie jene Thorbjörg der Hörsaga, die auf das Thing reitet, um die Thinggenossen zu warnen, den Bruder anzugreifen. Sie ruft der Thingversammlung zu:

Ich glaube euer Vorhaben und eure Absichten zu kennen, und euch soll das nicht verborgen bleiben, was mir im Sinn liegt, nämlich, daß ich den Mann töte oder töten lassen werde, der Hörd, meinen Bruder, erschlägt.

Als Hörd dann doch unter den Schlägen seiner Feinde fällt, macht sie den Inhalt dieser Drohung und den einer Strophe wahr, die sie einmal als kindjunges Mädchen zu ihm sprach:

Würdest du je	dem Mann sollte
daß ich's wüßte,	bitterer Ratschlag
durch Waffen erschlagen	von mir wahrlich
im Felde fallen,	zum Tode führen.

Die Saga berichtet, daß vierundzwanzig Männer für Hörd bußlos fallen mußten.

Die meisten von ihnen wurden nach dem Willen Thorbjörgs, der Tochter Grimkels, getötet. Sie muß eine sehr tatkräftige Frau gewesen sein.

Der Sagaschreiber, vermutlich ein Geistlicher, zeigt sich also nicht verletzt durch die Unerbittlichkeit der Thorbjörg. Er hat die innere Berechtigung zu solchem Tun noch im Blut wie sie. Er findet nur anerkennende Worte.

Man darf sich durch die Härte der damaligen Lebensführung nicht befremden lassen. Für die Beurteilung der Menschen der germanischen Frühe sind einzig die Beweggründe ihres Tuns entscheidend.

An der Seite der so stark an den Bruder und seine Ehre gebundenen Thorbjörg steht dessen Frau, Helga, die Jarlstochter. Sie war es, die nach Hörds Tode die beiden jungen Söhne schwimmend über den Sund rettete, der noch heute nach ihr bezeichnet den Namen Helgasund führt. Sie flüchtete sich und die Kinder zu Thorbjörg. Und daß die Grimkeltochter auch weicher Regungen fähig war, spricht die Saga in ihrer kargen Weise aus: „Thorbjörg konnte da nichts sprechen, so sehr ergriffen war sie.“

Helga aber erzieht die Söhne zur Rache für den Vater. Den zwölfjährigen Grimkel schon mahnt sie um der ausstehenden Vergeltung willen, und er geht von ihr in seinen frühen Tod. Der jüngere Bruder vollendet dann, zur Reife gekommen, was Grimkel versagt war. Der Ring ist nun wieder geschlossen. Die Wunde, die die Sippe erhalten hatte, ist vernarbt. Sie vermag jetzt zu gedeihen im Bereich der durch die Tapferkeit ihrer Männer und Frauen wiederhergestellten Ordnung.

Den Söhnen sind solche Frauen verständnisvolle Mütter:

Aber die Mutter gesagt hat,
mir gebühr ein Kriegsschiff!

jubelt der junge Egil. Und der starke Grettir gesteht:

Wahrlich, das köstlichste Kleinod
Kindern die Mütter sind.

So steht die große weibliche Gestalt der germanischen Frühe als das Urbild der Volkmutter vor unserem rückschauenden Auge. Sie ist gebunden und getragen zugleich durch die Gesetze der Gemeinschaft. Doch ist sie in ihr die freie, selbsturteilende und vor der eigenen Verantwortung sich rechtfertigende Persönlichkeit. Nichts ist sie für sich selbst, alles für Sippe und Stamm, gleich wie der Mann ihres Blutes nichts ist, er lebe und kämpfe denn für sein Volk.

An meinen gefallenen Bruder

Bist du ein Birnbaum oder eine Buche,
ein Birkenhalm, ein kleines Efeublatt?
Ich suche dich, mein Bruder, und ich suche
das Ding, in das dich Gott verwandelt hat.

Ist deine Seele an ein Bild gebunden,
Ist es ein Lebendes, ein Gegenstand?
Ich will es lieben, wie ich es gefunden,
und noch im Steine ist es mir verwandt.

Ist es ein Grashalm, eine Fliederdoldel?
Ich will die Sonne bitten, daß sie dich
mit ihrem Feuer ganz und gar vergolde
in jedem Wesen, dem das Deine glich.

Des kleinen Käfers will ich mich erbarmen,
Der sich aus deinem Grab nach oben ringt,
Das Holz darauf, den Sand will ich umarmen,
Den Vogel fegnen, der darüber singt.

Doch bist du ein Gedanke, den zu denken
Des Irdischen Begrenzung überwände,
Dann wollt ich mich so tief in ihn versenken,
Daß ich in Gottes Haupt dich wiederfände.

Eberhard Wolfgang Möller.

Berechnung

Es weinten Mütter
Daß starben Söhne,
Daß starben Männer.

Einft trugen den Kelm sie,
Hegten die Blüte -
Nun müssen sie weinen
Der fallenden Frucht.

Weint nicht, ihr Mütter.
Früchte fallen im Wind
Oder der Schnitter
Tritt hinzu und schneidet sie ab.

Die Ernte
Hat das Geschick
Nicht in die Kraft
Des Baumes gelegt.

Weint nicht, ihr Mütter
Fallender Söhne.
Was wären Siege
Ohne den Tod von Helden?
Da ihr sie unter dem Herzen getragen.
Habt ihr nicht manche selber gebetet:
»Laß mich, mein Schoß,
Helden gebären.«
Da standet ihr selber
Heimlich im Bund gegen sie mit dem Tod.

Weint nicht, ihr Mütter.
Immer verliert ihr.
Helden fallen
Und Söhne gehen von Müttern.
Das sind alles
Einfache Geleße,
Einfache Rechte,
Atem und Lidschlag
Ungeheuren Geschehens.

Rudolf G. Binding

Empor

Da wir aus Erde sind, geben
sie uns der Erde zurück:
streckend das irdische Leben.
Aber darüberzuschweben,
ewig der Erd' zu entstreben,
sei uns tiefstes Geschick!

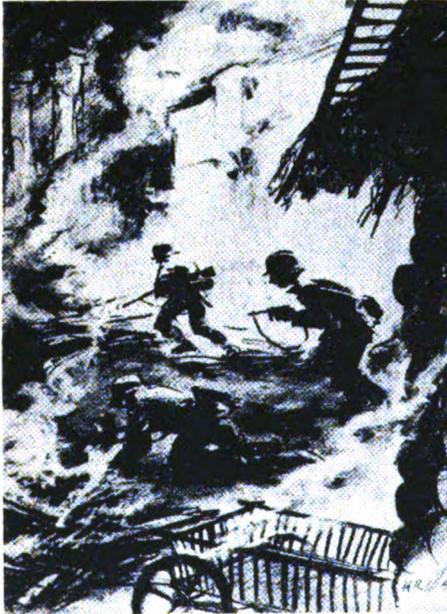
Wer nicht den Mut hat zum Ende,
den frißt unten der Wurm.
Wer nicht den Mut hat zum Ende,
sehe, wie er es wendet!
Selbst noch die heiligsten Hände
rafft ins Dunkel der Sturm.

Gebt euch der Flamme zur Bleibe!
Nur die Flamme macht frei.
Daß es aus schwelendem Leibe
gegen die Himmel treibe,
daß von der Erde nichts bleibe,
daß es vollendet sei!

Josef Weinheber

Frontberichte deutscher Jugendführer

Von einem Kriegsjahr zum anderen wird der Krieg härter und unerbittlicher. Er hat uns in atemberaubenden Durchbrüchen an die Grenzen Europas getragen. Der Kontinent ist zur Festung geworden, die — groß genug ausgeweitet — Heimat und Front ernähren und die Waffenschmiede mit Rohstoffen versorgen kann. Diese Festung hält jeder Belagerung stand, wenn wir als ihre Wehrmänner von dem unabwendbaren Entschluß beseelt sind, entweder zu sterben oder zu siegen. Gewiß, mit Begeisterung und Heldensinn allein wird der Krieg noch nicht gewonnen. Rohstoffe, Menschenmassen usw. sind notwendige Be-



PK. Kruse: Stohltrupp

gleiter des Kriegsgottes. Notwendig sind sie, aber nicht kriegsentscheidend. Wir haben durch das Vorschieben unserer Stellungen an die Ränder des Kontinents die Voraussetzungen geschaffen, um durch unsere heldische Generation den Sieg endgültig zu erringen. Aushalten und durchhalten müssen wir! Der Krieg kann und wird noch schlimmer, wir aber können und werden noch unerbittlicher, noch härter und zäher werden. Die Frontberichte unserer Hitler-Jugend-Kameraden, geschrieben im Dreck und Blut des Kampfes, sind über den Verdacht erhaben, propagandistischen Zwecken zu dienen. Sie wurden an Mutter oder Freund, an Vater oder Frau oder an den Kriegsbetreuungsdienst des Reichsleiters Baldur von Schirach gerichtet, ohne daß einer der stolzen Kämpfer ahnen konnte, daß seine Worte einmal an dieser Stelle Nachdruck finden würden. Diese Worte der Jugend an der Front sind, so wie ihr heroisches Kämpfen und Sterben ein stummer Spiegel ihrer Haltung ist, ein sprechendes Zeugnis einer vorbildlichen Ge-

sinnung. Sie möge der Feind als den grimmigen Ausdruck eines kämpferischen Trotzes empfinden, der ihm nimmer und niemals weichen wird. Wir alle aber, die wir in der deutschen Front an unserem Platz stehen, wollen uns angesichts der ehrfurchtgebietenden Dokumente des Glaubens versprechen, zu jeder Stunde in gleichem Geiste unter unseren Kameraden die Trommler zum Gefecht, die Rufer zum Widerstand und die Glaubensboten des Führers zu sein. G. K.

Auf dem Schild — aber nicht ohne den Schild!

Der Unteroffizier Jungzugführer Gustav Leiner, der Dezember 1941 im Osten fiel, schrieb an seine Mutter:

..., 10. 11. 1940.

... Heute schreibe ich aus einem ganz besonderen Anlaß; denn ich möchte es durchaus in diesem Jahre nicht verfehlen, Dir zu Deinem Geburtstag zu gratulieren, und ich möchte auch zugleich hoffen, daß ich dies noch recht oft tun darf. Noch nie vorher habe ich es so für die schönste Pflicht eines Kindes empfunden, meiner Mutter an diesem Tage den Dank dafür abzustatten oder vielmehr ihr

wenigstens in Worten zu danken für all die Mühen und die Opfer, die sie für ihr Kind, also für mich, gebracht hat. Erst das Erleben dort draußen an der großen Front und das Leben überhaupt, das ich z. Z. mitmachen darf, hat mich gelehrt, den Wert meiner Mutter ganz zu erkennen.

Und ich glaube Dir auch deshalb heute sagen zu dürfen, was man sonst nicht gerne sagt: Immer wenn wir begannen unser Leben für nichts mehr wert zu halten, dann fing es da drinnen an zu bohren, und ich mußte an Dich denken, wußte ich doch, daß Du Tag und Nacht bei mir bist; und dann gewann ich meine Ruhe wieder und wollte nichts anderes tun, als Dir Ehre zu machen. Und so erkannte ich dann, was Du mir bist; nie hatte ich das vorher gewußt. Ich weiß nun auch, daß Du Dich darüber freust, deshalb habe ich Dir dies alles geschrieben ...

..., 24. 9. 1941.

... Hier weit im Osten von Kiew wird es nun schon allmählich kalt. Über die unendlichen Ebenen pfeift der Ostwind. Wir sind bereits strichweise über Steppenlandschaften marschiert. Ich glaube, wir müssen auch noch den Winter über in diesem elenden Lande verbleiben; daß es uns keinen Spaß macht, das könnt Ihr mir glauben. Doch für unser Volk und für den Führer tun wir alles, denn hier geht es um Sein oder Nichtsein. — Was macht eigentlich Bruder Fritz ... und vor allem wie geht es Dir, liebe Mama? Weißt Du, man möchte halt alles so ganz genau wissen; denn man denkt hier so oft an das schöne „Zuhause“, wie es auf gut bürgerlich heißt. Wir sagen „an Deutschland“, und denken tut jeder dabei an seine Mutter, seine Schwester, seinen Bruder, sein Mädchen. Und so geht es auch hier. Wer es nicht lernen wollte, seine Heimat zu schätzen: vier Wochen Rußland, dann weiß er es besser als jeder andere. Ist erst der Krieg hier aus, und es gibt wieder Urlaub — woran wir gar nicht zu denken wagen —, dann gehe ich keinen Schritt mehr unnötig von Euch weg, um diese Himmelsnade auch ganz genießen zu können. Aber nur mit dem Siege werden wir heimkehren. Entweder mit dem Schild oder auf dem Schild, aber nicht ohne den Schild ...

Seit dieser Stunde hat mich nun so richtig in allen Fugen das Heimweh gepackt. Jeder trägt es mit sich herum, bis es auf einmal ihm zur großen Erkenntnis wird. Damit fertig zu werden, ist Männersache. Doch heute morgen, als die vielen Briefe kamen — ich glaube es waren im ganzen sieben —, von Euch, von Bruder Fritz ..., „alle Menschen werden Brüder“ könnte ich singen, wenn die rauhe Wirklichkeit nicht dazwischen stünde. Der Krieg schließt die Bande enger, als jedes „Sichkennen“ vermag. In dem gleichen Maße, wie ich erkennen mußte, was ein „Zuhause“ bedeutet, erkennt man auch die Bedeutung des Glückes, Deutscher unter Deutschen zu sein. Mag der Krieg noch ein Jahr oder auch zwei dauern; das Volk schließt sich immer enger zusammen, der Feind erreicht nur das Gegenteil von dem, was er will.

Denn von uns „Alten“ hätte jeder seinen Bedarf an Landsknechtsleben gedeckt. Er muß sich aber darüber klarwerden, und zwar von sich selbst aus, daß ihn bzw. Deutschland eine ungestört sich breitmachende Weichlichkeit das Glück und den Sieg kostet. Sicher hat uns Gott bis hierher geholfen, aber nur weil wir stark waren und uns selber geholfen haben. Sind wir weiter stark, wird er uns weiter helfen; denn das Schwache, das Schlechte muß endgültig vernichtet werden. Mit dem Siege haben wir noch lange nicht gesiegt. Ich wünschte, daß jeder Deutsche und besonders jeder Soldat sich darüber im klaren wäre. Mögen die Herren Churchill, Roosevelt und Stalin sich gegenseitig noch so viele Garantien geben; uns ist eine Garantie wertvoller

als diesen Herren sämtliche Reichtümer der Erde, nämlich unser Führer und die Männer, die seine Pläne verwirklichen helfen. Selbst alle Teufel, die uns England vorsetzt, müssen mit diesem Glauben zu Teufelchen werden ...

Gereift und gewachsen!

Der im Osten gefallene Melder Ernst Ulitzner (Erzieher-Anwärter, Gebiet Berlin) schrieb von den Gebirgsjägern an seine Eltern:

Ihr könnt Euch denken, daß ich im Augenblick keinen größeren Wunsch habe, als so schnell wie möglich an die Front zu kommen. Morgen will ich mich mal zum Rapport beim Hauptmann melden. Ihr werdet mich da sicher verstehen können. Ihr wißt, daß ich das Ziel habe, einmal politischer Führer zu werden, und ich habe nicht nur die Pflicht, sondern auch ein Recht darauf, eine solche Stellung durch einen Einsatz, der über das Allgemeine hinausgeht, zu erkämpfen ...

Wann es losgeht, weiß natürlich niemand und kann auch noch sehr lange dauern. Aber wenn auch für die jetzige Zeit nur ein Prozent Möglichkeit bestünde, daß es losgeht, würde ich niemals auf Urlaub fahren. Ihr wißt, daß es nach meinen Anschauungen Dinge gibt, die über allen persönlichen Bindungen und Bedürfnissen stehen. Im übrigen sind noch viele verheiratete Kameraden da, die den Feldzug in Frankreich mitgemacht haben und mehr Anrecht auf Urlaub haben.

An die Mutter:

Das Wissen aber, daß Du stets mit all Deinen Gedanken und besten Wünschen bei Deinen Söhnen bist, macht uns oft froh und stark und hilft über vieles hinweg ...

Jetzt geben mir nun die langen Winterabende oft Gelegenheit, über alles nachzudenken, wertvolle Dinge sich befestigen zu lassen und andere abzustoßen. Obwohl doch nun eigentlich alles beim Militär darauf angelegt ist, einen möglichst anzugleichen und alles persönliche Denken auszuschalten, kann ich doch sagen, daß ich nie ein größeres Selbstbewußtsein und eigene Wertung gehabt habe. Gerade das bewußte Unterdrücken ruft in einem immer wieder die gesunde Reaktion wach, ohne etwa gegen irgendwelche militärischen Grundsätze zu verstoßen. So kann ich sagen, daß ich trotz des scheinbaren Stillstandes und Ruhe mich weiterentwickelt habe und abgeschlossener geworden bin ...

Erstaunlich und bewundernswert ist wirklich die Leistung des einfachen Soldaten, denn die Anstrengungen sind oft groß. Munition ist wichtiger als Verpflegung und alles andere. Die motorisierten Truppenteile haben meist Gelegenheit zum Beutemachen. Wir, die vordersten Teile, kaum, und außerdem müssen wir ja alles selbst tragen. Aber ob Regen oder sonst was, Stimmung ist immer da. Ich weiß nur, es war einmal im größten Wolkenbruch, als wir in eine kleine Hütte kamen. Alles stand ganz eng zusammen, einer entdeckte eine Laute, und schon war die richtige Stimmung. Berg- und Heimatlieder wurden gesungen. Und so ist es überall in allen Lagen.

Das Schönste ist tatsächlich der Einsatz. Da ist alles echt und klar, und man erkennt jeden einzelnen Mann, was er wirklich wert ist. Sowie es aber wieder weiter nach hinten geht, werden die Leut' laut, die man vorn nur im Loch sieht. Über vieles müßte man sich ärgern, aber das ist alles schon zur Gewohnheit geworden. Aber mit offenen Augen lernt man viel dazu, gerade durch die Mängel. Der Dienst als Zugtruppmelder macht mir wirklich Spaß. Ich habe

da Gelegenheit, an allen Dingen teilzunehmen, und man sieht und hört auch mehr.

Mit Schwerverwundeten im Sandsturm

Aus einer Einsatzpause schrieb der im Osten gefallene Oberjäger Fähnleinführer Harald Baumgarten, der als Flieger in Nordafrika eingesetzt war, an seine alten Hitler-Jugend-Kameraden (Gebiet Berlin) am 14. 1. 1942:

... Wir sehen auch: Unser Weg war richtig, und Eurer zu Haus wird auch so lange richtig sein, solange Ihr Euch den Schwung erhaltet. Es ist für unser Volk nichts so wichtig wie die Jungvolkarbeit, besonders in den 1. und 2. Zügen. Und ich glaub', auch jetzt können wir's noch gar nicht übersehen in der vollen Tragweite.

Es ist für uns gar nicht leicht, unsere Ansichten überall durchzusetzen. Ihr habt da schon alle Eure Erfahrungen gemacht? Und die oft schweren Kämpfe haben aus jungen Idealisten eine Art Realisten gemacht. Das ist scheinbar ein Widerspruch; ich meine damit einen Kerl, der seine hohen Ziele im Auge behält, aber mit beiden Beinen auf der Erde steht und mit der Wirklichkeit rechnet. Soldaten solcher Anschauung braucht unser Land. Dann kann sich alles umdrehen. Uns schert's nicht, wir gehen unseren Weg.

Meine innere Entwicklung kennt Ihr nun etwas; und nun, so sagt Ihr zu Haus, soll ich auch was vom Einsatz erzählen. Fragt Hagen, fragt die anderen! Das ist nicht so leicht. Es wirkt und gärt noch alles viel zu sehr. Und wenn was 'rauskommt, sind's Äußerlichkeiten ohne Persönliches. Aber ich will's, um Euch nicht zu enttäuschen, trotzdem mal versuchen. Mein schweres Erlebnis war ein Flug im Sandsturm in Libyen. Der Start in Benina ging noch einigermaßen glatt. Die Kiste war voll von Schwerverwundeten, die eilig nach Tripolis und weiter nach Italien gebracht werden sollten. Über dem Wasser, kurz nach der Küste von Benghasi, wurde es schon verflucht bockig; wir mußten auf Höhe, um die Leute drinnen zu schonen. Mit Kurs SW mußten wir genau bei Undi Thammt wieder die Küste bekommen. U. T. ist ein kleiner Zwischenlandeplatz zum Tanken. Unsere beiden Kettenhunde hatten schon Sicherheitsabstand, denn trotz Höhe schleuderten wir toll. Küste in Sicht! kam's nach hinten zu mir, das berühmte „Iiiiiit“ — jetzt das Zeichen zum Absprung. — Ich krieche durch unseren „Lokus“ nach vorn, die Kerle waren durcheinandergeflogen, und mit dem Stöhnen, dem Gestank von Ather, Chlor und Kotze gab es mir ein furchtbares Bild. S. flüstert mir dabei ins Ohr: „Unten ist Sandsturm!“ — Da hat's auch mir gereicht. Wie wir runterkamen, weiß ich gar nicht mehr gut. Alles, jeder Bombenangriff, jede Anstrengung, die wir bisher hinter uns hatten, war ein Klacks gegen die seelische Spannung und die Arbeit, die nun losging. Ein Pfeifen, Heulen um uns, der Sand kriecht in Augen, Mundhöhle, eben überall hin. Drei Stunden haben wir in dem gottverlassenen Kaff Fässer ausgegraben, gerollt, getankt ohne Schutz. Denn wir mußten ja weiter wegen unserer verwundeten Kameraden. Ohne Sicht, alle Nerven angespannt, sind wir gestartet. Ich gebe es ruhig zu. Jeder hat gezittert. Dreimal wurden wir wieder 'runtergeschleudert im Start, an beiden Knüppeln haben wir die Mühle gehalten. Wie Maschinen haben wir gearbeitet und sind endlich in Tripolis wieder auf dem Boden gewesen, alle bis zum letzten erschöpft.

Günther, Wolfram werden sich die Sache vorstellen können. Ihr anderen müßt's versuchen. Es ist eben nicht so leicht zu erzählen. Es war die Sache deshalb so schwer, weil die feindlichen Gewalten nicht faßbar waren, wie's uns jetzt auch mit dem Winter geht. Und wir überstehen das Schwere, weil wir wollen, weil wir ja auch müssen. Ist es vorbei, ist der alte Humor auch wieder da, was, Ihr alten Knochen?

Über die Furchen des Krieges ist die Schneedecke gebreltet

Der Unteroffizier Scharführer Alf Schreyer schickte den Kameraden vom Gebiet Hamburg sein Tagebuch von den Weihnachtskämpfen im Osten:

... Wie trostlos sieht es in unserem gemeinsamen Raum aus. Verlassen hängt der Adventskranz. Hier wollten wir Weihnachten feiern. So überkommt uns bei diesem Anblick eine leise wehmütige Abschiedsstimmung. Die Sonne ist hell und klar aufgegangen. Reifbedeckt glitzern Zweige, Zäune, Drähte und alles, wo sich der Reif festsetzen kann. Dichte weiße Rauchwolken steigen aus den Schornsteinen empor. Ein friedliches und festtägliches Bild. Ja — beinahe hätten wir es vergessen, Sonntag ist heute.

Endlich gegen 9 Uhr ist Abmarsch. Es ist wirklich unerhört kalt. Trotz Mantel, Übermantel und einem Kopfschützer, der eine so kleine Öffnung hat, daß ein Heraussehen fast unmöglich ist, sind wir auf der Fahrt nach einer Stunde schon recht durchgefroren. Vorbei geht es an den Stätten unseres Einsatzes in den Herbstwochen. Da ist W., wo wir zwischen zwei Kesseln lagen, und K., wo so mancher Kamerad seine letzte Ruhe fand. Die Gräber liegen jetzt im tiefen Schnee. Ruhe und Frieden ist überall dort, wo der Krieg seine tiefen Furchen hinterließ. Jetzt hat der Schnee alles zugedeckt.

Unsere Fahrt aber geht weiter. Es ist keine Zeit zum Träumen. Neuen Einsatz und neuen Kampf wird die kommende Zeit von uns fordern.

Mittlerweile ist Mittagszeit geworden. Aber was nützt uns das. Der Kaffee in der Feldflasche ist gefroren. Das vorsorglich von den Kameraden geschmierte Marmeladenbrot ist gefroren. Ja — selbst das Taschentuch in der Tasche ist gefroren. Alles ist erstarrt zu Eis. Also muß das Mittagessen vertagt werden.

Wären die Tage nur nicht so kurz. Der Mittag ist kaum vorbei, da sinkt die Sonne auch schon wieder, und die Dämmerung bricht herein. Oh — wie haben wir die Nacht hassen gelernt in diesem Kriege. Wie groß ist die Zahl der Feinde in diesem unergründlichen Land. Die Nacht und der dichte Urwald, das sind jene Feinde in der Natur, die wir nie wieder vergessen werden. So wie die teuflischen Geister der Unterwelt in Nacht und Urwald den friedlichen Menschen überfallen, so sind es die Urinstinkte jener asiatischen Horden, die in ihrer ganzen Triebhaftigkeit in Nacht und Wald zum Durchbruch kommen.

Kaum ist die Dunkelheit hereingebrochen, liegt erneut schweres Artillerie- und Granatwerferfeuer auf dem Dorf. Das Infanteriefeuer flackert erneut auf. Ab 19 Uhr ist Alarm. Eine Stunde später greift der Feind mit starken Kräften an. Die ersten Gewehrketten peitschen gegen die Wände der Stellungen hinter unserem Haus. Da die Funkstellen besetzt sein müssen, werden wir nicht mit zur Verteidigung des Dorfes eingesetzt. Aus dem verstärkten Gefechtslärm ist zu entnehmen, daß es dem Feind gelungen ist, sich näher an das Dorf heranzuarbeiten. Erneut setzt Artillerie- und Granatwerferfeuer ein. Da die Tür unseres Hauses direkt zur Feindseite liegt, entschließen wir uns, ein Fenster zu der Dorfseite herauszunehmen, denn man kann nie wissen, was noch kommt. Im gleichen Moment, in dem das Fenster offen ist, fallen die ersten sowjetischen Handgranaten in unseren Hausflur. „Urräh!“, „Urräh!“ klingt es direkt neben unserem Haus mit vielen Stimmen. Da gilt nur noch schnelles Handeln. Mit wenigen Sprüngen sind wir auf der anderen Seite der Straße. Von hier aus können wir feststellen, daß der Feind rechts und links unseres Hauses bis zur Straße vorgedrungen ist. Eine Leuchtkegel nach der anderen steigt hoch und beleuchtet magisch das schauerliche Kampffeld. Von allen Seiten pfeifen und surren die Kugeln, bellen die MGs., Handgranaten schlagen auf. Der Kampf um die Häuser entbrennt. An verschiedene Stellen des lang hingezogenen Dorfes setzt der Feind seine Angriffsschwerpunkte. Wir werden zur Sicherung

des Dorfes eingeteilt. Erneut setzt Artilleriebeschuß ein. Ein Haus geht in Flammen auf. Ein Vorstoß auf unser Haus erweist sich als unmöglich, der Bolschewist scheint mit größeren Kräften sich in unserem und den benachbarten Häusern festgesetzt zu haben. Kugel auf Kugel jagen wir in unsere Fenster hinein. Das Glas ist längst zersplittert. Angriffswelle auf Angriffswelle geht auf das Dort vor. Hell beleuchtet das Flammenmeer die weißen Schneeflächen, auf denen Feindgruppe auf Feindgruppe sich vorarbeitet. Welle auf Welle bricht in unserem Feuer zusammen.

Aus der Knochenmühle von Kertsch

Der Oberleutnant Bannführer Karl Brockschmidt schrieb der Reichsjugendführung vom Infanterieeinsatz im Osten am, 8. 6. 1942:

... Vor einigen Wochen waren wir alle bei Kertsch beteiligt. Habe selber dort fünf Monate gelegen. Es war eine gemeine Knochenmühle. Aber wir haben gehalten, angegriffen und zum Schluß doch alles vernichtet. Diese Winterschlacht war so groß und gewaltig, daß wir selber sie wohl nicht ganz begreifen und übersehen. Aber das große Erlebnis ist wohl der innere Zusammenhalt aller Waffengattungen und aller Dienstgrade. Was in dieser Kälte und diesem Dreck gelegen hat, weiß, was Landser sind und leisten, oder er soll sich zum Teufel scheren ...

Was sonst noch los war, ich meine Salutschießen der Russen, kann ich wirklich nicht beschreiben. Aber eines ist noch da und läßt alles gelingen. Wir kämpfen unter den Augen des Führers. Ich glaube, sonst könnten wir diese Verluste nicht ertragen. Es gibt keinen Quadratmeter ohne Trichter und Minen, es gibt aber auch nur einen Willen, und der Schweinehund wird manchmal riesengroß. Jeder möchte gern leben, am liebsten der Landser. Einmal können wir doch alle wieder vor unsere Jungen treten, unter sie oder doch über sie.

Der Krieg hat uns viel genommen, noch mehr aber gegeben, und wir kommen reich wieder heim. Jetzt werde ich noch verdammt ...

„Wir Hitler-Jugend-Führer sind Infanteristen ...“

Und ebenfalls aus der Erfahrung des Infanteristen schrieb der Unteroffizier Hitler-Jugend-Führer Guntram Licht (Gebiet Baden):

... Vielleicht ist gerade deshalb die Infanterie die Waffe des Hitler-Jugend-Führers, weil hier allein der Mann als Einzelkämpfer ins Weiße des Auges des Feindes blicken muß, ohne um sich oder unter sich eine Maschine, gleich welcher Form, zu haben. Denn so wie der Stahlhelm einen gewissen moralischen Rückhalt bietet, so bietet eben jede Panzerwand und jeder Motor dasselbe moralische Plus.

Für uns Hitler-Jugend-Führer, die wir einmal nach dem Siege heimkehren, wird es die heiligste Aufgabe sein, diesen grauen Frontgeist, gepaart mit dem Glauben und dem frohen Kampfmut der jungen Generation, in die Herzen unserer Jungen und Mädels einzupflanzen, auf daß er tausendfache Früchte trage über den Gräbern unserer Kameraden ...

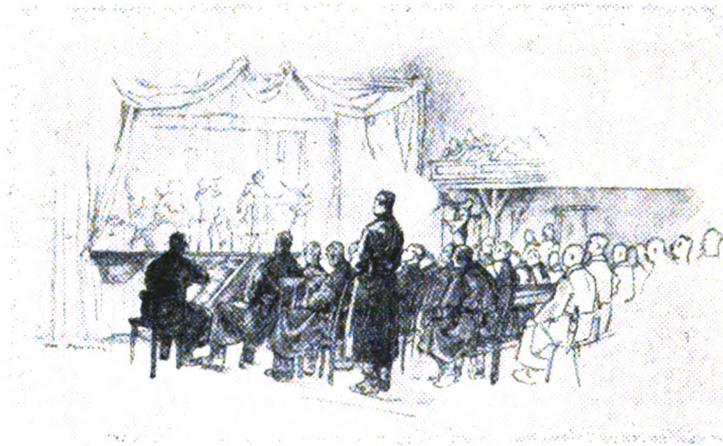
Bolschewistisches Feuilleton

Wenn man Wache schiebt auf dem Flugplatz, so kann man am freien nächsten Tag bolschewistischen Alltag beobachten, — davon schrieb der Unteroffizier Scharführer Eugen Henzler seinem alten Bann (Gebiet Hamburg) im November 1941:

Hans, Karl und ich, wir drei Kameraden, liegen zusammen mit den vier Russen auf einer Stube, der einzigen im Haus. Wir wohnen zusammen mit den beiden Alten und Tomarra (15 Jahre) und Vera (18 Jahre). Morgens um 6 Uhr, wenn wir aufstehen, steht die Alte auch auf und macht Feuer. Sie nimmt sicherheits-

halber das Bettzeug vom Ofen und hackt Holz. Der Alte ist Verwalter des Magazins und geht ungewaschen (anziehen braucht er und die Alte sich ja nicht) zur Mühle, um zu sehen, ob noch alles da ist. Der Ofen ist etwa ein Drittel so groß wie die Stube. Darauf schlafen beide nachts. An einem Riesenfeuer macht die Mutter in dreckigen Eisentöpfen, die mit langen Stangen regiert werden, dann Pellkartoffeln oder Kartoffelbrei. Um 8.15 Uhr, wenn wir vom Antreten und Dienstenteilung zurückkommen, stehen die beiden Töchter kurz auf, essen oben auf dem Ofen und legen sich bis 10 Uhr nochmals ins Bett oder auf den Ofen. Das einzige, was ausgezogen wird, sind die Stiefel. Zu den Kartoffeln wird Kohl gegessen oder zum Kohl Kartoffeln. Auch Chlebba (Brot) ist genügend da Schrotbrot, das dann manchmal von 8 bis 10 Uhr noch gebacken wird. Sonst bleibt das Feuer den ganzen Tag aus! Sie sitzen und liegen auf dem Ofen, alle vier, oder wenn die Mutter das Spinnrad surren läßt (eine Kostbarkeit), dann sitzt sie im Mantel da und spinnst Kaninchenwolle.

Wasser ist eine Seltenheit und muß etwa zehn Minuten weit in Eimern am Brunnen geholt werden. Jeder wäscht sich so um 9 oder 10 Uhr mit einem



PK. Busch:
Fronttheater

halben Becher Wasser — auf die Hand gegossen. Jetzt ist es kälter geworden. Da sah ich, wie eine andere Frau sich so wusch: Sie nahm aus dem Becher einen Mund voll Wasser, wärmte ihn darin an, spuckte das Wasser wieder auf die Hand und fuhr sich damit übers Gesicht. — Radio haben die Leute alle nicht. Brauchen sie auch nicht. Der Kollektivschreiber weiß alles, und im übrigen machen alle vier beim Essen so viel Musik, daß wir Kameraden, die nach anfänglichem „Staub“ jetzt gut mit den Leuten klarkommen, uns manchmal die Ohren zuhalten. Ob das Essen kalt oder warm ist, die Kohlsuppe, Kartoffeln — alles wird geschlürft, alles, und wie! Und geschmatzt wird, es ist 'ne Pracht! Dabei zieht Tomarra, die erkältet ist, dauernd die Nase hoch. Taschentuch hat sie nicht, und die Suppe soll doch alle werden! Der Alte schneuzt die Nase auf den Boden aus und wischt mit dem Handtuch nach. Vera, die eitel ist, schmatzt und erzählt vergnügt; schadet nichts, wenn etwas aus dem Mund zurück in den Teller fällt! Ja — wir lachen schließlich auch. Denn die Katze riskiert auch mal einen Sprung vom Ofen auf den Tisch, wird aber verjagt (ich glaube nur, weil wir das Biest immer jagen). — Dabei ist hier nicht ein Wort übertrieben. Wir erleben das schon fünf Wochen, jeden Tag! Dann kommt

der Abwasch. Ein Teller voll kaltem Wasser! Vorsichtig umrühren, auf den anderen Teller leiten (drei Teller sind da) und dann alles mit dem Handtuch abtrocknen, an dem der Alte eben die Nase gewischt hat! Ja, das alles in einem vornehmen Haus, dem einzigen im Dorf, wo richtige Gardinen an den Fenstern sind (statt Papier-Schnittmuster oder gar keine). Das in der vornehmen Stube, wo außer viel Papierblumen sogar echte Blattgewächse stehen, die von anderen Bauern oder Bäuerinnen stets bewundert werden.

Freudlos sind die Menschen, freudlos ihre Behausungen, freudlos ungeordnet ihre Felder und Wälder, freudlos die Steppenfarbe des Viehes, freudlos die Täler, freudlos das ganze Land!

Er kann dem Land keine Freude abgewinnen

Der Gefreite Scharführer Rulf Noreiks berichtet seinen Kameraden im Gebiet Hamburg am 26. 8. 1941:

Gut zwei Monate rasen wir nun schon durch dies unheimliche Land mit seinen ungeheuren Weiten. Trostlose Sumpflandschaft mit undurchsichtigen Büschen und Gräsern und feindlich schimmernden Wassern, riesige, einförmige Kornflächen, deren Halme im sommerlichen Wind zu einem ewig wogenden Meer wurden, und nicht endenwollende Wälder, die uns mit ihrer ewigrünen Dämmernung und ihrer Undurchdringlichkeit fast wie Urwälder erschienen, haben wir kämpfend durchzogen. Weder das sommerliche Leuchten noch die helle Farbe der Blumen können das ewig monotone Antlitz des Landes freundlich und lieblich gestalten.

Verstreut liegen die Dörfer, sie erschienen uns immer gleich. Einige uralte Ziehbrunnen mit mächtigen hölzernen Hebarmen sieht man an der Straße, etwas abseits liegt ein Dampfbad. Ganz gedrückt wie ihre Bewohner stehen die Holzhütten mit ihren schadhafte Strohdächern. . . .

Die staunenden weiten Augen, mit denen die Bevölkerung unsere Zahnbürsten, Photoapparate und andere oft unbedeutende zivilisatorische Dinge bestaunt, lassen uns erkennen, daß das Land noch schläft, noch stumm ist. Der Bolschewismus hat es nicht wecken und seine Quelle nicht aufschließen können.

Was nützt es, wenn man mit größter Intensität rüstet und in einigen gewaltigen Industriezentren Tausende von Panzern und Flugzeugen baut, wenn die Leute, die diese Kolosse einmal bedienen müssen, noch über einen zerlegbaren Rasierapparat staunen. Heute rächt es sich bitter für den Bolschewismus, daß er dies Mißverhältnis nicht beseitigen konnte. Der sowjetische Soldat ist ein zäher und hartnäckiger Gegner. Stur, mit der uns unverständlichen Gleichgültigkeit des Asiaten gegenüber dem Leben, ließen die Bolschewisten uns oft bis auf wenige Meter an ihre Stellungen herankommen, bevor sie einen blitzartigen Überfall versuchten. Bei östlichen Kämpfen mußten wir immer wieder erleben, daß die Roten an den unsinnigsten Stellen und ohne jede taktische Überlegung zum Gegenangriff antraten und trotz aller Aussichtslosigkeit immer wieder gegen unsere Stellungen anrannten, um endlich tot oder verwundet in dem Dauerfeuer unserer MG.s liegen zu bleiben oder von unseren krepierenden Granaten zerrissen zu werden.

Die Landschaft lebt und singt

Von einem stillen Sonntagmorgen am Donez „von kühler, rührend melancholischer Zartheit“ schrieb der Leutnant Hauptgefolgschaftsführer Wilhelm Domay (Stab RJF.) nach Hause:

Die schwere Artillerie, die bei Tagesanbruch heftig zu grollen begann, ist verstummt. Auch Flieger — in der Nacht wurden wir ausgiebig mit Bomben bedacht — lassen sich nicht mehr plücken.

Blasses Blau steht über der besonnenen Landschaft, die in friedlicher Geruh-samkeit atmet, als wäre nicht vor kurzem der Krieg über sie weggeschritten bis hin zur nahen Front. Über dem Horizont treiben sich einige weiße Wolken-ballen umher. Die verwahrlosten, mit dicken Strohhäuben bedeckten Lehm-hütten, die sich zwischen sumpfigen Teichen und lichten Föhrenwäldchen an den wieder trocken gewordenen Wegen kilometerweit locker aneinanderreihen, wirken heute fast reizvoll. Es ist nicht zu verkennen, daß sie gut in die Land-schaft passen. Ein frischer Wind saust, sachte an- und abschwelend, über die Weite.

Ich habe den Wehrmachtsempfänger abgedreht. Denn in der Nähe singen Bauernmädchen mehrstimmig Lieder in moll, die mich an Gesänge der Don-kosaken erinnern. Dazwischen knarrt der riesige Querbalken, der über dem Brunnen auf dem großen sandigen Platz vor meiner Hütte dauernd in Bewegung ist. Meine Männer tranken dort die Pferde und schäkern mit den barfüßigen Mädchen und Frauen, die kommen, um Wasser zu holen.

Der Wind hat sich gedreht. Offensivwetter! Nach dem scheußlichen Dauer-regen der letzten Woche, der jede Bewegung im Dreck erstickte, atmen wir auf in der Erwartung des Angriffsbefehls. Doch davon heute nichts.

Bald werden die Fanfaren einer Sondermeldung davon künden.

Der heilige Kampf der jungen Ritter

Der Unteroffizier Landdienstführer Karl Trenkel schrieb der Reichsjugendführung:

. . . Und nun denke ich in erster Linie an Eure Landdienstarbeit. „Das Jahr des Landdienstes und des Osteinsatzes“, das auf einen Winter folgte, in dem das deutsche Mannestum hier an der Ostfront für diesen Ostgedanken des deutschen Volkes seinen größten Opfergang tat. Mir kommt ein Erlebnis in Erinnerung, das ich auf einer Fahrt hier „Südlich des Ilmensees“ hatte. Nach Auffüllung unserer Batterie, denn in diese hatte der Winter mit seinen schweren Abwehr-kämpfen große Lücken gerissen, rollten wir auf unseren Fahrzeugen zu neuem Einsatz. Die Fahrt wurde nachts angetreten, denn den langen Knüppeldamm, den wir befahren mußten, konnten die Bolschewisten an manchen Stellen einsehen und von zwei Seiten unter Feuer nehmen. Im Winter hatten hier wilde Kämpfe hin und her getobt. Nun rappelten unsere Räder über den Knüppelweg; es dämmerte schon langsam, und man konnte schon einiges rechts und links er-kennen. Durch die Bäume glitzerte das Sumpfwasser, und der Moder- und Kadavergeruch steigt uns in die Nasen, dann glucksen wieder mal die Stämme, wenn es durch besonders nasse Stellen geht. Es wird heller, dort halb im Morast steckend einige feindliche Panzer, vom Typ T 34, durchlöchert und zerrissen. Mitten im dunklen Wald leuchtet es hell hervor, es sind die schlichten Kreuze aus Birkenholz.

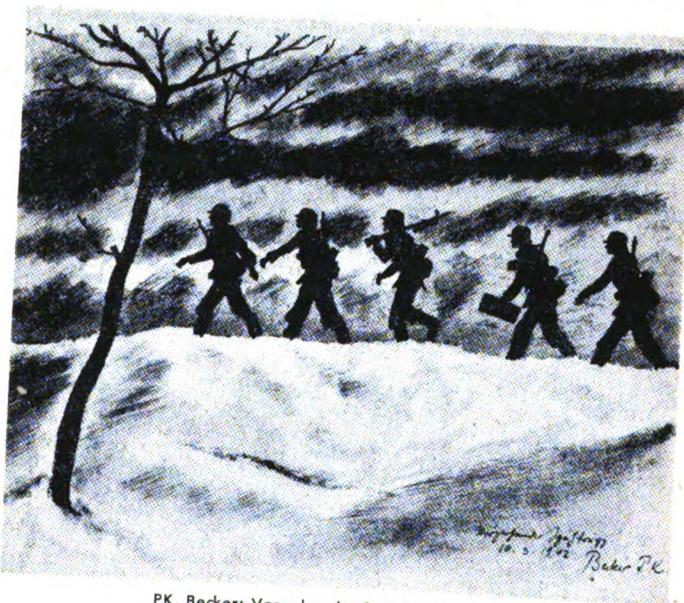
Weiter geht die Fahrt, zerbrochenes Kriegsgerät, wieder leuchten Kreuze, wieder und immer wieder, da ein ganzer Friedhof. Es wird hell, wir setzen über einen breiten Fluß. Sonst liegt die Fähre immer unter Artilleriesfeuer, doch heute haben wir Glück, es fällt kein Schuß. Unser Wagen hat Federbruch, er bleibt liegen, wir steigen um. Weiter geht's durch Schlamm und Dreck, wieder Kreuze, dort ein einzelnes Grab, zerschossener Stahlhelm drauf. Der Knüppeldamm nimmt uns wieder auf, dann ein kurzes Halt, wir steigen ab und vertreten uns die Beine. Was liegt dort unter den Zeltbahnen? Es sind gefallene Kameraden, in einem Nachtgefecht gaben sie ihr Leben. Wir stehen daneben und schwören Rache, welcher Kämpfer kann da ruhig bleiben, wohl äußerlich, aber innerlich bricht es hervor, das Blut der alten Deutschen! Rache! „Aufsitzen!“ Brummend setzen unsere Wagen den Weg fort. Zerschossene Kampfwagen, erbeutete Ge-schütze, eine ganze bolschewistische Artillerieabteilung. Kreuze, Kreuze. Wir kommen an mehreren Friedhöfen vorbei. An den großen Kreuzen kann man

lesen: Gefallen für Großdeutschland. Dort lauter Gefallene der Waffen-SS, auf dem Kreuz steht: „Seid getreu bis in den Tod!“

Kameraden, wir führen 100 Kilometer so, und ich war tief beeindruckt. Schon im Winter habe ich die besten Kameraden an meiner Seite verloren, aber dies war wie ein fortwährendes Mahnen. Mir war's, als spräche jeder Mann unter solch einem Kreuz

irgendein Wort zu mir: Grüße meine Mutter! Grüße meinen Vater! Vergeßt uns nicht! Erzählt von unserem Tod für Führer und Volk! Haltet aus bis zum Endsieg! Kämpft tapfer, damit unser Tod nicht umsonst ist! . . .

Als ich in „Wille und Macht“ las „Landdienst und Osteinsatz“, kam mir diese Fahrt wieder stark in Erinnerung. Ich bin selbst Landdienstführer im Gebiet Schlesien gewesen und um so mehr erfreut, wenn ich lese, wie Ihr daheim auf diesem Gebiet weiter fort-



PK. Becker: Vorgehender Spähtrupp

schreitet. Mein Wille steht schon fest, daß ich nach dem Krieg, so es das Schicksal will, einmal Bauer werden will im Osten. Um das, was ich meinen Jungen als Ideal hinstellte, in die Tat umzusetzen und um fortzusetzen, was hier an der Front begonnen wurde, nämlich den Kampf um deutschen Volksboden im Osten. Die Blutsopfer an der Front mahnen: Baut weiter, damit wir nicht umsonst gefallen sind. Wir müssen an die Zeit des deutschen Ritterordens und der Schwertritter denken und wie sich die Tätigkeit beider für die Zukunft ausgewirkt hat. Dort, wo der deutsche Ritterorden Bauern und Handwerker ins eroberte Land rief, ist es bis heute deutsch geblieben, doch wo der Schwertritterorden, in den baltischen Landen, nur eine Herrschicht bildete, ging uns der Boden verloren. Vergleichen wir es mit heute, dann sind wir die Ritter und Ihr daheim die, die den Nachwuchs schaffen für deutsches Bauerntum.

Drum sagt den Landdienst-Jungen, wie sehr wir auf sie vertrauen, und sie wiederum voll Vertrauen diesen Weg beschreiten sollen, denn im Osten steht der deutsche Soldat!

Der persönliche Gewinn im Krieg . . .

Der Feldwebel Kameradschaftsführer Jung (Gebiet Moselland) schrieb an seine Bannkameraden, ehe er im Osten zum Einsatz kam:

Aber von uns wünscht ja jeder dieses große Erlebnis zu erfahren, einmal alles Bisherige hinter sich zu lassen und durch das Feuer zu gehen, das uns formt und uns uns selbst gegenüber bestehen läßt. Weihnachten wurde ich zum

Studium abkommandiert und habe nun mein zweites Examen abgelegt. Ich habe die Aufgabe erfüllt, die mir für diese Zeit gestellt war, aber das, was ich suche, habe ich noch nicht gefunden; vielleicht finde ich es da draußen, sei es, indem ich verwundete Kameraden berge, sei es mit der Waffe in der Hand. Was dieses Gesuchte ist, kann ich auch nicht positiv angeben. Innere Reife, dieses Bestehen sich selbst gegenüber, das „Sich-selbst-treu-Sein“, das muß es sein, denn Vollendung gibt es nie, die wird man im letzten Augenblick als ein Bild vor sich sehen. Diesen persönlichen Gewinn möchte ich haben; der Weg dahin heißt: Pflichterfüllung! Und diese Pflichterfüllung soll auch über unserem Leben stehen.

Das merkt man am Einsatz!

Der Jungbannführer Sepp P., der als Zugführer im Osten am Feind steht, berichtete im April 1942 einem Kameraden:

Euch will ich einige erfreuliche Begegnungen berichten: Mein Melder, im Gefecht in jeder freien Zeit sofort wieder unter den vordersten Schützen, fällt auf, weil er leidenschaftlich gegen einen anderen Stellung nimmt, der den abgedroschenen Satz vertritt: „Lieber einmal feig als ewig tot!“ Er übernimmt bei meinem vorübergehenden Ausfall wie selbstverständlich die Feuerleitung, obwohl er erst ein halbes Jahr Soldat ist. Beim Abtasten des Schlachtfeldes rettet er geistesgegenwärtig dem Bataillonskommandeur das Leben vor einem heimtückischen Russen, der sich blutbesudelt unter zerfetzten Russen versteckt hielt und schoß. Er entpuppt sich als Hitlerjunge von 1937 aus Kärnten.

Ein Leutnant und Jg. muß die sogenannte „Ritterkreuzecke“ halten, die unter ganzen Trommelfeuern von Granatwerfern liegt. Mein Melder und ich kriechen bei ihnen in die vordersten Stellungen mit unserem Draht und legen den Russen das Vergeltungsfeuer recht genau hin. Trotz Verwundung leite ich das Feuer weiter. „Sie sind doch sicher HJ.-Führer.“ „Wieso?“ „Na, das merkt man am Einsatz. Ich bin übrigens auch einer.“ „Und ich bin noch länger HJ.-Führer als Sie beide miteinander“, sagt der Chef, der gerade lachend dazukam.

Die letzte Bitte an die Mutter

Der in einem Kriegslazarett inzwischen seinen Verwundungen erlegene ehemalige Gefolgschaftsführer des Gebietes Ruhr-Niederrhein Ernst Topeters schrieb an seine Lieben daheim:

Ihr müßt mir verzeihen, wenn ich darauf brenne, nach vorne zu kommen. Es wird für Mutter wohl das Schlimmste sein, mich vorne zu wissen; aber ich glaube, liebe Mutter, daß Du am besten verstehen wirst, in welcher geistigen und seelischen Form ich erzogen und belehrt worden bin, denn Du gabst uns doch die innere Haltung und die äußerlichen Richtlinien, unseren Lebensweg zu suchen und auszurichten, damit Deine Söhne in den schlimmsten Gefahren ihren Mann stellen und tapfere Soldaten des Reiches sein werden. Indem ich meinem inneren Drang, vielleicht meinem rassischen Empfinden gemäß folge, glaube ich dadurch weiter in Deinem Sinne zu handeln. Du wirst Dich im späteren Leben nicht unserer zu schämen brauchen. Haben wir doch schon seit unserer Kindheit dort gestanden, wo es sich darum handelte, der Nation im wahrsten Sinne zu dienen, und wenn die harte Faust des Schicksals mal in unsere Reihen schlagen sollte, dann wisse, daß Du mir einen großen Gefallen erweist und meine letzte Bitte erfüllst, wenn Du bei der Hiobsbotschaft die Nachricht im stolzen Bewußtsein empfängst, daß wir als Söhne des Reiches unser Letztes hingegeben haben, im Glauben an ein glänzendes und ruhmreiches Deutschland, daß das auch ein wunderbarer und herrlicher Abschluß unseres Lebenswandels war.

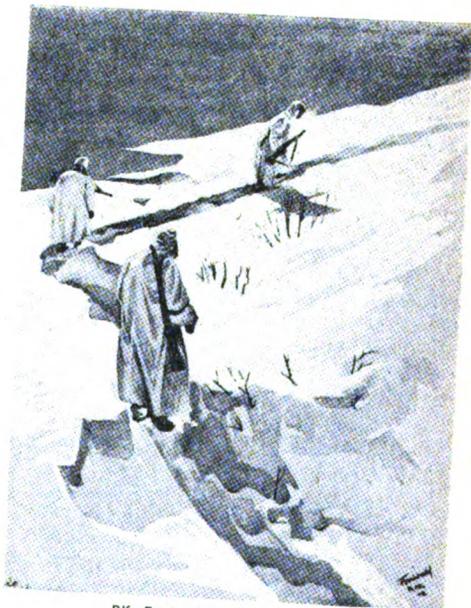
Parole: „Durch!“

Von der Murmanskfront erreichte ein Brief des Bannführers Hans Stöger vom Gebiet Salzburg, der als Unteroffizier an der Front steht, den Kriegsbetreuungsdienst:

An das, was Heimat ist und Leben, was das Leben und das Sterben wert ist, wird hier der Soldat durch nichts erinnert. Viele Steine gibt's und gar kein Brot, dafür acht Monate im Jahr noch Schnee und Eis. (In diesem Jahr werden es wohl neun oder gar zehn Monate werden.) Trüge man nicht das Wissen um unsere Werte in Form von tausend kleinen Erinnerungen in sich — man würde den Sinn des Lebens nicht begreifen. Würde nicht täglich der geheimnisvolle Pulsschlag unserer Art in Form von vielen Feldpostbriefen aus der Heimat zu uns fließen, man wäre um vieles ärmer. Und zu diesem Kraftstrom gehört auch Euer Werk. Und wenn es nur Papier ist, nur Gedanken für uns, während rund um Euch die Tat wächst, es ist schon ungeheuer viel. Neben der Sippe gilt ja unser Sinnen und Denken, unser Suchen in der Vergangenheit und unser Schauen in die Zukunft Euch, der Hitler-Jugend, dem jüngsten Teil unseres Volkes. „Neben“ ist schlecht ausgedrückt. Wie war es doch in der Vergangenheit? Haben wir nicht in allen entscheidenden Dingen das „Persönliche“ beiseitegeschoben, auch wenn sich damit eine Härte gegen manch lieben, teuren Menschen verband, vom eigenen „Ich“ ganz abgesehen? Gab es für uns nicht eine einzige Parole, die unsere Gemeinschaft schuf und die in dem kleinen Wörtchen „durch!“ enthalten ist? Durch, an die Seite des Führers, durch mit unserem Willen zum hohen Ziel einer einigen deutschen Jugend, ausgerichtet nach dem Willen des Führers, eine brennende Fackel in seiner Hand, bereit, auch im letzten Winkel des deutschen Volkes zu zünden? ...

Und wir Soldaten? Auch unsere Parole lautet schlicht und einfach: Durch! Durch! Durch die langweiligen Tage des „Wartens“, durch die ewige Wiederholung unserer „Wissenschaft“, durch den kleinen Kram des Alltags in der unvermeidlichen, manchmal zu lange dauernden „Ruhestellung“, wo man vor Tatendrang und Schaffenslust verzweifelt, weil man heute dasselbe macht wie gestern, vorgestern und auch — morgen, während man so viele Aufgaben vor sich sähe, die unerfüllt am Wege liegen ... Durch! Durch alle Schikanen von Weite und Raum, Fremde und Abgeschiedenheit und durch! Durch den brutalen, hinterlistigen und zähen Feind, trotz Tod und Teufel, bis er am Boden liegt und deutsche Zunge das Wort „Sieg“ spricht ...

Das ist das Große, Gemeinsame, das uns verbindet. Auch heute, wo uns tausende Kilometer trennen, fremde Länder und Völker, wo nichts Heimat atmet und doch die Heimat zum Letzten befiehlt. Verschieden ist die Art des Handelns, gleich ist Ursprung und Ziel. Versteht Ihr nun, warum auch wir zu danken haben?



PK. Freiwald: Spährtrupp

Unser Kampf geht hier um vegetationslose Steine. Denn die ganze Tundra ist ein zerfurchter Granitblock. Wertloses Land! Das stimmt. Aber Ihr wißt's: Darum geht es nicht! Hinter diesen Steinblöcken, in engen Schluchten und an sturmgepeitschten Küsten prallen die Ideen aufeinander: Hie Hitler — hie Stalin! Und den Gegensätzen entspricht die Härte des Kampfes. Und über beiden steht Mutter Natur, die hier allerdings diesen Namen kaum verdient. Und mit einem gewonnenen Stein und einer erstürmten oder verteidigten Höhe, mit einem behaupteten Graben gewinnen, erstürmen, verteidigen und behaupten wir unsere Idee, unser Deutschland, unseren Führer und unsere Jugend. Das ist der Sinn unseres Kampfes. Und einmal wird auch hier das Nordlicht zünden: Wir sind durch!

Selbst wenn ich wüßte, daß ich jetzt noch falle!

Der Obersturmmann der Leibstandarte „Adolf Hitler“ und ehemalige Oberkameradschaftsführer Herbert Oehme aus Meißen in Sachsen schrieb vier Tage vor seinem Heldentod am 4. Oktober 1941 an seine Braut:

Wir erwarten alle Stunden den Befehl zum Angriff. Es wird eine sehr schwere Nuß zu knacken geben, und vielleicht ist dies dann das Schwerste, was wir in Rußland zu bestehen hatten. Ich wurde heute gefragt, ob ich sofort auf Unterführerschule will; doch ich habe abgelehnt. Es wäre schön, jetzt ins Reich zurück, und es wäre für jetzt auch eine Lebensversicherung; doch ich kann nicht. Ich müßte dies als Feigheit ansehen; dann gerade jetzt, wo noch der letzte und größte Auftrag, die Einnahme der Krim, bevorsteht. Es wäre etwas anderes, wenn wir wie damals in Metz lägen. Aber jetzt schwach werden und kapitulieren, das kann ich nicht. Selbst wenn ich wüßte, daß ich jetzt noch falle, ich würde doch bleiben. Ich habe bis jetzt alles mitgemacht, und so will ich nicht jetzt in den letzten Stunden schwach werden. Du kannst mich vielleicht darin verstehen, wenn ich mich auch nicht ganz klar ausdrücken kann. Die Tage sind jetzt noch schön, doch dafür die Nächte eiskalt und klarer Sternhimmel und viele Sternschnuppen, und der Wind pfeift über die Ebene und dringt durch Mark und Bein. Na, in sechs Wochen wird ja alles vorbei sein. Bis dahin grüßt und küßt Dich in Gedanken
Dein Herbert.

Hitler-Jugend-Kameradschaft an der Front

Der Gefreite Karl Schlegel, Hauptstellenleiter in einem Bann des Gebietes Sachsen, berichtet über die Kameradschaft von Hitler-Jugend-Führern im Soldatenrock:

Es haben sich da, wo mehrere HJ.-Kameraden in einer Einheit stehen, regelrechte Kameradschaften mit Heimabenden und allem Drum und Dran gefunden. „Wille und Macht“ sowie die Feldpostbriefe und politischen Rundschau, die uns zugehen, sind unser Schulungsmaterial. Glückliche fühlen wir uns jedesmal wieder, wenn eine neue Sendung eingeht; dann wird gesichtet und für den nächsten Heimabend vorbereitet. Daran nimmt nun die ganze Gruppe teil. Ältere Kameraden, die unsere Arbeit nur durch ihre Kinder kennen, verzichten an diesen Abenden gern auf Skatpartien und was es sonst noch gibt und sind dabei, wenn „Jugendabende“ gehalten werden, wie sie es nennen, und an der Beständigkeit unserer Zuhörer erkennen wir, wie gern unsere politischen Schulungen gehört werden. So verwerten wir auch hier oben unser Wissen vom Nationalsozialismus so wertvoll als möglich.

Die Erziehung der Jugend — im Kriege gekrönt

Der Unteroffizier Obergelofschaftsführer Walter Bizer (Gebiet Moselland) schrieb an den Kriegsbetreuungsdienst:

Weißt Du noch, wie ich sehnsüchtig auf meinen Gestellungsbefehl wartete? Viele können es nicht verstehen, daß ich mich so danach dränge, unbedingt mit

dabei zu sein; aber es ist bei mir fast wie ein inneres Gesetz, wie ein Befehl, daß ich antreten muß. Ich fühle sogar, daß mein ganzes Tun und Handeln an der Jugend hier nur seine Krönung, auch vielleicht seinen Abschluß finden soll. Ich wünsche mir nur, daß mir nichts, aber auch gar nicht erspart bleibt, denn ich weiß, daß jede ertragene Härte formt, und was uns nicht umwirft, macht uns stark!

Unsere Träume vom Frieden

Der Unteroffizier Hitler-Jugend-Kamerad Hellmuth Braum (Gebiet Wien) schrieb den Eltern aus dem Osten am 26. 10. 1941:

... Es wird überhaupt so vieles selbstverständlich: daß man genau so gut am Boden, im Auto oder im Bett schlafen kann, daß man im Sommer bei schönem Wetter im Freien schlief, bei schlechtem Wetter im Stadl, und daß man jetzt halt in muffigen Bauernhäusern schläft, deren Ofen übrigens so genial konstruiert sind, daß die ganze Familie auf ihnen schlafen kann! Daß die Briefe drei Wochen und mehr unterwegs sind; daß man oft mit den Fingern ißt und überhaupt manch komische Gewohnheit plötzlich angenommen hat, daß man in jedem Russenkaff sofort zu Hause ist, daß man tausende Kilometer im endlosen Land fahren kann und überall auf deutsche Wegweiser trifft; daß man fünfhundert Kilometer Umweg macht, weil eine einzige Brücke kaputt ist — das alles gehört so zum Alltag, daß man es nicht mehr merkt und es einem höchstens bei plötzlichen Gedankenübertragungen gleicher Umstände ins heimatische Leben eine maßlose Erheiterung kostet!

Es ist ein sonderbares Land. — Ich habe Angst vor Rußland gehabt, aber jetzt freut es mich, dieses Land der ungeheuren Weite gesehen zu haben, dessen „Kultur“welle von der Wolga bis nach Rumänien eine ewig gleiche Spur zurückgelassen hat; dieses Land, das keine Grenzen kennt und in seiner Weite, die sonst nur dem Meer zukommt, den Menschen anders formen muß als bei uns; dieses Land, das in seinem unermeßlichen Reichtum die ärmsten Menschen der Erde trägt — — —

Das kannst Du Dir ja denken, daß man manchmal an vergangene, schönere Zeiten zurückdenkt, oder daß man sich die Zeit ausmalt, da der Krieg zu Ende und man wieder zu Hause ist. Und da finde ich es ziemlich überraschend, daß diese Träumereien ganz anders aussehen, als man glauben würde. Ausruhen, nichts tun, es sich gut gehen lassen, alle Lieblings Speisen essen, ins Kino und Theater gehen, kurz alles wieder einholen, was man in den paar Jahren heraußen versäumt hat — dies alles in den Träumen an der ersten Stelle zu sehen, hätte mich sicher nicht überrascht. Aber statt dessen zeigt sich nun, daß Arbeiten, die Zeit bis ins Letzte ausnützen, das Hauptthema ist. Immer wieder malt man sich den Tagesverlauf aus, vom „Wecken“ bis zum „Zapfenstreich“, rechnet nach, wieviel Schlaf man braucht, ob es besser ist, im allgemeinen von 5 bis 22 Uhr oder von 6 bis 23 Uhr auf zu sein, versucht auf allerlei Arten, wie man am meisten unterbringt, stellt Pläne auf, was man alles unbedingt noch machen oder lernen muß usw.... Also scheinbar empfindet man jetzt diese Kriegsjahre trotz ihrer ganzen Tätigkeit nur als eine große ungewollte Pause...

Die Botschaft des Toten

Der Oberschütze Fähnleinführer Robert Drescher (Gebiet Hamburg) fiel im Osten mit 22 Jahren; mit der Todesnachricht seines Truppenteils erreichte seine Eltern dieser Brief:

Liebe Mutter, lieber Vater!

Wenn Ihr diesen Brief erhaltet, lebe ich nicht mehr. Ich weiß, Mutter, Du wirst jetzt traurig sein, und Deine Tränen werden das Blatt benetzen. Und Du,

Vater, wirst Deinen Stolz und Deine Hoffnung begraben sehen. Ja, Ihr dürft trauern und weinen um mich. Aber hadert nicht mit dem Schicksal. Leben und Tod liegen nicht in unserer Hand, sie werden von einem Höheren bestimmt. Wir müssen in der Zeitspanne, die wir das Leben nennen, unsere Pflicht erfüllen, sei das Leben nun lang oder kurz. Dann können wir auch in unserer letzten Stunde sagen, ich habe nicht umsonst gelebt. Und wahrlich, wer für sein Vaterland stirbt, hat nicht umsonst gelebt. Durch unser Blut, durch unser Opfer wird ein freies und großes Deutschland entstehen. In diesem Deutschland sollen Generationen in friedlicher Arbeit glückliche Tage erleben. Dafür zu kämpfen und zu sterben, ist keiner zu schade, mancher vielleicht zu schlecht.

Jetzt, wo ich diesen Brief schreibe, sehe ich mein Leben an mir vorüberziehen. Ich habe Euch manchen Kummer bereitet, der nicht nötig gewesen wäre. Verzeiht mir dafür. Ihr habt mir viel Gutes getan, habt mich umsorgt und erzogen. Für alle Liebe, die nicht gutzumachen geht, sage ich Euch meinen Dank.

Nun seid tapfer und stark. Ihr dürft stolz auf Euch und mich sein. Ihr sollt den Kopf hochnehmen und nicht mehr traurig sein. Denn Ihr habt das größte Opfer in diesem Kriege gebracht. Nun, meine liebe Mutti, laß Dir im Geist die Tränen von den Wangen küssen, und Dir, Vater, möchte ich in die Augen sehen und die Hand drücken. Und schenkt die Liebe, die Ihr mir nicht geben könnt, meinen Schwestern und anderen Menschen.

Es lebe der Führer! Es lebe Deutschland!

Euer Sohn Robert.

Wir werden den Sieg nicht im Wohlleben verpressen lassen

Der ehemalige Stammführer vom Bann 3, Oberleutnant Karl Heinz Krüger, erklärt in einem Brief aus dem Osten:

Wir müssen nach dem Kriege verhüten, den Sieg durch Rafften und Wohlleben verpressen zu lassen, so wie nach den Freiheitskriegen das Leben in Preußen nicht von denen ausgerichtet wurde, die den Sturm entfacht hatten.

Herrliche Aufgaben warten auf uns. Wir werden mit dem gleichen Schwung an sie herangehen, mit dem wir damals mit unserm „Juda verrecke“ und später „Spießer an die Wand“ über den Kurfürstendamm marschiert sind. So zeichnet sich die Richtung unserer Arbeit jetzt schon ab, wenn wir das egoistische Treiben der großen und kleinen Kriegsgewinnler beobachten. Doch alles zu seiner Zeit!

Die Runen des absteigenden Lebens und die Kreuze an den Rändern der Rollbahnen werden uns Mahnmal sein für den Sinn unseres Kampfes.

Weihnachten im Felde

Aus dem hohen Norden berichtete der Unteroffizier Stammführer Manfred Giesel (Gebiet Niederschlesien) vom letztjährigen Weihnachten:

... Dann habe ich das Licht entzündet, welches ich in Deinem Päckchen fand. Lange habe ich es und seine Flamme betrachtet. An Dich habe ich gedacht und an zu Hause, an all die Weihnachtsabende der Vergangenheit im Elternhause. Ich war so fest davon überzeugt, daß auch Du in diesem Moment an mich gedacht hast, der ich am Ende der Welt, in den nördlichsten Gefilden des Eismeeres, an Dich und meine Heimat dachte. Tränen der Rührung konnte ich bei meinen neun Männern, die meist schon mehrere Kinder haben und Weihnachten bisher immer im Kreise ihrer eigenen Familie feierten, feststellen, als ich ihnen von der deutschen Weihnacht erzählte und von dem Willen und Streben zum Licht, das unser Volk beseelt ...

Tage sind inzwischen vergangen. Am Weihnachtstage noch kam der Einsatzbefehl. Es ging alles gut, und meine Männer und ich, wir haben uns wieder einmal gut geschlagen. Oh, wenn ich dürfte, ich könnte Dir viele Seiten schreiben von dem, was ich erlebte und wie manches an mich herankam, wie es dann blitzartig gelöst wurde so und so. In keinem Wehrmachtbericht hört man von uns, und trotzdem gibt es so viele stille Helden und Opfer, die ihr Leben einsetzen in jeder Sekunde und es hingeben. Manchmal ist es so schaurig . . . Ich grüße Dich mit „Gelobt sei, was hart macht!“



PK. Raebiger: Weihnachten im Osten

Unter den Erdteilen dieser Welt ist Europa der geographischen Größenordnung nach einer der geringeren. Aber was bedeuten Flächenmaße in der Geschichte der Menschheit? Von dem Tage an, da sich Zeus in der Gestalt des Stiers der schönen Europe näherte, um sie in ein Land zu entführen, in dem sich die Vermählung des Gottes mit der Schönheit unserer Erde vollzog, sind Jahrtausende vergangen. Wir haben nicht umsonst bei unserem Kongreß dieses klassische Symbol unseres gemeinsamen Ursprungs beschworen. Europa ist mehr als ein Kontinent. Europa ist ein heiliges Wahrzeichen der Menschheit. Seit dem Tage des Zeus hat sich oft und oft auf unserem Boden der Gott mit der Kreatur verbunden. Der Abglanz des Ewigen strahlt von den Steinen der Akropolis und des Parthenon heute so stark wie einst. Kein europäisches Volk, das nicht in diesen Jahren des Kampfes und der Bewährung sich seines göttlichen Ursprungs erinnern müßte! Was bedeutet es uns, den Menschen von 1942, daß die großen Söhne dieses Bodens Kinder ihrer Zeit und ihres Schicksals waren, daß unsere Völker sich Wunden schlugen und der Lärm des Krieges unaufhörlich durch unsere Lande schallte? Endlich, endlich werden wir uns unserer Gemeinsamkeit bewußt! Spät, aber nicht zu spät, entdecken wir den alten Erdteil. 1492 setzte Columbus seinen Fuß auf den Strand der neuen Welt. 1942 entdecken wir die alte Welt, die die Ewigkeit ist. Es ist die Welt der Heroen, ob sie nun Alexander, Caesar, Friedrich der Große oder Napoleon heißen, die Welt der Dichter von Homer und Dante bis Goethe, die Welt der Denker von Plato bis Kant und Nietzsche, die musikalische Welt von Bach bis Mozart, Beethoven, Wagner und Verdi. Wie erfüllt es uns mit Stolz, diese Namen zu bekennen! Was setzt Herr Roosevelt dem entgegen? Wo ist sein Praxiteles, sein Michelangelo und sein Veit Stoß, sein Rembrandt und sein Albrecht Dürer? Welche Frechheit wagt es, im Namen eines sterilen Kontinents den Kampf gegen die ewigen Kulturschöpfungen der Menschheit aufzunehmen, die aus göttlicher Inspiration und höchster menschlicher Vollendung geboren wurden? Der Krieg Amerikas und seiner britischen Filiale ist nichts anderes als der Versuch, an die Stelle der unmeßbaren Werte Europas, die da heißen Heldentum, schöpferische Kraft und Glaube an das Ewige, den Kurszettel der Wallstreet-Börse zu setzen oder das Signum des Dollars.

Baldur von Schirach

Aus der Rede zur Eröffnung des Ersten Europäischen Jugendkongresses Wien 1942

Erlesenes

Die Stimme der Propheten:

Heinrich von Treitschke und die Niederlande

Im Jahre 1869 veröffentlichte der große Historiker Preußens in Heidelberg einen umfangreichen Aufsatz „Die Republik der Vereinigten Niederlande.“ Wir nahmen einige Auszüge daraus vor, mit denen wir die Vision eines großen Deutschen der Gegenwart ins Gedächtnis zurückrufen wollen. (Sperrungen im Text durch die Schriftleitung.)

Eine Handvoll selbständiger Stämme, Trümmerstücke des heiligen Reiches, werden zuerst durch den großen Völkerbildner, den Krieg, und durch gemeinsame politische Arbeit zusammengeschweißt zu einer neuen Nation; dann wirkt dies erstarkte Volkstum auf die Verfassung zurück, trachtet danach, den Bund in einen Staat zu verwandeln. Jede Doktrin, die in Verfassungsformen das Heil der Staaten sucht, geht in die Brüche vor diesem Gemeinwesen, dessen Schicksal unwiderleglich beweist, wie wenig die Staatsform bedeutet neben den sittlichen Mächten des Völkerlebens. Denn unter einer ungeheuerlichen Verfassung — ja, was allen Theorien des Föderalismus ins Gesicht schlägt, als ein Staatenbund ohne einen wirklichen Bundesvertrag — stand die Republik dennoch glorreich aufrecht, der glücklichste, der sittlichste Staat der protestantischen Welt, solange die Not des Krieges jeden Muskel des Volkes gewaltsam spannte. Erst im Frieden werden die Gebrechen des Staatswesens fühlbar, und als endlich nach kläglicher Erschlaffung, nach langem bürgerlichen Hader, nach dem Jammer der Fremdherrschaft die nationale Monarchie gegründet wird, da vermag die Reinigung der Verfassungsorgane doch nicht, dem frühgealterten Volke eine neue Jugend zu bringen: das königliche Niederland erscheint trotz des Segens der Staatseinheit und wohlgeordneter Staatsformen klein und armselig neben dem Weltruhm, der einst den unförmlichen Staatsbau der Republik umstrahlte.

Mit tiefem Schmerz tritt der Deutsche an die Geschichte dieser vormals deutschen Lande heran, deren glänzende Tage genau zusammenfallen mit den Zeiten unserer Ohnmacht und deren Ruhm erst sank, als das große Vaterland wieder eintrat in die Reihe der Mächte. Der Schmerz lastet um so schwerer, da redliches Urteil bekennen muß, daß unsere landläufigen Klagen und Anklagen wider die von Holland an uns verübte Verrätereij jedes Grundes entbehren. Wer hat dies köstliche Tiefland des Rheines,

die starken Arme, die unser Strom dem Weltmeer offen entgegenbreitet, vom Leibe unseres Reiches abgeschnitten? Wir selbst allein...

Es galt, dem katholischen Weltreiche sein herrlichstes Besitztum zu entreißen, — denn hier ist das Indien, hier die Goldquelle des spanischen Königs, sagte ein scharfblickender Italiener. Es galt, der deutschen Nation den Zugang zum Welthandel zu eröffnen, den burgundischen Kreis, der nur dem Namen nach zu uns gehörte, in Wahrheit dem deutschen Reiche zurückzugewinnen. Längst war dies niederländische Sonderleben dem großen Vaterlande entfremdet, seine Erhebung darf mit einigem Rechte als der höchste Triumph des deutschen Partikularismus bezeichnet werden...

Das Wunder, daß die Kämpfer beider Parteien, die mit eingriffen in den Weltkrieg¹⁾, mit grenzenloser Verachtung sprachen von einer Nation, die solches ertrug. Die deutschen Fürsten, spottet Alba, führen Adler, Löwen und Greife in ihren Wappen, aber den grimmigen Tieren sind die Klauen verschnitten, sie beißen nicht. Moritz von Oranien vergleicht uns mit den Fliegen, die sich geduldig auf dem Tische totschiagen lassen, und der tapfere Publizist der Hugenotten, Hubert Languet, meint achselzuckend: Deutschland bleibt nach seiner Gewohnheit der träge Zuschauer unserer Trauerspiele. Eine Scham wie um selbsterlebte Schmach dringt uns noch heute zum Herzen, wenn wir die mächtige Rede lesen, die Marnix von St. Eldegonde, der Freund des Schweigers²⁾, im Mai 1578 vor dem Wormser Reichstag hielt. Tua, tua res agitur, ruft der feurige Wallone dem zaudernden Deutschland zu; er fragt, ob wir denn schlafen auf beiden Ohren, ob wir nicht sehen, daß der Hispanier uns verachte wie die Hunde, wie der Türke den Giaur — und daß am Niederrhein gekämpft wird um die Herrschaft der Meere! Wahrlich, nicht uns steht es an, den großen Oranier zu verklagen. Er kämpfte für uns, indem er vom Reiche sich löste, er rettete eine herrliche Welt germanischen Lebens vor jenem bleiernem Schlummer, der auf dem hispanischen Italien lastete, er schwächte die

¹⁾ Gemeint sind die Religionskämpfe und der Weltkampf um die neuentdeckten Länder und Meere.

²⁾ Wilhelm v. Oranien wurde als der groß- „Schweiger“ bezeichnet. Die Schriftleitung



Matthias Grünewald: Die Mutter mit dem Kind
Ausschnitt vom Isenheimer Altar, Kol



Macht der Habsburger also, daß sie nicht mehr siegen konnten, als auch über unser Vaterland allzuspät der Entscheidungskampf hereinbrach. . .

Nur dieser Niedergang der deutschen Reformation erklärt den Aufgang der niederländischen Republik. Beidlegig nennen sich die Niederländer bei Goethe, und der Ausdruck trifft zu in zweifachem Sinne. Denn zwischen Land und Wasser lebt das Volk in dieser wunderlichen Welt, wo man die Aale mit dem Pfluge aus dem schlammigen Acker gräbt, wo die Städter, nach dem alten Witzwort des Erasmus, gleich den Krähen auf den Bäumen nisten: auf dem Rost der Mastbäume, die als Fußgestell der Häuser in den bebenden Boden eingerammt werden. Auch die Gesittung und der Staat dieser Trümmerstücke des altlotharingischen Reiches schwankt die Jahrhunderte hindurch zwischen der germanischen und der romanischen Welt. Frankreich behauptet die Lehns- hoheit über Artois und Flandern, Deutschland das Herrscherrecht in den nördlichen Niederlanden. An Frankreichs empfindlichster Grenze, auf einem strategisch hochwichtigen Gebiete, das keiner der Nachbarstaaten dem andern gönnt, ein Verbindungsglied zwischen deutschem und welschem Wesen. Farbenreich und vielgestaltig gedeiht das Bürgertum auf dieser klassischen Stelle mittelalterlicher Städtefreiheit.

Auch den Deutschen ward jetzt die Zeit nach 1648 zehnfach, hundertfach vergolten, was sie einst an den Niederlanden gesündigt. Mit höhnischer Verachtung sah der Holländer auf das große Mutterland hernieder; nichts schien ihm lächerlicher als die Zumutung, daß er zurückkehren solle zu dem heiligen Reiche — diesem Skelett, dieser Chimäre, wie Johann de Wit zu sagen pflegte. Und leider ist gerade dieser Kaltsinn gegen das Vaterland ein echt deutscher Zug, der auch in der Schweiz und im Elsaß uns begegnet, ein Beweis mehr für das deutsche Blut der Holländer. Doch aus den vormals deutschen Stämmen war wirklich eine neue Nation geworden, wohl berechtigt, ihre schwer erkaufte Unabhängigkeit zu behaupten. Was konnten der zerfahrenen deutsche Staat, die von französischen Pensionen prassenden rheinischen Fürsten diesem seegewaltigen Volke bieten? Nicht bloß unserem Reiche, auch dem einzelnen Deutschen galt die Geringschätzung des Holländers. Wie die englische Sprache den

Namen Dutch allein auf die Niederländer beschränkte, so prahlte man wohl in Utrecht und Leyden, der Holländer allein stamme in gerader Linie von Hermann und den Helden der germanischen Wälder, der Oberdeutsche sei nur ein verkommener Bankert. Und freilich, in sehr bescheidener Gestalt betrat unser Landsmann gemeinhin den Boden der Union. Allsommerlich zogen die Scharen der Hollandgänger aus Westfalen herbei, um für die reichen Nachbarn das Gras zu mähen, und in Amsterdam sammelten sich die Abenteuerer aus allen deutschen Gauen, um in den hochgehenden Wogen dieses großen Handelslebens ihr Glück zu machen. Dem holländischen Geldprotzen schien der deutsche „Muff“ gerade gut genug zum Söldnerdienst in den Fiebergarnisonen Ostindiens, unser Land aber sollte dem Handel der Union als Absatzgebiet, ihrer Verteidigung als Barriere dienen.

Diese Großmacht ohne Land war und blieb eine Anomalie, sie zehrte von dem Unglück der Nachbarvölker, sie besaß nur die rasch versiegende Lebenskraft eines Kleinstaates, nicht jene glückliche Gabe, sich aus sich selbst heraus zu verjüngen, welche große Nationen durch alle Stürme der Geschichte siegreich hindurchführt. Wie rasch war einst die Herrlichkeit Athens verfallen, weil dem kleinen Staate die Zufuhr frischen Blutes versagt war, und wieviel härter mußte dieser unheilbare Mangel sich bestrafen in den großen Verhältnissen der modernen Flächenstaaten! Das Ende des siebzehnten Jahrhunderts hat in Wahrheit den Grund gelegt für die Machtstellung der neuen europäischen Großstaaten. Durch den pyrenäischen Frieden war die Selbstvernichtung der spanischen Weltmacht vollendet, und mit ihrem Untergang fiel der leitende Gedanke hinweg, welchem die Union bisher die klare Bestimmtheit ihrer diplomatischen Kunst verdankt hatte. Derweil dem Staate also das Steuerruder seiner großen protestantischen Politik aus den Händen glitt, wuchs Frankreich zur ersten Militärmacht des Festlandes heran, England streckte seinen Arm aus nach der Herrschaft der Meere, Rußland tat die ersten Schritte nach der Ostsee und dem Pontus, durch die Eroberung Ungarns ward das neue Österreich, der Donaustaat, gegründet, und aus dem Wirrsal des deutschen Lebens erhob sich glorreich der preußische Staat. Neben

diesen großen Monarchien versanken allmählich die beiden Großmächte, welche die hohe Flut der Religionskriege emporgehoben hatte: Schweden und Holland. Das Land, das den Zwischenhandel aller Welt in seinen Händen vereinigte, sah einen natürlichen Feind in jeder Nation, die zu starkem Selbstbewußtsein erwachte, doch seine gefährlichsten Nebenbuhler wurden die beiden protestantischen Großmächte.

Deutschlands Schwäche war Hollands Stärke; die Stellung des kleinen Staates an der Spitze des protestantischen Mitteleuropas kam sofort ins Wanken, sobald sich bei uns eine selbständige evangelische Macht erhob. Der Gegensatz der Interessen trat schon leise hervor, als Johann Sigismund von Brandenburg zum reformierten Bekenntnis übertrat, durch die Erwerbung von Preußen und Cleve sein Haus emporhob aus der Enge des territorialen Stillebens: Es scheint wie ein sanftes Vorspiel kommenden Verwicklungen, daß der Kurfürst, kaum am Rhein eingetroffen, die tapfere Kirche von Wesel von dem niederländischen Synodalverbande abtrennte und als eine selbständige Landeskirche organisierte (1610). Nach deutscher Weise blieben die Kräfte der jungen Macht durch lange Jahre ungenutzt liegen, und als endlich in dem Großen Kurfürsten der Held entstand, der sie verwertete, da gewann die Union freilich einen treuen Freund und Bundesgenossen, aber auch einen stolzen Nachbar, der deutsches Recht gegen jedermann wahrte. Er drängte die Garnisonen der Staaten aus den niederrheinischen Landen hinaus und befreite Ostfriesland von der Obermacht der holländischen Krämer. Die Zerstörung der staatlichen Barriere im Nordwesten, die Demütigung der schwedischen Räuber im Nordosten — das waren die beiden ersten Staffeln auf der langen ruhmvollen Bahn, die den preußischen Staat emporgebracht hat zur Herrschaft in Deutschland.

In Strömen ist preußisches Blut geflossen für Niederlands Freiheit, zweimal gab unser gutes Schwert den Holländern ihr verlorenes Reich zurück, niemals hat unser Ehrgeiz auch nur ein Dorf der sieben Provinzen bedroht; das wenige, was wir ihnen nahmen, war unser eigen, war deutsches Land. Der historische Prozeß, kraft dessen Preußen, die Holländer überflügelnd, zur ersten Landmacht der protestantischen Welt heranwuchs, vollzog sich langsam, ohne offenen

Kampf zwischen den beiden Nebenbuhlern, so freundlich, daß Friedrich II. jahrzehntlang als der treueste Bundesgenosse der Hochmögenden^{*)} galt, so in der Stille, daß diese gesamte Entwicklung noch heute von manchem flachen Kopfe ganz übersehen wird.

Wohin wir blicken, überall Erstarrung, bequemes Ausruhen auf den Werken vergangener Tage. Der Kolonialbesitz, der einst die Sitten der Nation gestählt hatte, begann, nachdem die Zeit der Kriege vorüber war, verweichlichend zu wirken. Die selbstüchtige Steuergesetzgebung des Patriziats fing an sich zu bestrafen. Die hohen Abgaben, die auf allen Lebensbedürfnissen ruhten, trieben den Arbeitslohn so rasch in die Höhe, daß der Gewerbetreibende den Wettbewerb mit wohlfeileren Ländern aufgeben mußte. Nachher, als die Produktion stockte, erfolgte ein ebenso unnatürliches Sinken des Lohnes, und der kleine Mann litt unsäglich. Das massenhafte Kapital, das in dem sinkenden Warenhandel nicht mehr Raum fand, warf sich jetzt auf den Geldhandel: die Holländer wurden ein Volk von Kapitalisten — die Staatsgläubiger, wie einst die Frachtfahrer aller Nationen. Man berechnete um 1780, daß 1500 Millionen Livres holländischen Kapitals in auswärtigen Staatsanleihen angelegt seien, — eine Verbildung der Volkswirtschaft, die sich nicht minder hart bestrafte als die einseitige Vorliebe des spanischen Volkslebens für Staat und Kirche. Bankrotte und Schwindelgeschäfte, die unvermeidlichen Begleiter des Kapitalüberflusses, gefährdeten bald den alten kaufmännischen Ruf der Nation. In herrlichen Sammlungen und philanthropischen Stiftungen wird der Überfluß des Reichtums aufgespeichert, die müßige Schar der Regenten und Regentinnen standesgemäß beschäftigt. Gartenpitter von gediegenem Silber umfriedigen die Häuser der Hochmögenden im Haag, auf allen Schränken schwere Nippes aus Japan, hier eine Uhr, in deren Pendel ein Engel sich schaukelt; dort ein fein geschnitzter Schrein mit Schildpatt und Perlmutter ausgelegt, öffnest du die Tür, so erblickst du hinter einer Vorhalle von zierlichen Pflöpenziehsäulen ein wohlversorgtes Regentenhaus im kleinen — überall der kostbare Schnickschnack geschmackloser Pracht, ungeheure Längeweile, eine unverkennbare Ähnlichkeit

^{*)} Die Herrenkaste der niederländischen Generalsstaaten.

mit China. Damals entstand jenes Zerrbild vom holländischen Wesen, das noch heute in den Vorstellungen der Nachbarvölker fortlebt, obwohl es längst nicht mehr zu trifft: der bequeme Mynheer mit Schlafrock und Tonpfeife, die dicke Mevrouw mit schläfrig wasserblauen Augen, die sich die Füße wärmt über dem Torfbecken, dem Stoojje. Und trotz des Verfalls, trotz der Verwelschung der Sprache noch immer die alte Selbstgefälligkeit! Man verachtet die kühnen Gedanken Lessings und Kants als deutsche Neologie, man feiert prunkvoll das zweihundertjährige Jubelfest der Glanztage des Befreiungskrieges, gleichwie der Schweizer in kleiner Zeit noch mit den Morgensternen von Sempach und Morgarten, mit den scharfen Hörnern des Stieres von Uri prahlt...

Und seltsam, während der Staat der Utrechter Union dem Untergang entgegenwankte, ward seine alte Herrlichkeit das Vorbild für eine Staatengründung jenseits des Meeres. In einer Bürgerversammlung zu Boston (1772) fielen die drohenden Worte: Wir wollen unsere Unabhängigkeit erkämpfen wie einst die Niederländer, gleich ihnen einen Staatenbund bilden und wie sie allen Völkern freien Handel gewähren.

Der unkriegerische Geist des Volkes, der unter allen Gewaltschlägen Napoleons nichts so bitter empfunden hatte wie die Konstriktion, fiel selbst dem freundlichen Auge Niebuhrs sehr widerwärtig auf, und das Urteil des Auslandes über das Handelsvolk sprach sich unzweideutig aus in einem weitverbreiteten Spottbilde: Mynheer sitzt behaglich mit seiner Tonpfeife und Teetasse in einem Wagen, den Preußen, Rußland und England stampfend vorwärts ziehen, und ruft vergnügt: Zoo gat het well! Die Blutarbeit der Befreiung blieb den Deutschen überlassen. In glorreichen Kämpfen rangen Bülow und Oppen um Arnheim und Doesburg, unsere Nordarmee hielt jenen Siegeszug durch die Festen der Niederlande, den der Meißel Christian Rauchs so wunderschön verherrlicht und den das gerettete Volk so gründlich vergessen hat, daß wir den Namen Bülow in den holländischen Geschichtswerken zumeist vergeblich suchen. Unsere Väter fielen nach unsagbaren Opfern unter das Joch des Bundestags, den Niederländern schenkte eine unblutige Revolution, schwunglos und nüchtern wie die englische von 1688, den Segen gesetzlicher Freiheit.

Uns Deutschen liegt der vermessene Gedanke fern, nach der Weise des Wiener Kongresses die Geschichte der Jahrhunderte zu streichen. Man liebt uns wenig zu Amsterdam und Utrecht, und selbst unsere Gutmütigkeit kann den zur Schau getragenen Kaltsinn der Nachbarn nicht mit wärmeren Empfindungen erwidern. Wer wüßte nicht, welcher Undank die Befreier Hollands belohnte, wie schamlos eine boshafte vertragsbrüchige Krämerpolitik — die Politik des *jusqu'à la mer* — unseren schönen Strom durch viele Jahre mißhandelt hat? Wo immer in unserem Vaterlande eine gesunde nationale Kraft sich erhob, da begegnete sie auch dem Hasse der Holländer — einem Hasse, welchen die zärtliche Vorliebe der Amsterdamer Börse für die bankrotten Financer des Hauses Osterreich nicht allein erklärt. Durch das kleine Volk geht die unheimliche Ahnung, die Zeit der „verbrockelte Nationalitäten“ sei vorüber. Schon unter dem Ministerium Hohenzollern-Schwerin äußerte ein ausgezeichnete holländischer Staatsmann vertraulich, er freue sich des Mißerfolges der neuen Ära, denn neben einem geeinigten Norddeutschland könne Holland sich nicht halten — und welche Gehässigkeit der kleine Staat uns während des deutschen Krieges und des Luxemburger Handels erwiesen hat, das lebt noch in aller Gedächtnis. Wir deutschen Unitarier aber hören mit Erstaunen von den finsternen Plänen, die man uns zutraut. Wohl sehen wir mit Schmerz, daß die Mündung unseres Stromes nicht mehr uns gehört, daß die Sonderstellung der niederrheinischen Lande uns eine selbständige nationale Handelspolitik und die Bildung eines Kolonialreiches sehr erschwert. Wir wissen es wohl, der Bestand der Schweizer Eidgenossenschaft ist eine europäische Notwendigkeit, der Bestand der beiden niederländischen Königreiche ist es nicht. Wir glauben auch nicht, daß die holländische Nation jemals wieder mit großer Tat eingreifen werde in das Kulturleben der Menschheit. Die am Niederrhein übliche Versicherung, das holländische Volkstum bilde den Übergang vom deutschen zum englischen Wesen, erscheint uns, ehrlich gestanden, als eine leere Phrase. Aber diese kleine Nation besteht, mit einer selbständigen Sprache, mit fester Eigenart und starkem Selbstgefühl, und für die Völker ist das Dasein gemeinhin schon das Recht des

Daseins. Wir würden, wenn wir je als Eroberer aufträten auf Hollands Boden, zwar schwerlich einen neuen achtzigjährigen Krieg entzünden, wohl aber ein Volk von untreuen, meuterischen Bundesgenossen uns erwerben. Wer darf einen so zweifelhaften Gewinn wünschen? Nein, was wir wollen, ist gerecht und redlich: ein treues, freundnachbarliches Verhältnis, also daß uns unser Strom, den Holländern ihr weites Hinterland zu schrankenlosem Verkehr offenstehe.

Nur ein Mittel gibt es, uns Deutschen wider unseren Willen über diese bescheidenen Gedanken hinauszutreiben. Wenn der nächste Angriff der Franzosen auf das Deutsche Reich die Holländer als unsere Feinde finden sollte, dann würde Holland durch törichtes Mißtrauen sich selber ins

Verderben stürzen — dann, nur dann müßten wir versuchen, den tausendjährigen Kampf um die Trümmerstücke des alten Lotharingens endgültig abzuschließen, die Lande des Niederrheins wieder hineinzuwringen in das große Volkstum, das sie einst aufgaben. Es liegt in Hollands Händen, durch eine gerechte und furchtlose Politik diese unabsehbaren Wirren abzuwenden. Der große Gang der deutschen Dinge, die Einheit unseres Reiches von der Ostsee bis zum Bodensee und der Ausbau dieser Einheit läßt sich nicht mehr hemmen durch das Geschrei kleiner Völker, die verschollene Tage nicht vergessen können. Der alte Baum der europäischen Gesittung ist stark genug, um neben den schweren Ästen der großen Kulturvölker, die seine Krone tragen, auch einige bescheidene Zweige zu dulden, die das Laubdach reich und gefällig abrunden.

Neue Bücher

„Männer machen Geschichte“

Hermann von Petersdorffs 1926 erschienenes Buch „Der Große Kurfürst“ ist jetzt von Paul Kretschmann in einem unveränderten Nachdruck neu herausgegeben worden (Verlag Köhler & Amelang, Leipzig). Kein Werk wohl ist geeigneter, das Wort „Männer machen die Geschichte“ zu verdeutlichen, als diese Darstellung des Wirkens Friedrich Wilhelms von Brandenburg durch den großen Kenner brandenburgisch-preußischer Geschichte.

Nach den Wirren des Dreißigjährigen Krieges, der das Land in tiefstes Elend geworfen hatte, übernahm der 20jährige Kurfürst den kleinen, in völlig verschledenen Staat aus der Hand seines Vaters, der in den europäischen Machtkämpfen eine mehr als klägliche Rolle gespielt hatte. Das Heer, das er vorfand, war eigentlich nur eine große Räuberbande. Der Landesherr stand in weitest gehender Abhängigkeit von den selbstbewußten, eigenwilligen Ständen.

Die Kraft und der Wille des jungen Kurfürsten hat aus dieser bösen Erbschaft in kürzester Frist ein neues Staatengebilde geschaffen, das unter seinem Enkel und Urenkel zur Großmacht Preußen emporstieg. 1656 bereits trat Brandenburg an der Seite Schwedens zum erstenmal in der Weltgeschichte in der Schlacht bei Warschau als Militärmacht in Erscheinung. Den Absolutismus in seinen Ländern durchsetzend, geschickte den jungen Staat durch die Klippen der Kabinettskriege jener Zeit steuernd, war Friedrich Wilhelm rasch zur unworbensten Persönlichkeit Europas geworden. Dieser Mann, in dessen Flugschriften das Wort stand „Gedenke, daß du ein Deutscher bist“, wagte es, für die deutsche Freiheit und das Reich, der gewaltigen Macht Ludwigs XIV. entgegenzutreten und sich damit

an die Spitze Deutschlands zu stellen. Aber der habsburgische Kaiser trieb in dieser Lage gegen den „verbündeten“ Kurfürsten ein erbärmliches Spiel des Betrugers, über das Frankreich genauestens unterrichtet wurde. So warf Friedrich Wilhelm das Steuer herum, ließ entgegen dem Reichsinteresse den Ereignissen am Oberrhein seinen Lauf. Der Raub Straßburgs, das heute wieder in das Reich zurückkehrt, wurde dadurch ermöglicht. Größe und Tragik deutscher Geschichte sind hier auf engstem Raum vereinigt.

Dr. Gerhard Krüger.

Dokumente der Zeit

Die Schnellebigkeit unserer Kriegstage, die fast unübersehbare Fülle von Ereignissen lassen es gerechtfertigt erscheinen, alles das, was Presse und Rundfunk täglich an die Öffentlichkeit ausgeben, in gedrängter Form und in seinen wesentlichsten Nachrichten in Buchform festzuhalten. Die Herausgeber von „Deutschland im Kampf“, Ministerialdirektor A. I. Berndt und Oberst von Wedel (Verlagsanstalt Otto Stollberg, Berlin), fassen die Ereignisse eines jeden Monats seit Kriegsbeginn zusammen und können heute bereits eine stattliche Anzahl von Bänden ihres kriegs-dokumentarischen Werkes vorweisen. Der Inhalt jedes Monatsbandes weist alle Wehrmachtsberichte, wesentliche Erlebnisse von Propagandakompanien und Darstellungen von höherer Warte über den Verlauf von Kampfhandlungen auf. Hinzu kommen wichtige Dokumente, wie Tagesbefehle oder Reden des Führers, Berichte über Außenpolitik, Innenpolitik, Verwaltung, Sozial- und Wirtschaftspolitik. Der Besitz der vollständigen Reihe all dieser Bände bedeutet, über ein zeitgeschichtliches Nachschlagewerk zu verfügen, dessen handliche, übersichtliche Anlage jederzeit einen raschen und gründlichen Einblick in alle Phasen des weltbewegenden Ringens mit unseren Feinden ermöglicht. G. K.

Hauptchriftleiter: Günter Kaufmann, Wien; Stellvertreterin: Ortrud Stumpe, Berlin. Anschrift der Schriftleitung: Bln.-Charlottenburg, Kaiserdamm 45, Reichsjugendführung. Fernspr.: 41 00 11. Verlag Franz Eher Nachf. G. m. b. H. (Zentralverlag der NSDAP.), Berlin SW 68. — Pl. Nr. 8 v. 1. März 1938. Druck: Buchgewerbehau M. Müller & Sohn, Berlin SW 68.

KTA

Was macht
heroisch?
Zugleich seinem
höchsten Liede
und seiner grös-
sten Hoffnung
entgegengehen.

FRIEDRICH NIETZSCHE
1844 - 1900

Aus »Nietzsche: Schwerm des Geistes
Kröners Taschenausgabe Bd. 169



Manches
RUHMESBLATT

in der Geschichte der Me-
dizin gehört den BAYER-
Arzneimitteln. Viele früher
födliche und zu langem
Siechtum führende Krank-
heiten werden heute mit
ihrer Hilfe geheilt. Das
BAYER-Kreuz ist das
Zeichen des Vertrauens!

W74



**Wieviel Mauser-Gewehre
besteht Euer Bann?**

Sicherlich nicht genug, um Schießsport und Wehrunterrichtso durchzuführen, wie's heute und für die Zukunft nötig ist. Gern würden wir den Bann mit Mauser-Gewehren beliefern, wenn nicht wichtigere Aufgaben die Herstellung aller Kleinkalberwaffen zurückdrängen würden. Auch der Wunsch nach der eigenen Waffe kann während des Krieges nicht erfüllt werden. Daß jeder gerne mit der Mauser-Sportbüchse schießen möchte, beweisen Euerer täglichen Anfragen und ist begreiflich durch die Siege, die Mauser bei allen Wettkämpfen davonträgt. Darum heißt es jetzt: Warten bis nach dem Kriege, es lohnt sich bestimmt.



Mauser-Werke AG. Oberndorf / Neckar

Schriftenreihe:

Die wirtschaftlichen Entwicklungsmöglichkeiten in den eingegliederten Ostgebieten des Deutschen Reiches

Band 1

Walter Geisler

**DEUTSCHER!
DER OSTEN RUFT DICH!**

104 Seiten mit 14 Abbildungen und einer Kartenskizze, kartoniert RM. 1,35

„Diese Schrift mögen alle Deutschen lesen, und jeder soll darüber nachdenken, ob der Ruf nicht auch an ihn gerichtet ist, in zwar harter, aber dafür auch lohnender und befriedigender Arbeit den Osten wirtschaftlich und kulturell für unser Volk neu zu gewinnen und für alle Zeiten zu sichern.“

Leipsiger Neueste Nachrichten

Über die weiteren Bände der Schriftenreihe stehen Prospekte zur Verfügung

**VOLK UND REICH VERLAG BERLIN
AMSTERDAM / PRAG / WIEN**

Provinzial-Bildungsanstalt für Frauenberufe in Oppeln

Träger:

Provinzialverband Oberschlesien
und Stadt Oppeln

Schularten:

Kinderpflege- und Haushaltsgehilfinnenschule, Kindergärtnerinnenseminar, Jugendleiterinnenseminar, Fachschule für Volkspflegerinnen, Haushaltungsschule, Frauenfachschule

Aufnahme:

April und Oktober

Wohnheim für auswärtige Schülerinnen

Geschäftsstelle Oppeln O.-Schl.
Ludwigstraße 19

Stiftung Bruno Mussolini

Der Duce hat bestimmt, daß die deutsche Ausgabe seines Buches

„Jahre mit Bruno“

zur Errichtung einer Stiftung für die Hinterbliebenen gefallener deutscher Flieger verwendet wird. Für einen Spendenbetrag, der unter dem Kennwort „Stiftung Bruno Mussolini“ auf das Post-scheckkonto Essen 16400 der *National-Bank, Essen*, zu überweisen ist, liefert Ihnen die

Essener Verlagsanstalt · Essen
ein Exemplar von Mussolinis unvergäng-
lichem Denkmal für seinen gefallenen Sohn

Stiftung Bruno Mussolini

Sieben erschienen:

WILHELM SCHÄFER

Spätlese alter und neuer Anekdoten

244 Seiten. Sp. RM. 4,—

Mit dieser Spätlese hat Wilhelm Schäfer den Kreis seiner berühmten Anekdoten abgeschlossen und damit den Plan vollendet, den er zu Beginn seines dichterischen Aufbruchs vor vierzig Jahren gefaßt hatte: in hundert knappen, epischen Darstellungen den ganzen Umkreis des Lebens abzuwandeln.

BERNHARD SCHWÄRZ

Wolhyniendeutsches Schicksal

296 Seiten. Sp. RM. 4,80

In dieser erschütternden Schicksalschronik deutschen Blutes im Osten kündigte sich ein neuer Erzähler von hohem, dichterischem Rang an. Es sollte Bernhard Schwarz nicht vergönnt sein, sein Werk fortzuführen, er selbst ruht nun in wolhynischer Erde, gefallen im Kampf gegen den Bolschewismus.

Nur durch Buchhandlungen zu beziehen!

ALBERT LANGEN / GEORG MÜLLER
VERLAG MÜNCHEN

Wir liefern aus:

Die Bestimmungen über den Jugendarrest nebst ergänzenden Vorschriften

Von Amtsgerichtsrat Artur Mellwitz
136 Seiten RM. 5,40 kart.

Jugendverfassung und Jugenddienstpflicht

Von Franz Baaden

Band IV der „Schriften zum Jugendrecht“

Herausgeber

Prof. Dr. Siebert, Prof. Dr. Schaffstein
und Prof. Dr. Wieacker

180 Seiten RM. 6,60 kart.



Auch durch den Buchhandel zu beziehen

Deutscher Rechtsverlag
G. m. b. H.

Berlin W 35, Hildebrandstraße 8
Leipzig C 1 — Wien I



14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED
LOAN DEPT.

This book is due on the last date stamped below, or
on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

ICLF (N)

DEC 5 1967 8 1

IN SLACKS

NOV 21 1967
RECEIVED

DEC 16 '67 -4 PM
LOAN DEPT.

LD 21A-60m-2,'67
(H241s10)476B

General Library
University of California
Berkeley

YD 07241



14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED
LOAN DEPT.

This book is due on the last date stamped below, or
on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

ICLF (N)

DEC 5 1967 8 1

IN STACKS

NOV 21 1967

RECEIVED

DEC 16 '67 - 1 PM

LOAN DEPT.

LD 21A-60m-2,767
(H241s10)476B

General Library
University of California
Berkeley

YD 07241



